This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

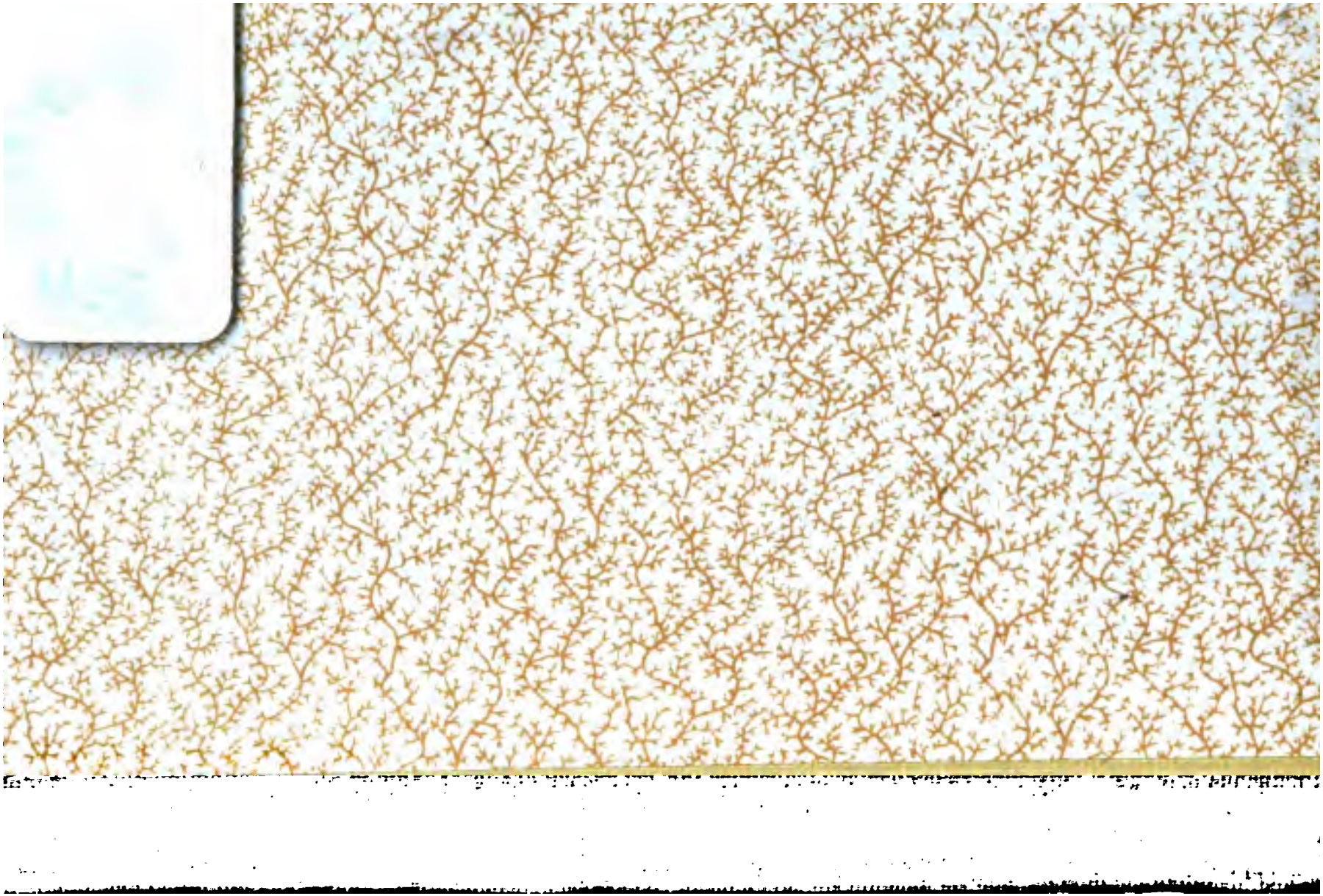
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

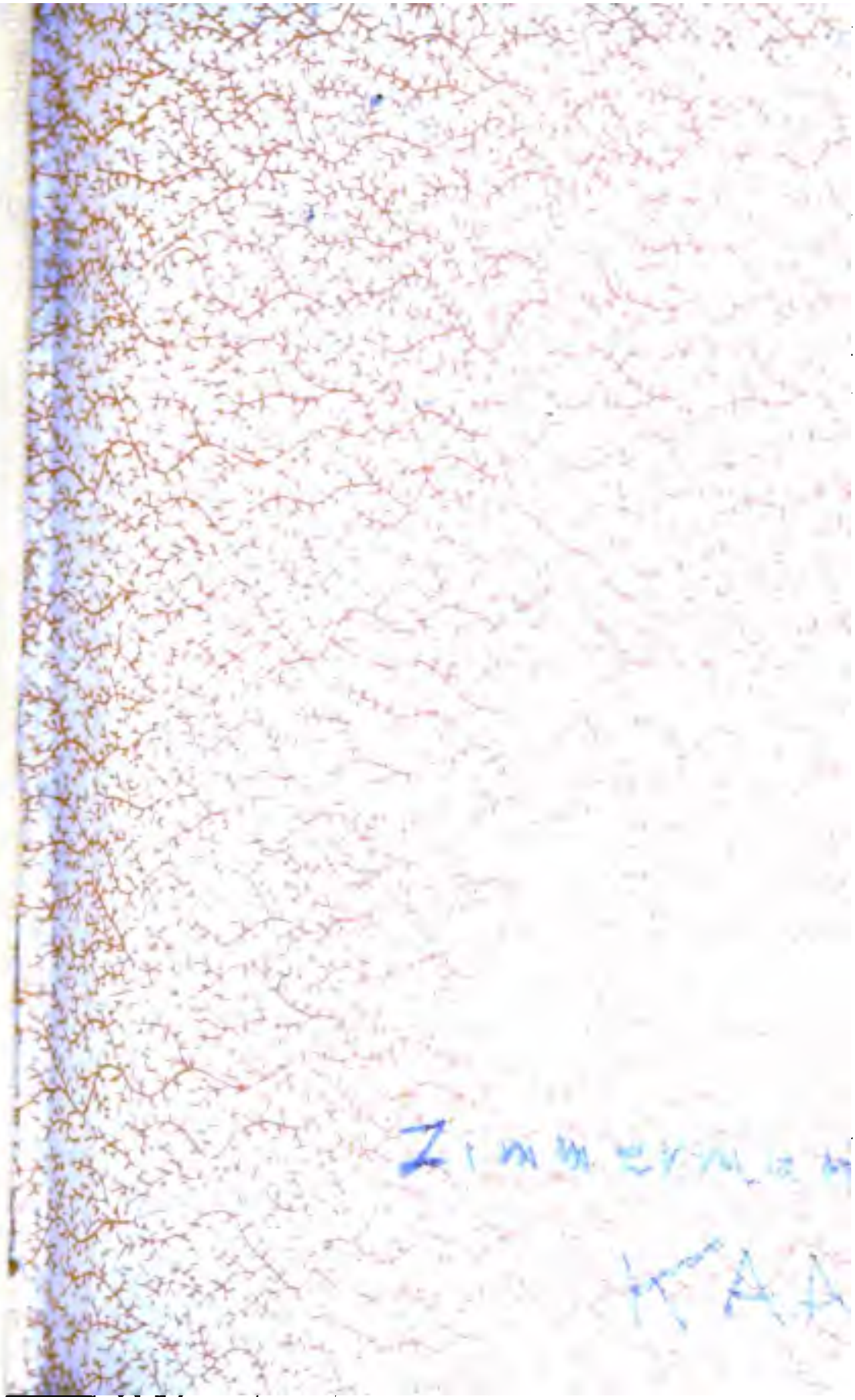
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.





C. Frauth. sc.

Hindostanischer Edelmann im Hofkleide.

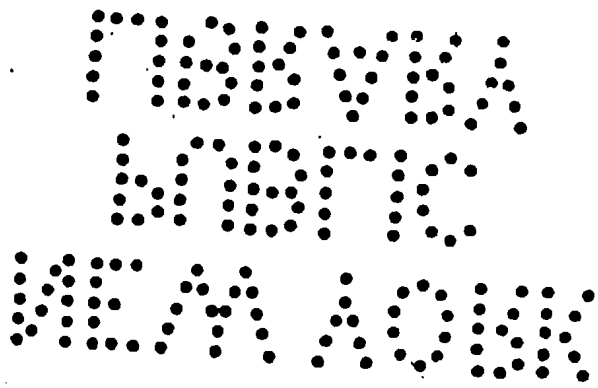
TASCHENBUCH
der
REISEN,
oder
unterhaltende Darstellung
der Endeckungen des 18ten Jahrhunderts
in Rücksicht der Länder, Menschen und Productenkunde.
Für jede Klasse von Lesern.
von
E. A. W. von ZIMMERMANN

Eilfter Jahrgang
Zweite Abtheilung
für das Jahr
1812

Mit 9 Kupfern

Leipzig, bei Gerhard Fleischer d. Jüng.

NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR LIBRARY NEW



NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Vorrede.

Von welchem Gesichtspunkte man auch den Theil Asiens betrachtet der bereits von den Alten Indien genannt ward, stets bleibt er einer der wichtigsten Gegenstände sowohl für die Geographie als für die Geschichte, und gesamte Naturkunde. Hier ist nicht nur, wie bei Hinter-Indien, Treflichkeit des Landes und höchste Fülle seiner Erzeugnisse, hier sieht man ein ruhiges, gänzlich von jenen östlichern Indiern verschiedenes Volk, das bereits im höchsten Alterthum Bewunderung erregte, und noch jetzt durch seine Industrie selbst uns hochkultivirte Europäer auf mehr denn eine Weise hinter sich zurück läßt.

Der Besitz eines solchen Landes macht daher mit Recht einen der wichtigsten Gegenstände des Handels und der Politic aus.

Ueber ein in doppelter Hinsicht so wichtig ausgesteuertes Land schnell hinwegzueilen wäre mithin höchst unbillig, ja es wäre selbst kaum möglich, so bald man sich nicht einer oberflächlichen, des großen Gegenstandes gänzlich unwürdigen Darstellung schuldig machen wollte; auch schießt aus einem so reichen Boden, wenn gleich noch so leicht aufgearbeitet, fast unwillkührlich die Fülle herrlicher Frucht.

Dieß sagte mir bereits mein Vorgefühl, ehe ich an die Darstellung von Hindostan Hand anlegte; und während der Arbeit selbst, so fragmentarisch sie auch nur gehalten seyn sollte, ward ich stets deutlicher davon überzeugt. Es schien mir daher Schuldigkeit gegen den Leser, bei diesem Lande länger verweilen zu müssen. Ich gab deßhalb dem Ganzen zwei Abtheilungen. Die erste, welche hier geliefert wird, die Grundlage des Ganzen, begreift das Land und dessen Naturerzeugnisse; die zweite aber die Bewohner, deren verschiedene Volksstämme, Bildung, Sitten, Gewohnheiten und Religion. Und da eine solche Darstellung kaum möglich ist, ohne wenigstens

die Hauptepochen der Geſchichte des Landes anzudeuten, ſo ſah' ich mich genöthigt manches aus den ältern und neuern Ereigniſſen dieſes, ſo vielfachen Revolutionen unterworfenen Landes, mit aufzunehmen.

Oſtindien iſt ſeit ein Paar Decennien nicht nur ſtärker als je zuvor beſucht ſondern von viel mehr wißkundigen geſcheidten Männern bereiſet. Und wenn gleich die Engländer bei ihrer jetzigen Oberherrſchaft über dieſen wichtigſten Theil Aſiens uns das meiſte und zum Theil vorzüglichſte darüber mittheilen konnten, und auch wirklich mitgetheilt haben; ſo muß man auf der andern Seite den Franzoſen ebenfalls die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ſie gerade in dieſen neueſten Zeiten unſere Kunde über Oſtindien auf das ſchätzbarſte erweiterten. Ohne hie einmal eines Perrins, Tombe, la Croix u. a. zu gedenken, ſo hat uns dennoch kein Engländer eine ſo genaue Darſtellung der Kunſtprodukte Hindoſtans geliefert als le Goux de Flaix, ja ſelbſt keiner ein ſo weit reichendes, auf eigene Erfahrun-

beruhendes Gemählde der dortigen belebten Natur, hauptsächlich in zoologischer Hinsicht, als Sonnerat, wenn gleich darin mehrere sehr bedeutende Lücken offen geblieben sind.

Freilich hat, seitdem der wichtigste Küstentheil von Hindostan fast eine ziemlich ruhige Kolonie von England geworden ist, die Societät der Wissenschaften welche der unschätzbare Jones dort gestiftet hat, uns ganz vorzügliche Aufschlüsse über so viele der wichtigsten Gegenstände, sowohl aus dem Gebiet der Landes- Völker- oder Naturkunde geliefert, allein stets bleibt hier noch ein unermeßliches Feld für unsere Wißbegierde zu bearbeiten übrig, und man kann nichts eifriger wünschen als daß es dem einzigen Humbold gefallen mögte uns auch hier seine allumfassende scientifische Rastlosigkeit aufzuopfern. Wie ganz anders würde es dann nach einigen Jahren für Asiens Erd- Natur- und Völkerkunde aussehen.

Darf man mit Recht die jetzigen Nordamerikanischen Freistaaten als eine vormalige englische Kolonie ansehen, so würde

es einen merkwürdigen ja höchst sonderbaren Vergleich gewähren, wenn man eine Uebersicht der Fortschritte unsers Wissens in Rücksicht der beiden großen Kolonien Englands aufstellte, nämlich einen Vergleich unserer heutigen Landeskunde zwischen den Nordamerikanischen Freistaaten und dem englischen Ostindien.

Jene Frei-Staaten sind uns nur erst seit ein Paar Jahrhunderten bekannt, Hindostan dagegen seit Jahrtausenden; und durch die Kriege mit den Eingebornen, nicht bloß den Küsten nach, seit vielen Jahrhunderten von vielen gescheidten Europäern dreier Nationen besucht.

Wie viel genauer kennen wir aber anjetzt nicht bloß die Frei-Staaten, sondern sogar das weit hinter ihnen gelegene ungeheure Land selbst bis zum Südmeere hin, als Hindostan!

Sind doch selbst in dem großen Decan ganze Provinzen, wenn gleich nahe an den Besitzungen der Engländer gelegen, für uns noch eine Terra incognita! Rennells trefliche Karte sagt ja von dem großen Erdstrich, dem Moodaje-

Boonsla, zwischen 18° und 21° nörd. Br. und 80° — 83° Länge, es sey ein den Europäern unbekanntes Land (Tract unexplored by Europeans). Und was ist uns denn überhaupt von dem Innern der großen Besitzungen der Mahratten, oder von den nördlichen Ländern Ajemere, Moultan und Lahor bekannt, ohne einmal der weiter unweit Butan und Assam hingelegenen, nordöst- und östlichen Gebiete zu gedenken?

Indeß erklärte es sich leicht, woher diese Unkunde hier gegen das Bekanntseyn von Nord-Amerika so sehr contrastirt.

Die Freistaaten von Nord-Amerika, größtentheils längst der Küste gelegen, wurden gleich anfangs von einer bedeutenden Menge Europäer auf einmal besetzt. Die Originalbewohner, fast überall nur dünne gesäete, einzelne Stämme, dabei ohne alle Kultur, traten theils selbst den Ankömmlingen ihr Gebiet gutwillig ab, theils wurden sie bald durch die Ueberlegenheit der Waffen genöthigt sich zurück zu ziehen.

Die Koloniſten waren Menſchen welche hauptſächlich durch Bearbeitung des Bodens ihr Daſeyn friſteten, und ſie rückten bei zunehmender Menge mählig mit dem Ackerbau tiefer landeinwärts. Die Lage des Landes, die Flüſſe, die Natur des Bodens und ſeiner Erzeugniſſe ward daher faſt ohne groſze Schwierigkeit nach und nach bekannt. Und da jene ſich in ihre innere Jagdreviere weiter zurückziehenden Indianer bald einen bedeutenden Gewinn durch die ihnen von jenen Fremden abgetauſchten Peltereien erhielten, ſo entſtand hiedurch ein Verkehr zwiſchen den Originalen und den Europäern, wodurch letztere ſchnell zur Kenntniſz der Binnenländer vermittelſt ihrer Pelzhändler und auch der Miſſionäre gelangen muſzten.

Bei Hindoſtan von dieſem allen das Gegentheil. Ein ſeit Jahrtauſenden ſtark bevölkertes Land, deſſen Bewohner faſt ſeit dieſer ganzen Zeit in regelmäſzige, angeſehene Staaten vereint, nachmals durch die Mahomedaner, ſodann durch die erſten Portugieſen weiter ausgebildet und mit unſern Waffen bekannt waren;

ein Land das zugleich als der größte, reichste Markt von Asien die vielartigsten Nationen hatte kennen gelernt, konnte die europäischen Handelsleute weder als etwas außerordentliches ansehen, noch vor ihnen zittern. Als es daher diesen letztern nicht genügte blos Handlung zu treiben, sondern sie sich gelüsten ließen, in einem ihnen durchaus fremden Lande Forteressen anzulegen, und gegen die eigentlichen original Besitzer die ihnen gutmüthig genug den Handel zugestanden, selbst bewafnet aufzutreten, und sich, obgleich Ausländer, in den innern Haushalt der Staaten Ostindiens mischen zu wollen, da mußte ein natürlicher, höchst gerechter Haß auf diese undankbaren Fremdlinge fallen.

Was letztere daher auch immer durch die Ueberlegenheit ihrer Kriegstalente von den Eingebornen erzwangen, so diente dieß nur um desto mehr zu einer neuen Ursache der Erbitterung und Rache.

Auf die Art mußte begreiflich den Europäern jeder Schritt ins Innere erschwert werden, und gerechtes Mis-

trauen, stets aufgeregt durch die Entstehung der Usurpation solcher ungeahneten, widerrechtlichen Anmaaßungen bot alles auf, jeden ihrer Schritte zu beachten, und ihnen das Land so viel möglich verschlossen zu halten.

Selbst die heutige wie durch ein Wunder hervorgegangene Oberherrschaft der englischen Kaufmannsgesellschaft über die wichtigsten Regenten Indostans, ja sogar über den vormals an Macht und Reichthümern für unvergleichbar geschätzten Groß-Mogul, hat es noch nicht für uns dahingebracht, daß wir nur die Quellen, ja kaum den völligen Lauf von einem der großen Gränzflüsse von Hindostan kennen, während uns in den Freistaaten der Lauf fast aller großen Ströme und ihr Ursprung bekannt ist, und vor kurzem sind sogar die so weit entlegenen Quellen des Missisipi kund worden.

Indeß darf die Geographie bei dem stets weitern Umsichgreifen der Europäer in Indien dennoch auch ähnliche Aufklärung über diese wichtigsten Theile der alten Welt erwarten. Und wenn jene

treffliche Gesellschaft der Wissenschaften ihren Gang ununterbrochen fortsetzt, was dürfen dann die Natur- und Arzneikunde nicht für eine reiche Erndte für sich hoffen.

Auch mögen bereits gegenwärtig da ich dieß schreibe, viele neue schätzbare Entdeckungen gemacht worden seyn, welche wir bei der heutigen Sperre selbst des litterarischen Verkehrs entbehren müssen, wovon wahrscheinlich Buchanans Reisen und die letzten Bände der Asiatic Researches vieles enthalten. Dieß alles muß daher bis zum allgemeinen Frieden aufgespart bleiben.

Inhalts-Anzeige.

	Seite.
Einleitung	1—13
Hindostan, das Land	14—96
Lage, Gränzen, Größe	14—18
Küsten und Häfen	19—32
Wichtigkeit von Suratte	25—26
Diu und deren Belagerung	28
Große Tapferkeit und Edelsinn der Portugiesen	29—30
Innere Bildung des Landes	32—96
Seltenheit dortiger Volkane	33
Ansehnliche Sandwüsten in Westen . .	34
Die Ghauts, das Hauptgebirge und dessen Lauf	35 u. f.
Versteinerte Bäume	38
Die wichtigsten Flüsse	40—70
Der Ganges und Brahmaputre . . .	41 u. f.
Ueberschwemmungen des Ganges, dessen mittlerer Lauf und Länge . . .	46
Sein Delta und der sonderbar dadurch gebildete Sunderbund	48
Der Gagra	49
Der Kosa	50
Der Jumna (Dschumna)	51
Gebiet des Indus	52 u. f.
Der Panjab, das Land der 5 Flüsse . .	53
Der Chenaub (Acesines) und Ravey (Hydraotes)	54

	Seite
Der Bejah (Hypasis) und der Settledge	55
Das Delta des Indus	56 u. f.
Dortige bedeutende Produkte	58 u. f.
Die Hauptstadt Tatta, und dortige Königs Grabmähler	60 u. f.
Der Nerbuda Fluß und Mahandri	62
Der Tapti, seine Mündung unweit Surate	63
Der Cavery, Hauptfluß von Mysore	64
Die Hauptstadt Seringapatnam auf dessen Insel und dort aufgehäufte Schätze	65
Fälle des Cavery und Ruinen einer Brücke von Granit	66
Der Kistna Fluß und der Godavery	67 u. f.
Caschemere, das schönste Land Hindostans	72 u. f.
Die prächtigen Gärten des Kaisers Shah-Jehan	74
Der dortige See und die periodisch stillstehende Quelle	75 u. f.
Das Phänomen des weissen Steins	76
Dortige Lavinen	77
Der wichtige, romantisch gelegene Paß Sicri-Gholly	79 u. f.
Die feste Stadt Oudypour	81
Die Felsenfestung Gwallior und ihre sonderbare Eroberung	82
Bergfestung Aorno und Schandthat Alexanders von Macedonien	83
Die Bergstadt Tritschinopoly	84 u. f.
Klima von Hindostan	86—96
Die period. Winde und Jahrszeiten	89 u. f.
Dürre und Hungersnoth	91
Meteorsteine von Benares	93 u. f.

Seite

Sonderbares Erscheinen und Verschwinden von Fischen 95

Natur Erzeugnisse Hindostans.

Die Hauptsteinschichten und Arten . . 96
Steatit als Seife für die Mousseline . . 96
Steinsalz 97
Salpeter, erstaunliche Quantität . . . 98
Gesammtwerth des ausgeführten Salpeters und ungeheurer Luxus der dortigen Engländer 99
Geschmeidiges Eisen 100
Uebrige Metalle, die edlen nur sparsam 101
Reichthum an edlen Steinen . . . 102
Hauptlager des Diamants 103
Beurtheilung eines rohen Diamants . 105
Der Demantspath 106
Die dortige Perlfischerei . . . . . 107 — 115
Verschiedene Art die Perlen zu schätzen und zu berechnen 111
Werth der größten Perlen 112
Bildung der Perlen 114
Fischerei des Xanxus oder Chiacons (Buccinum) 115
Hoher Werth eines linksgewundenen Kinkhorns 116
Das Pflanzenreich . . . . . 117 — 166
Hindostan erzeugt die Feldfrüchte von Asien und von Europa . . . 117
Vielfache Benutzung des Reißes . . 118
Werth des dortigen Zucker-Rohrs . 120 — 122
Die dortige Baumwolle . . . . . 123 u. f.
Der Pfeffer und seine Pflanzungen . 125

	Seite
Werth und Masse desselben . . .	126 u. f.
Der Betel und die Areca-Palme . .	128
Das Cachou (Terra Japonica), seine Zubereitung und Nutzen . . .	129 u. f.
Der Baum-Indigo	131 u. f
Werth des dortigen Indigo	133
Das Opium, seine Bereitung . . .	134 u. f.
Wichtigkeit seines Handels	136
Furchtbare Eigenschaften	137
Merkwürdiger Fall	138
Narkotische Kraft des Hanfs (Beng.) .	140
Starker Anbau des Safrans . . .	141
Hindostans vorzügliche Rosen . . .	141
Ein ganzer Kanal voll Rosenwasser .	142
Bereitung des Rosenöls, Attar; Fabriquen davon	143
Das Sandelholz	144
Die Nachtblumen (Nyctanthes) . .	144
Mehrere vorzügliche dortige Blumen .	145 u. f
Die Bauhölzer	147
Verschiedene Palmgarten	148
Die Kokospalme; sie giebt fast alle Bedürfnisse des Lebens . . .	149 — 160
Pflanzung des Kokosbaums . . .	160
Der Banianenbaum	165
Das Thierreich.	
Der Elephant und eine zwergigte Spielart	166 u. f.
Größe und Stärke eines vollgewachsenen Elephanten	167
Merkwürdige Beispiele seiner Geschicklichkeit	168

	Seite
Unterschiede der asiatischen und afrikanischen Elephanten	170 u. f.
Ueber die Sittsamkeit und Zeugung des Elephanten	171 u. f.
Seltne Talente dieses Thiers . . .	175 u. f.
Gegenwart des Geistes rettet aus den Klauen eines Tigers	177
Jagd des Tigers	179
Mehrere Arten kleinerer Tiger werden zur Jagd abgerichtet	180
Kampf des kleinen Syah-gush mit dem Tiger	181
Die Kameel ähnliche Antilope (Ant. Tragocamelus)	182
Der Nyl-ghau	183
Noch andere Antilopen und die dortigen Hirsche	184
Das schöne Zwerghirschgen; das Vierauge	185
Die Hunde und die Viverren . . .	186
Die dortigen Eichhörner und der Vampir	189
Die Affen; der Ourang; sein Unterschied vom Baris aus Afrika .	191
Die übrigen Affen	197
Das bärenartige Faulthier, neues Quadruped	199 u. f.
Die Ochsenarten Ostindiens, und die dortigen Pferde	202 — 208
Das dortige Schaf, und seltsame Methode ihm Hörner aufzusetzen .	209 u.
Die Vögel	211
Der talentvolle Baja	213

Seite

Der künstliche Schneidervogel 215
Unser Hahn und Henne im Stande der Natur 216
Der Riesen Reiher . . . . . 220 u. f.
Gemählde eines Waldes von Hindostan. 221
Die berühmte Brillenschlange und ihr Tanz 222
Mittel gegen ihr Gift. 223
Die Riesenschlange 226
Mehrere andere Schlangenarten . . 229
Das Krokodill als Festungswächter . 231
Die Eidechsen 232
Der fliegende Drache 233
Die Fische und Fischereien 235
Bedeutender Handel mit den Flossen des Haien 236
Insekten; schöne Tag- und Nachtvögel 237 238
Verschiedene Arten Seidenwürmer . . 238 239
Seidenkultur 240 241
Mehrere Arten Honigbienen 242
Ameisen und Termiten 242 243
Gefährliche Landblutigel 244
Zusatz zur Darstellung der Perlenfischerei . . . . . 245—248

Die Insel Ceylan.

Lage, Größe, Bildung, Küsten und Häfen . . . . . 249 u. f.
Colombo, Hauptstadt der europäischen Niederlassungen . . . . . 252—256
Die Gebirge des Binnenlandes . . . 257
Der heilige Adamspic. 258

Das

	Seite
Das Klima	262
Die Erzeugnisse; der Kaneel . . .	263—268
Kultur des Kaneelbaums seine Gränze und seine Benutzung	269—272
Verschiedene Arten oder Varietäten des Baums	273
Probe der Güte des Kaneels und sein Oel	274—276
Gesamter Ertrag des Kaneels . .	277
Die sonderbare Pflanze Nepenthes .	279

Erklärung der Kupfer.

1) Das Titelkupfer, zeigt einen hindostanischen Edelmann (Güterbesitzer, Zemindar) im Hofkostume. Das Kleid ist von Seide oder feinem Mousselin mit goldenen Blumen. Der Obertheil liegt wie die Aermel genau an; der untere hängt weit auf die Füße herab. Diese sind im Zimmer des Fürsten bloß, die Sandalen werden von einem Bedienten beim Eintreten zurückbehalten, bis zur Rückkunft aus der Cour. Um die Arme und um die Brust gehen reiche Bänder. Pr. Sprengel aus dessen Hist. Geneal. Calender das Bild genommen ist, hatte es aus London erhalten; es war in Ostindien selbst nach dem Leben gezeichnet.

2) Der berühmte Bergpaß Sicri gholli, nach Hodges, (an Ort und Stelle gezeichnet) zur Seite 79

3) Die Felsen-Festung Gwallior, 80 en
Meilen von Agra und 900 von Calcut
nach der Zeichnung an Ort und Ste
durch Hikes, nach einem trefflichen englisch
Kupfer von Maj. Rennell bekannt
macht . . . . . zur
4) Der Felsen Tritschinopoly, aus dem Asi
Magazin (ohne Angabe des Originals) zur
5) Der Baum-Indigo, Nerium Tinctoriu
Roxburgh. Nach dem schönen Kupfer in
Dalrymple – Oriental Repertory. I. zur S.
6) Die Tigerjagd im Fluße, aus d. Asiat. Mag.
7) Der Rylghau; Antilope Tragocamelus,
aus Schreb. Säugth. nach Paykinson
8) Das Bären-Faulthier, Bradypus Ursinus.
Nach Datteau aus Shaws Zool. . . . 19
9) Der Buckelochse nebst dem Hackery, nach v.
Mandelslo im Asiat. Mag. 29

Einige Druckfehler.

S. 8 Zeile 8 v. unten; l. m. statt Festlichkeit Festigke
S. 172 Z. 7 v. unten; l. m. st. Wärten Corna
Wärter (Cornacs).

Einleitung.

lich gelangen wir zu jener merkwürdigen
von Asiens, welche, selbst abgesehen von
m trefflichen Himmel und von dem schwelge-
den Reichthum ihrer Erzeugnisse, dem for-
enden Menschenfreunde eben so gerechte Ver-
rung abnöthigt, als sie bei ihm tiefes Mit-
iden gegen dessen Bewohner zurückläßt.

Hier ist nicht jener barbarische Halbwilde Hin-
r- Indiens; nicht jener Weltbestürmer, der
lles verheerende Mongole; nicht der intolerante,
lutdürstende Muselmann; hier ist eine sanfte,
n Menschen unzählbare Nation, die Jahrtau-
nde gedrückt, ja oftmals fast zertrümmert, den
uhesten Kämpfen des Schicksals zum Trotze,
e ununterbrochene Unfälle mit Gleichmuth
teht, unter zahllosen Leiden ihre wohlthätige
ndustrie fortsetzt, und ohne allen Bekehrer-
aß, der ehrwürdigen Religion, und der daraus
ießenden einfachen Sitte und Lebensweise ihrer
eltern getreu bleibt.

Gleich jenem hochalten Volke der Hebräer
ahe der Hindus mit ungeschwächtem Vertrauen

auf den einigen, wahren Gott seiner Väter, unerschütterlich die härtesten Stürme über sich aufgethürmet; aber nur sein niedrigster Zweig, die von ihm selbst verworfenste Caste, zerstreuete sich hordenweise fast über die gesammte Halbkugel der alten Welt; sein ächter Stamm verließ, selbst des drohenden feindlichen Schwerdts ungeachtet, nie seine Muttererde, er harrete, bis endlich eine Nation, deren Grundlage des Kultus der seinigen gleich, durch die Humanität so weit ausgebildet war, um ihn unter ihrer mächtig schützenden Aegide, die lang erwünschte Ruhe eines harmlosen, nützlichen Daseyns dereinst genießen zu lassen.

Doch nicht genug. Diese schon hiedurch einzige Nation trägt zugleich unleugbare Spuren an sich, von ihrem großen, antiken Lehrer-Amte der Kultur der übrigen Nationen unseres Erdballs.

Noch jetzt staunt der Reisende sie an, jene weit über unsere Wißkunde hinausreichende Monumente unbegreiflicher Arbeit und Größe. Beschäftigte der Bau der höchsten Pyramide Egyptens den Alten (Plinius) zufolge 366000 Menschen ununterbrochen zwanzig Jahr hindurch, wie soll man hiernach die Zahl der Arbeiter, wie die der Jahre bestimmen, welche zu den Pagoden von Jagrenat und Chalnagor, oder zu der bewundernswürdigen Aushöhlung der Felsentempel von Salsette und Elephanta erforderlich waren? Schon das Fundament von Jagrenats Pagode ist ja ein Riesenwerk, das fast

allein jene, aus weichem Gestein gebildete Pyramide aufwiegt. Die Oberfläche eines einzigen Granitfelsens von 400 Ellen in die Länge, und drittehalbhundert in die Breite, des festesten Gesteins der Erde, zu ebenen und völlig wagerecht zu meisseln, welch ein Unternehmen, und nun gar hierauf Arcaden und Pyramiden von 340 Fuß, aus Granitblöcken, die oft einzeln gegen 12000 Cubikfuß enthalten, zu errichten, und diese Lasten selbst gegen 40 Meilen weit herbei zu schaffen, ja Theile von drei bis vierhundert Ellen dieses härtesten Gesteins bis zur Spiegelglätte zu poliren *). Hiegegen schwinden alle Werke Egyptens!

Nimmt man dabei auf die dürftige Mechanik der heutigen Hindus Rücksicht, so verwandeln sich diese Kunstwerke fast in Wunder, und man begreift es, wie enthusiastische Reisende zu ihrer Errichtung Jahrtausende nöthig glaubten.

Jedoch was zaubert nicht vor unsern Augen noch jetzt der einfache Hindus für Seltenheiten hervor? Auf der künstlichsten Maschine vermag der Europäer es nicht, die fast durchsichtigen, oft mit Gold durchwirkten Mousseline, oder die feinen Schaals der Wolle von Caschemire zu weben, welche jener Indier mehrmals in offenem Felde, und dem einfachsten Weberstuhl, an

*) Die Beschreibung dieser erstaunlichen Menschenwerke sehe man weiter unten.

einen Baum befestigt, in so unbegreiflicher Vollkommenheit hervorgehen läßt, daß sie, sechs, ja achtfach übereinandergelegt, noch die Farbe der Haut durchscheinen lassen!

Warum sollten uns aber diese technischen Fertigkeiten dieses Volks in Erstaunen setzen, so bald wir auf die hohe Entwickelung des Geistes acht haben, wodurch sich die Hindus in den tiefsten Wissenschaften, bereits vor vielen Jahrtausenden auszeichneten.

Der vorzügliche französische Astronom le Gentil, von der Pariser Akademie nach Indien gesandt, um den Durchgang der Venus im Jahre 1769 dort zu beobachten, bewundert die Fertigkeit, mit welcher einige Brauminen die Sonn- und Mondfinsternisse vor seinen Augen berechneten. Und dieß alles nach Formeln, die in Verse gehüllt waren, und durch Cauris *) statt der Zahlen! Diese indischen Astronomen kannten nicht nur, außer der Berechnung der Finsternisse, etwa blos den Gebrauch des Gnomons, sondern selbst das Vorrücken der Nachtgleichen.

Auch war seit Jahrtausenden die Stadt Benares als die hohe Schule des ganzen Orients, wahrscheinlich damals der ganzen Erde, berühmt, und noch jetzt sieht man die großen Vorrichtungen zu astronomischen Beobachtungen, wie sie nie Egypten uns gezeigt hat **), errichtet.

---

*) Muscheln, Cypraea moneta.

**) Nachmals hievon umständlicher.

Wiederum zeigt sich die Tiefe und Fülle des Geistes in den alten Schriften, die nur diesen Braminen verständlich sind, in Rücksicht der Lehre von Gott und der Geschichte der Schöpfung. Selbst die heiligen Bücher der Hebräer haben keine erhabnere Begriffe von dem Weltschöpfer und seiner Erschaffung aufzuweisen, als die, welche uns die Hymne an Narajena oder das Gesetzbuch des Monou darlegt *).

Kann es hiernach übertrieben scheinen, wenn mehrere Geschichtsforscher, in Indostan ebenfalls den Ursprung unserer Zahlen, die Lehre von dem Magneten, die Erfindung des Schießpulvers, und des Schachspiels, worin man noch jetzt dort berühmte Meister sieht, zu finden glaubten?

Und was für schöne, feine und zugleich scharfsinnige und originelle Allegorien zeigt nicht ihre Mythologie! Wie viel vorzüglicher ist nicht z. B. die Geschichte des Gottes der Liebe, des Cupidos der Hindus, als selbst bei den Griechen, die offenbar ihn von den Hindus entlehnt haben. Lange vor Homers Zeiten bildeten die Hindus den Cupido, den Seelenberauscher, (Manmatha) wie einen schönen Jüngling, der Köcher und Bogen von Zuckerrohr mit Blumen und Bienen umwunden trug; die 5 Pfeile, Sinnbilder der 5 Sinne, hatten 5 Blumen von erhitzender Kraft zu Spitzen; ein sechster Pfeil, der centrale, hatte die Spitze mit Honig überzogen! Man-

*) Hievon nachher die Beweise.

matha war der Sohn des Vischnu, des allgemeinen Erhalters, und der Raja, d. ist der allgemeinen Anziehungskraft; seine Gattin war Retty oder die Zuneigung; sein Freund war Bessent oder der Frühling.

So zeigt es sich wie auch bei dieser hohen Entwickelung des ernsten Denkens und Beobachtens die der übrigen Geisteskräfte durchaus nicht zurücke blieben. Die gelehrten Herrn Jones und Kleuke, so wie der genievolle Schlägel, enthüllen für uns herrliche Blüthen indischer Dichtkunst. In diesen herrlichen Gedichten wird zugleich jene Behauptung noch deutlicher dargethan, daß Indiens Weisen seit Jahrtausenden nicht nur die Einheit Gottes, sondern die Unsterblichkeit der Seele bestimmt annahmen, und mehr als wahrscheinlich ist es, daß diese wichtigsten Lehren von hieraus zu den übrigen Völkern Asiens hinübergegangen sind.

Diese Braminen, die weisesten und kenntnißreichsten der Nation, machten daher bei diesem klugen Volke ebenfalls seit undenkbarer Zeit den am höchsten geachteten Stamm aus; denn selbst der Stamm oder die Caste der Krieger, aus welcher gewöhnlich der Fürst, das Oberhaupt der Nation genommen war, wann nicht anders selbst Bramine, nahm nur den zweiten Rang ein.

Wenn gleich jene alte Kultur der Hindus durch die bewundernswürdigen Monumente und die trefflichen Geisteswerke in ihrer alten heiligen Sprache, hinreichend bekräftigt scheint, so können dennoch die neuern Zeugnisse der Griechen noch

als Hülfsbeweise für das hohe Alterthum der unveränderten Einrichtung dieses Volkes auftreten.

Als Alexander der Große, in den Annalen der Hindus aber Mhaahac Dukkoyt ó Kooneah, d. ist, der höchstgewaltige Räuber und Mörder genannt (Holwell), diese unschuldigen Völker zu verheeren begann, waren sie schon ihren heutigen Nachkommen, nicht bloß der Gestalt, sondern den Sitten und bürgerlichen Einrichtungen nach, gleich. Nearch, und nach ihm Megasthenes beschreiben den Hindus als schlank, fein gebildet, von Farbe dunkel. Sie verehelichten sich sehr jung, da sie früh mannbar wurden. Ihre Nahrung bestand nur hauptsächlich aus Vegetabilien. Sie waren in sieben Hauptorden oder Casten getheilt, und die der Sophisten oder Priester (Braminen) ging allen zuvor, selbst die der Krieger stand ihnen nach. Diese Casten durften sich nie unter einander vermengen, und auch die Arbeiten der Väter gingen stets auf die Söhne fort. Sie kleideten sich, wie jetzt, in die weisseste Leinwand, welche aus der Wolle eines Baums gewebt war, und trugen dabei Ohrringe von Elfenbein. Endlich finden wir ebenfalls schon damals die Gewohnheit der Großen, nur auf Elephanten zu reiten, so wie die Jagden der Elephanten selbst, und die Versammlung der Zuhörer um den Lehrer, den Braminen, unter den ungeheuren Banianenbäumen, wovon ein einzelner, wie Arrian bemerkt, wohl zehntausend Menschen beschatten konnte (Arrian).

Wir sahen auch so eben, wie die hochkultivirten Griechen von den Hindus selbst die anziehendsten Bilder ihrer Götterlehre entlehnt haben.

So wie nun hier der Mensch, der Hindus, von der Natur auf das seltenste ausgesteuert ist, so hat sie ebenfalls seine Heimat vor den übrigen Ländern Indiens ausgezeichnet.

Eine Halbinsel, weiter vom Aequator entfernt als das heißere Hinter-Indien, genießt Hindostan in drei Richtungen der Erfrischung des Meeres, während der, über das hohe Thibet herabblasende Nordwind ebenfalls die Glut der Sonne mildert.

Ohne Mutter der größten Flüsse Asiens selbst zu seyn, liegt es gerade in so glücklicher Entfernung von den beeiseten Alpen, den Hauptquellen der mächtigsten Ströme dieses Welttheils, daß die hundert daraus hervorquellenden Gewässer sich bereits in einzelne große Flüsse zusammen vereinigen konnten, um dem großen Lande eine reiche Bewässerung zur Fruchtbarkeit und zum Handel angedeihen zu lassen.

Daneben zeigt aber die Natur des Bodens, als Totalmasse betrachtet, diesem paradiesischen Lande eine Originalität, eine Festlichkeit, welche für seine antike Bewohnbarkeit das entscheidenste Wort spricht. Die meisten seiner Gebirge, welche wir sofort als mächtige Bergketten werden kennen lernen, ja ein großer Theil seines übrigen sichtbaren Bodens besteht aus dem härtesten Granit. Auch bezeugen sachkundige Reisende, daß die eigentliche Halbinsel Indiens bis jetzt

keine deutliche Spuren von Vulkanen, ja selbst nicht von lang erloschenen, aufzuweisen hat.

Seit undenklichen Zeiten bot ein reicher Boden, hier weder von starken Erdbeben noch grossen Meeres-Einbrüchen gestört, seinen, durch das trefflichste Klima zur höchsten Vollkommenheit ausgebildeten Reichthum der Pflanzen- und Thierwelt, dem Menschen dar. Und wann letzterer, mit dem Ganzen im Einklang, in eben so ruhiger Thätigkeit ununterbrochen die ihm vor Augen gelegten Schätze zu benutzen verstand, dann begreift man noch bestimmter, wie bereits im grauesten Alterthume hier der Sitz der Kultur und der Humanität zu Hause gehören mußte.

Jene aus den Norder-Alpen, zugleich die Gränzen Hindostans, hervorbrechenden Gewässer stürzten sich aber nicht sofort in ein tiefes Thal. Sie fanden bei ihrem Herabsteigen nach Hindostan nur eine mählig gesenkte Fläche, selbst wiederum mit einzelnen Gebirgsreihen in verschiedenen Richtungen überlaufen, woraus denn ebenfalls eine erstaunliche Anzahl, wenn gleich kleiner Gewässer, ihren Ursprung nahmen: denn Hindostan ist fast reicher an Flüssen als das ganze übrige Asien.

Was nur immer von diesen kleineren Gewässern jenen höher herabströmenden Flüssen in den Weg kam, ward mit aufgenommen, und half sie zu Riesenströmen ausbilden. Allein viele, auf welche diese nicht stießen, bahnten sich ihren eigenen Weg, bewässerten und befruchteten in jeder Richtung das Land, und ergossen sich dann

bald in das westliche, bald in das östliche Meer des vasten Dreiecks.

Wenn uns nun die sogleich genauer vorkommende Bildung seines Innern zeigt, wie viele dieser Gebirgsketten, steckweise von der Natur selbst gleichsam zu unersteiglichen Festungen geformt sind, wenn zugleich die Küsten dieses ungeheuren dreiseitigen Vorgebirges Asiens mit einigen vorzüglichen Häfen versehen und durch die Mündungen vieler großen Ströme und Flüsse sicher und weit hinauf nutzbar sind, wenn endlich diese Flüsse selbst fast nirgends durch Wasserfälle gehemmt oder unbrauchbar gemacht wurden, wo wäre dann ein Land der Erde, das in so vielfacher Hinsicht dem Menschen nur ähnliche Vortheile darzubieten hätte? wo ein Land, das dem Welthandel Hülfsmittel darböte, reicher an Anzahl und an Größe?

Ich sage dem Handel der Welt: Denn streckt nicht das große Dreieck Ostindiens, vermittelst seiner Mittellage zwischen Europa, Afrika und ganz Hinter-Indien, seine langen Küsten an zweien Meeren zum Vereinigungsplatz aller Erzeugnisse der Natur und der Industrie dar?

Die unermeßliche Fülle des edelsten Metalles von Afrika in Westen, und in Osten von den Sund-Inseln, den Philippinen und ganz Hinter-Indien; die feinsten Räuchwerke Arabiens und sein vorzüglicher Caffee; die unbestimmbaren Produkte europäischen Fleißes und alle Gewürze der Molukken, so wie der Thee von China,

das Kupfer und der Campher von Japan treffen auf dieser, von der Natur selbst zur großen Messe der Welt bestimmten Handels-Region mit einander zusammen.

Hätte je der Riesenplan des Kaisers Feroſe III. Statt gefunden, die beiden einander in Westen und Osten am nächsten gelegenen Flüsse den Setledge, der zum Indus strömt, und den Jumna, der sich in den Ganges ergießt, durch einen schiffbaren Kanal zu vereinigen, so kam ein einländischer Verkehr über ein Land von fast 70 tausend Quadratmeilen zu Stande, der sich in Westen mit dem arabischen, in Osten aber mit dem Meerbusen von Bengalen endigte.

Diesem trefflichen Länderbau, dem höchstens durch die Wüstenei in Nordwesten gegen den Indus hin etwas abgeht, entspricht dann ebenfalls die Fülle und die Merkwürdigkeit seiner Erzeugnisse. Welches Reich der Natur man auch wählt, in jedem bietet uns Hindostan unerschöpfliche und seltene Reichthümer dar.

Nur hier glänzt vorzugsweise der härteste und reinste Demant in höchstem Lichte. Hinter-Indien erzeugt nur die weicheren gefärbten Edelsteine. Dagegen scheint es bis jetzt, als habe die Natur Hindostans Gebirgen die edlen Metalle versagt *), nicht aber die geringern, die nothwendigsten; der dortige Eisenstein ist trefflich zum Stahl. Sonderbar genug ist das Vaterland

*) M. s. weiter hin.

des gutmüthigsten Volks zugleich ein Hauptlager des dem Zerstörer ebenfalls unentbehrlichen Salpeters; als hätte die Natur selbst die Waffen gegen seine vielfachen Räuber dem schwachen Volke im Voraus in die Hände geben wollen.

Von tropischen Pflanzen werden wir sogleich bestimmter den Reichthum Hindostans kennen lernen. Aber auch dadurch zeichnet es sich vortheilhaft vor dem übrigen heißen Asien aus, daß neben den trefflichen Arten des Reißes zugleich unser Weizen dort gedeihet. Gedenkt man hiebei die kaum aufzuzählenden Verschiedenheiten der so nahrungsreichen Palmen, der schmackhaftesten Früchte, der feinsten vegetabilischen Leckereien, und der schärfsten Gewürze aller Art, wer könnte dann je vermuthen, daß ein solches Land seine fleißigen Bewohner dennoch zu Zeiten, wenn Regen mangelt, vor Hunger umkommen sah *)?

Hindostans Thierreich vereinigt die vernünftigsten und menschenähnlichsten Quadrupeden. Die größten, gescheitesten Affen, worunter selbst der Ourang Outang, bewohnen die nähmlichen Wälder in welchen der kluge Elephant Schatten sucht, und der Hindus benutzt dann auch dies edle Thier besser, als irgend eine Nation der heißen Zone. Aber hier hauset zugleich der selbst mehr als der Löwe zu fürchtende Königstieger, so wie der Leopard und der Schakhal, aber eine

* M. s. die folgenden Abschnitte.

große Verschiedenheit jagdbarer, fruchtfressender Thierarten bieten sich diesen großen Würgern, so wie dem Menschen selbst zur Nahrung dar.

Mehr als drei verschiedene Ochsenarten stehen ihm ebenfalls zu Gebote, und nirgendwo als hier zeigen einige derselben die Gelehrigkeit und Gewandheit.

Das schönste Gefieder belebt die Wälder, und hierunter verdanken wir diesem Lande unsern Hahn und Henne; sie leben hier, so wie der Pfau, im Stande der Natur.

Nicht minder reich und glänzend ist die Klasse der Amphibien. Das vielfarbige Chamäleon, der eßbare Leguan, aber auch der furchtbare Krokodil und die tödtlichen, wenn gleich schön geschmückten Schlangen, machen das Reisen gefährlich. Doch was bändigt nicht die anhaltende, mühsame Geduld des Hindus? Tanzt doch nach langem, gefährlichem Unterricht selbst die höchst giftige Brillenschlange, wie seine Musik es befiehlt!

Das Land und die Anlagen des Menschen stehen also in Indostan in Einklange zum höchsten Genuß wie zum höchsten Glück, und dennoch werden wir sehen, wie sehr auch dieser so begünstigte Asiate ein solches Ziel verfehlt.

Hindostan,

das Land.

Hindostan oder Vorder-Indien hat die Natur den wichtigsten Theilen nach, vermittelst zweier der größten Ströme der Erde, in Osten und Westen begränzt. Es hebt gegen den 92sten Längengrad von Greenwich an und erstreckt sich bis über den 69sten Grad, am Indus. Von dem Barampvutre bis in Westen zum Indus, der bereits den Alten hinreichend bekannt war, beträgt diese Weite über 23 Längen-Grade, also unter der dazu gehörenden Breite (24°) über 315 D. geographische Meilen.

In Norden ist die Gränze, wenn gleich noch deutlicher, oder vielmehr stärker bezeichnet, nicht so bestimmt, nicht überall so gleichförmig anhebend.

Da Caschemere mit zu unserm Hindostan gehört, so hebt, diesem in Westen, die Scheidung von dem kältern Asien, bereits unter dem 35sten Breiten-Grade an, senket sich sodann, nach Osten hin, schief herab bis zu dem 26sten Grade der Breite.

Diese nördliche Gränze bildet ein mächtiger Berggürtel, welcher bereits in der Vorzeit ver-

schiedene Namen führte. Es ist dieß nämlich ein Theil des von Persien nach Osten laufenden Taurus der Alten. Sie nannten ihn, da wo er sich Vorder-Indien, oder bestimmter dem heutigen Kabul nähert, Paropamisus. Da Alexander, bei seinem Zuge gegen die ihm völlig unbekannten Völker Indiens, dieses Gebirge übersteigen mußte, so ward es von den ihm niedrig schmeichelnden Griechen, Caucasus genannt, als habe er auch dieses große Gebirge überwältigt. Bei den Indiern heißt dieser Theil des Berggürtels Hindoo-ko. Nachdem dieß Gebirge weiter östlich, und etwas südlicher fortgerückt ist, und gegen den 35sten Breiten- und 72sten Längen-Grad von dem großen Gränzflusse, dem Indus, durchbrochen worden, umschließt es Caschemere. Von dort senkt es sich schnell auf drei Breiten-Grade nach Süden, schneidet unter dem Namen des alten Imaus jetzt Himmaleh, Serinagur und scheidet hiedurch Tibet von unserm Hindostan. Hier müssen, den neuesten Nachrichten zufolge, indeß Theilungen dieses Gränzgebirges statt haben, und zwischen den dadurch entstandenen Zweigen liegen dann mehrere große Landschaften als lange Thäler. Dieß ist bereits der Fall mit Serinagur selbst, das zwischen dem Himaleh und dem südlicher streifenden Gebirgszuge Sewali, auch Kauka genannt, sich eingeschlossen befindet, so wie diesem Lande weiter nach Südosten, Almora, Kemoon Gorka, ferner das Reich Nepaul und endlich Butan; eine lange Reihe ansehnlicher Gebirgsthäler,

gleichsam der Vorhof oder die tiefe Einfassung des hohen Tibets.

Dieser südlichere Zweig, das eigentliche Gränzgebirge Indostans, läuft endlich zu den Gebirgen von Tipperah und Arrakan hinab, und bestimmt für unser Indostan mit der gebirgigen Provinz Chitigong oder Islamadabad bei dem 21sten Breiten- und etwa 93sten Graden der Länge, diese lange Gränze von Norden und Nord-Osten und Osten.

Von hier aus macht nun der Ocean selbst die ganze südliche Einfassung. Zuerst läuft darin das Land fast unter einerlei Breiten-Graden, über fünf Grade der Länge nach Westen hin, aber gegen dem 88sten Grade, da wo der Arm des Ganges, der Ougly, das große Delta Ostindiens abschneidet, senkt sich die Küste tiefer nach Süden.

Nachdem diese stets südwestlich bis zu dem 16ten Breiten-Grade unter einigen nicht sehr ansehnlichen Schweifungen oder Einbiegungen, hinabgelaufen ist, nimmt sie sodann eine fast gänzlich südliche Richtung bis zur Spitze Calimere (10½°), woselbst sie abermals sich nach Südwesten lenkt und etwas über den 8ten Breitengrad des großen Dreiecks, des vormaligen Dekans, äußerste Gränze in Süden bei Cap Comorin (7° 58′ Br. und 77° 35′ öst. L.) beschließt.

Faßt man, dieser Gränzbestimmung zufolge, ganz Hindostan ins Auge, dann zeigt sich hier nicht etwa ein Dreieck, sondern ein rautenförmiges, jedoch nicht gleichseitiges, großes Viereck.

Dieß

Dies übersieht man am bequemsten auf der schätzbaren Verkleinerung von Arrowsmith's Karte von Hindostan *). Die beiden, am weitesten von einander entlegenen Spitzen, oder vielmehr Winkel, wären Cap Comorin und einer der nördlichsten Gebirgspunkte von Caschemere. Rennels Karte dieses Landes zeigt hier unweit des Orts Geyehamoon das Gebirge fast unter dem 35sten Breiten-Grade; Arrowsmiths neuere Karte von Hindostan zeigt aber den höchsten Bergpunkt der Einfassung dieses Landes unter 75° Länge gelegen; und so weichen die beiden äußersten Punkte von Hindostan in Norden und in Süden nur um etwa 2⅔ Längen-Grade von einander ab. Die längste Seite dieses unregelmäßigen Vierecks bildete stets die Küste von Cap Comorin bis Islamadabad; ihr folgte der Größe nach die von hier bis zu jenem Gebirgspunkt in Caschemere; die kürzeste und unregelmäßigste Seite liefe von hier bis zum Ausfluß des Indus, woselbst die vierte, längere, vorzüglich in Norden durch die Halbinsel Guzuratte sehr eingeschnittene Seite, die Küste von Malabar den ganzen Umriß beendigen.

Da Caschemere wirklich vormals unter Hindostan gehörte, so ist diese Gränze für ganz Hindostan nicht unmäßig, und darnach scheint wohl die Angabe von 69750 D. Quadratmeilen

*) Durch Hrn. Albert. Gotha, 1807.

zu geringe. Sprengel nimmt indeß nur 60000 an; Andere rechnen 63000 *).

Von jenen 60000 Quadratmeilen gehörten dem obern nördlichen Hindoſtan 33390, die übrigen 26538 aber der eigentlichen Halbinſel, oder dem großen Dreieck, welches vormals Dekan genannt ward. Dieſes letztere ward in Norden durch den Nerbuddah-Fluß beſtimmt, der von ſeinem Urſprung öſtlich in den Gränzgebirgen von Oriſſa, beinahe das ganze Dreieck von dem übrigen Hindoſtan abtheilt; indeß bleibt dennoch der öſtlichſte, freilich kleinſte Theil der Gränze von

*) Geograph. Ausmeſſung aller Reiche der vier bekannten Welttheile. Wien, 1781.

Templeman (New Survey of the Globe, pl. 23) rechnete zu ſeiner Zeit (1728 oder 29) für die Beſitzungen des Groß-Moguls nicht weniger als 1,116000 engl. Quadr. Meilen, 60 auf den Grad, dieß gäbe 80352 unſerer Quadr. Meilen, 15 auf den Grad; Templeman rechnet ſeiner eigenen Angabe zufolge 60 engl. Quadr. Meilen auf den Aeq. Grad; und wenn gleich damals die Karten weit fehlerhafter ſeyn mußten als die unſrigen, wenn ferner Templeman's Hindoſtan ſelbſt etwas über den Indus hinaus reicht, ſo mögte dennoch jene erſtere Angabe weit hinter dieſer zurückſtehen. — Die kleinere Karte, India proper, or the Empire of the great Mogul, von Moll, welche Templeman ſcheint angenommen zu haben, geht in Weſten gegen drei Grad jenſeits des Indus.

diesem Dreieck, jenseits der Quellen des Nerbuddah, unbestimmt.

Die Küsten-Einfassung von Hindostan verdient jetzt unsere Aufmerksamkeit. In Osten hebt bei Islamabad gleich ein höchst merkwürdiges Land an. Die beiden mächtigen Ströme, die wir bald genauer kennen lernen werden, der Burremputre und der Ganges, vorzüglich aber der letztere, der durch seinen Kanal den Ugly, das Delta bildet, haben einen großen Landstrich von beinahe 5 Längen-Graden durch die von ihnen herabtretenden kleinen Gewässer so sehr zerschnitten, daß dieses ansehnliche Land, von mehr als 7000 engl. (504 D.) Quadratmeilen, durch die vielfachen Kanäle eine völlig inländische Schiffahrt genießt, und zugleich zu einer so großen Salzgewinnung Anlaß giebt, daß sie für ganz Bengalen hinreicht. Das Land selbst ist übrigens, besonders längst der Küste, ein aneinanderhangender, sumpfiger dichter Wald, den man bis jetzt vergeblich gesucht hat auszutrocknen, der nur einer furchtbaren Menge Tieger zum Wohnsitz dient. Indeß ist sowohl die große Erzeugung von Salz und die durch die vielen Kanäle so erleichterte Verführung desselben, als auch besonders das so trefflich zum Schiffbau geschickte Thikholz dieser Waldungen kein geringer Ersatz für die völlige Unbewohnbarkeit dieser großen Landstrecke.

Weiter hinab nach Südwesten ist denn das hervorstehende Vorgebirge Point Palmyra (20° 44′ Br. und 87° 1′ 26° östl. L.) wegen seines

gefahrvollen Riefs, das sich auf 10 (engl.) Meilen weit erstreckt, merkwürdig, weßhalb man auch einen Leuchtthurm zu errichten gesucht hat. Der Fluß Kannaka, noch näher aber der Bramner, haben hier ihre Mündungen.

Es ist aber überhaupt die ganze große Ostküste, die von Coromandel, der Schiffahrt ungünstig. Sie hat von Bengalen an bis zur Südspitze Comorin gänzlichen Mangel an guten Häfen. Anquetil du Perron behauptet indeß, der Hafen von Ganjam (19° 22' Br.) könnte durch Reinigung sehr benutzbar werden für Schiffe von 5 bis 600 Tonnen. Jetzt müssen sie sich aber begnügen, oft einige Meilen weit vom Lande vor Anker zu gehen, wegen der Seichtigkeit des nahern Meeres. Da dieß nur bei der guten Jahrszeit geschehen kann, und die Schiffe daher oftmals in Ceilon oder gar auf Sumatra Schutz suchen müssen, so liegt begreiflich den Britten sehr an guten Häfen bei den näher gelegenen Andamans-Inseln oder an den Küsten Hinter-Indiens.

Gleich nördlich von Ganjam hat die Küste einen ziemlich beträchtlichen Einschnitt, der einen See Chilcah bildet. Diese Gegend ist auch wegen der großen Pagode von Jagrenat merkwürdig, deren wir zuvor gedachten. Der durch Einbruch des Meeres entstandene Chilcah-See hat noch jetzt mehrere Verbindungskanäle mit dem Meere. Er ist 40 engl. Meilen lang, im Hintergrunde mit Gebirgen eingefaßt, enthält mehrere bewohnte Inseln, und zeigt sehr mahlerische

Aussichten. Gebirge, Waldungen, und eine beträchtliche Anzahl Böte die die große Wassermasse beleben, daneben den Ocean, alles auf einen Blick.

Ziemlich gleichförmig läuft nun die Küste von hier weiter nach Südwesten bis gegen den 16ten Breiten-Grad hinab. Hier tritt sie bei Point Divy, und etwas südlicher noch stärker fast senkrecht hervor, und der Küsten-Fluß bildet durch mehrere seiner Mündungen dieß Vorgebirge in eine Art von Delta um.

Südlich des 14ten Breiten-Grades kommt abermals ein dem Chilca ähnlicher See, von Pullicate, 33 engl. Meilen lang, worin ebenfalls einige Inseln. Eine Hauptstadt der brittischen Niederlassungen, Madras, liegt nicht sehr entfernt von hier; auch sie hat keinen Hafen, und die Rhede ist hier so schlecht, daß man sich zur Landung der Güter der flachen Landes-Boote bedienen muß.

Von hier läuft die Küste beinahe lothrecht nach Süden bis zu jenem P. Calymere hin, woselbst sie, nach einem Absatz fast gerade gegen Westen, mählig in der Richtung von Südwesten die weite oder Palks-Bay bildet, hiernach der südlichere hohlere Theil, Tondi-Bucht, dort sich dann unter einer scharfen Erdspitze gegen Osten biegt, und hier deutlich den ehemaligen Zusammenhang mit der großen Insel Zeilan durch mehrere Untiefen und Inseln ausspricht. Jetzt ist indeß das Land durch den kleinen Kanal (Ramanancus Passage) von einer englischen Meile, bei dem aus-

ſerſten Ende der Landſpitze von Tohutore, von der nicht unbedeutenden Inſel Ramiſeram getrennt. Dieſe Inſel ſelbſt iſt nebſt dem völlig unbedeutenden Croß-Island, nur der Anfang der ſogenannten Adamsbrücke, einer Reihe Untiefen die nach Ceilon hinüberführen *), und das Zeugniß des vormaligen Zuſammenhanges der großen Zimmet-Inſel mit dem feſten Lande noch deutlicher vor Augen legen. Auch bekräftigen dieß, außer mehreren kleinen Inſeln an der Palks-Straße, noch ſüdweſtlich jener ſchmalen Landſpitze gelegene Niederungen oder flache Inſeln (Flat Islands) innerhalb des großen Buſens von Manaar.

Auf dem Wege von hier bis zum C. Comorin iſt wohl nur noch der Punkt oder die kleine Landſpitze Mana-Par bemerkenswerth; ein Fluß ergießt ſich nördlich.

Gleichförmiger als die von Coromandel läuft nun die Küſte von Malabar nach Norden hinauf; dennoch iſt ſie für den Handel zuträglicher gebildet. Daher hier denn auch mehrere und frühere Niederlaſſungen der Europäer.

So ſtoßen wir bereits längſt der Küſte des Reichs Travancore auf Anjenyo der Engländer, unter 8° 39′ Breite, berühmt als Geburtsort von Sterns Eliza Draper, bei welcher Körper und Seele im ſchönſten Einklang bewieß, daß auch der oſtindiſche Creole ſeltne Gaben beſitzen könne.

*) M. ſ. nachmals Ceilon.

Nur ein geringes weiter unter 8° 52′ finden wir Coulan oder Quilon, die Faktorei der Holländer. Mehrere von dem nahen Kettengebirge herabströmende Flüsse haben hier ein marschiges, ungesundes Land in verschiedene Inseln zerschnitten. Kaum zwei Grad nördlicher, liegt die (ehemalige Hauptbesitzung der Holländer, Cochin (9° 58′), eine der ersten Ortschaften, welche die Portugiesen den rechtmäßigen Besitzern zu rauben sich unterstanden. Diese ganze Strecke von Coulan an gerechnet oder eigentlich von der Barre von Ajibicca an, ist durch den Küstenfluß in eine sehr schmale, lange Insel verwandelt, auf deren nördlichen Spitze die Stadt Cochin gelegen ist. Und diese Aufschlitzung der Küste hebt sodann von neuem, vermittelst ähnlicher Flüsse, an, und lauft bis Cranganor unter 10° 24′ Gr. der Breite.

Von hier läuft die Küste unzertheilt und bildet nur erst bey Delly-Mount, fast unter dem 12ten Br. Grade (74° 14½′ L.), ein merklich nach Westen hinaustretendes gebirgiges Vorgebirge.

Auf diesem Wege verdient aber die Stadt Calicut, unter 12° 3½′ n. Br. und 75° 44′ L. v. Gr. einer besondern Erwähnung. Sie war der wichtige Fleck, woselbst der große Gama am 20sten May 1498 zuerst Ostindien betrat, und bald darauf bei dieser Hauptstadt des Zamorins die erste europäische Niederlassung errichtete; jetzt ist der dortige Hafen, wegen Versandung, nicht von ehemaliger Güte. Die Ortschaft Mahe, wegen ihres Pfefferhandels berühmt und das jetzt

als eine wichtige Niederlassung der Britten angesehene Tellichery längst dieser, bis auf einen geringen Einschnitt bei Carwar, sonst ziemlich gleichförmig hinlaufenden Küste, verdienen bemerkt zu werden.

Nach der Spitze und dem Fort Dilly gelangen wir sodann zu dem vormals so mächtigen und reichen Goa. Zwar noch jetzt der einzige Sitz der Portugiesen, erinnert es doch nur an das tiefe Sinken großer Menschenwerke.

Goa selbst liegt auf einer Insel die 8 Seemeilen im Umfange hält und von den beiden Armen eines ansehnlichen Flusses gebildet wird, welcher aus den nahegelegenen Ghauts herabströmt, der jedoch keine große Schiffe zuläßt. Diese Insel wird von mehreren Kanälen durchschnitten und ist reich an Waldung mit vortrefflichen Wiesen.

Die Stadt und das Fort setzt Rennel unter 15° 28½′ der Br. und 73° 58′ 39″ östl. Länge. Noch jetzt hat sie einen bedeutenden Umfang und ansehnliche Plätze, Palläste und Kirchen; allein ihre Reichthümer und mit ihnen Ansehn und Macht sind dahin, glücklicherweise dann auch ihr gräßliches Inquisitionsgericht, welches, hier selbst schärfer als im Mutterlande, viele tausend Familien ins Unglück gestürzt hat.

Der Verfolg der Küste wird von hier nach Norden nirgend bedeutend unterbrochen bis gegen den 19ten Breiten-Grad. Hier zeigt sich eine beträchtliche Bay, ein Einschnitt in die Küste, von mehr als 10 engl. Meilen der Länge

nach. Mehrere Mündungen der von den unfernen Ghauts strömenden Flüsse, und verschiedne Inseln bieten hier eine sehr mahlerische Aussicht dar. Die merkwürdigsten dieser Inseln sind dann die von Bombay selbst, der guten Bay (Buona Bahia), gleich neben ihr, die weit größere, nur durch einen sehr schmalen Kanal von ihr getrennte Insel Salsette, welche, so wie die weiter östliche Elephanten-Insel, wegen ihrer antiken Werke berühmt ist. Wir müssen dieses Haupt-Etablissement der Engländer an der Malabar-Küste wegen seiner heutigen Wichtigkeit und wegen jener heiligen Merkwürdigkeiten der Hindus, nachmals ohnehin genauer kennen lernen.

Weiter hinauf zeigt sich der hervorstehende Punkt St. John gleich oberwärts des 20sten Breiten-Grades, von wo man denn um einen Grad nördlicher noch die Erdspitze Vaux Tomb oder Monument findet. Es macht die nördliche Mündung des Flusses Tapti aus, an welchem der berühmteste Handelsplatz der ganzen Küste, Suratte (20° 11′ n. Br. und 73° 2′ 34″ östl. L.), gelegen ist. Dieser Fluß, der nun hoch hinauf fluthet, ist so beträchtlich, daß er hier Schiffe von mehr als 1000 Tonnen trägt. Bei der guten Rheede, die jedoch für große Schiffe drei Meilen von der Küste entfernt ist, und vorzüglich bei der bequemen Lage für die Handlung der Araber oder Mauren, war Surate einer der ersten Handelsorte des Orients, bevölkert von einer Million Menschen aus mehreren Nationen.

Noch im Jahre 1776 rechnete Stavorinus dort über 500000 Einwohner, außer den wenigen Europäern, Banianen, Mohren und Persern. Die Engländer sind anjetzt von dieser, den vormaligen Königen von Guzurate so wichtigen Handelsstadt in so weit Meister, daß sie nicht bloß die Citadelle besitzen, sondern auch als Admiral der Seemacht des Nabobs 700000 Pf. St. beziehen. Daneben ist sie noch jetzt der Stapelplatz der unzählbaren Fabriken von Mouſſelin und andern Baumwollenwaaren jenes ganzen vormaligen Königreichs. Von hier gehen diese Waaren nicht etwa bloß nach Europa, sondern nach ganz Persien, Arabien, Abissinien und über Egypten nach der Türkei. Auch sendet Surate noch auf 8000 Ballen rohe Baumwolle nach Bengalen.

Diese 5 Meilen große Stadt ist mit einer gedoppelten Mauer umgeben, hat mehrere bedeutende steinerne Gebäude, und viele reiche Einwohner; man rechnete 1776 über zwanzig die jeder mehrere Millionen im Vermögen hatten. Suratte ist ebenfalls berühmt wegen der schönsten und geschicktesten Tänzerinnen von ganz Ostindien, sie gehören hier, so wie die vielen Sklaven, zur Pracht der Reichen.

Nur etwas über einen halben Breiten-Grad nördlicher zeigt sich wiederum ein Einschnitt, der aber von einem noch bedeutendern Flusse, von dem Nerbuddah, gebildet worden ist; dieß war die zuvor erwähnte Scheidungslinie von Dekan

oder der eigentlichen großen Halbinseln Hindostans. Nicht fern von seiner Mündung steht die ebenfalls wegen der Handlung berühmte Stadt Barvach (21° 42'), das alte Barygaza, auch Bhrotsch genannt. Sie gehört jetzt den Britten; hat viele Fabriken, und ist besonders wegen ihrer Achatarbeiten sehr berühmt.

Um keinen halben Grad nördlicher zeigt sich ein geringerer Busen oder Einschnitt, an welchem die Ortschaft Amod gelegen ist, worauf man sodann zu dem großen Golf von Cambay, der östlichen Einfassung der Halbinsel Guzurate selbst gelangt.

Wenn man, wie billig, diesen großen Busen mit dem Tapti-Fluß anheben läßt, erstreckt sich seine Vertiefung nach Norden über 1½ Gr. der Breite und seine mittlere Weite gegen 7 bis 8 D. Meilen. Er macht in Osten die Einfassung der großen Halbinsel Guzurate, und nimmt, außer dem Tapti und dem größern Nerbuddah, den Myhie nebst einer Menge kleinern Flüsse in Osten und Norden auf; in Westen münden sich zwar ebenfalls viele Flüsse dort ein, allein sie sind nicht von der Größe jener die aus dem Gebirgsgürtel der Ghauts entspringen.

Die ganze Halbinsel Guzurate hängt mit einer sehr breiten Grundfläche in Norden an dem festen Lande, hat eine unregelmäßige viereckige Gestalt, die sich in Süden bis auf 20° 42' bei Diu hinabsenkt, in Westen am schmalsten zuläuft, und beim Punkt Jigat am weitesten in dieser Richtung bis auf 68° 14' der östl. Länge

von Gr. hinaufreitt. Es mißt hier von Osten nach Westen gegen 4 Grade der Länge; von Norden nach Süden hingegen, von Cütch bis Diu noch nicht drittehalb Grade der Breite. Nur ein kleiner, östlicher Theil dieser Halbinsel gehört den Britten, das übrige den Mahratten.

Die Küste längst dem Golf von Cambay bis nach Diu hin, geht mit einer bauchigen Schweifung ziemlich einförmig fort, und hat nur im Norden, gleich bei dem östlichen Anfang einen berühmten Ort, nämlich die Stadt Cambay selbst.

Cambaya auch Kambahat, nach Rennel das alte Camanes, an einem kleinen Arm eines Flusses gelegen, ist gleichsam der Hafen von Amadabad, der Hauptstadt des Reichs, und war vormals ein sehr bedeutender Handelsort. Er liefert auch noch jetzt viele indische Waaren, und die in seiner Nähe sich befindenden Achatbrüche bringen viele daraus verfertigte Sachen zu Markte.

Von hier kömmt nur erst in Süden ein merkwürdiger Ort vor, nämlich das durch die bewundernswürdige Tapferkeit der Portugiesen vormals so berühmte Diu; es lohnt schon einen Augenblick bei ihm zu verweilen. Diu ist auf einer Insel, unter 71° 10′ östl. L. gelegen, und hat ein sehr festes und altes Kastel. Im Jahre 1539 hatte hier die außerordentliche Belagerung durch Solyman Bäscha Statt. Dieser brutale Verschnittene, der als Statthalter von Egypten mit einer Flotte von 70 Segeln und 7000 Tür-

dem Könige von Cambaia zur Eroberung von Diu zu Hülfe gesandt war, gab nur Gelegenheit, die Großthaten der Portugiesen zu verherrlichen. Zweihundert Portugiesen, unter der Führung des tapfern Antonio de Silveira, schlugen die wütenden Türken mehrmals, ja in einem Tage viermal glücklich zurück. Die Besatzung schmolz endlich bis auf 40 waffenfähige Mann; aber dann fochten Weiber als wahre Heldinnen den Männern zur Seite. Wunder der Unerschrockenheit zeigten hiebei einzelne Portugiesen. Hier, rief Rodrigo, mit einem Fasse Pulver sich mitten unter die stürmenden Türken drängend, hier trage ich Euren und meinen Tod! er warf es angezündet unter die Fliehenden, zerschmetterte über hundert Feinde, und entging selbst dem Tode.

Als einem Andern die Kugel fehlte, brach er sich in der Wut einen Zahn aus und tödtete mit ihm seinen Gegner.

Caspar Sousa that einen Ausfall mit 70 Mann; nach dem glücklichen Zurückschlagen des zahlreichen Feindes vermißte er zwei Mann der seinigen; er kehrte von neuem auf die Flüchtenden zurück. Jetzt ward er von der Menge umringt und ihm beide Füße abgehauen. Dann focht er knieend bis zu seinem Tode und hielt durch diesen Ausfall den Feind so lange auf, bis die Mine, worauf sie mit einander kämpften, glücklich contraminirt werden konnte.

So sahen sich die mächtigen Heere des Türken und des Königs durch diese unbedeutende Zahl

Portugiesen zu einem schimpflichen Rückzug gezwungen.

Eben so bewundernswürdige Thaten zeichneten die zweite Belagerung von Diu aus im Jahre 1545 gegen die Uebermacht des Königs Mahmud, durch Mascarenhas, den Gouverneur des Forts und durch Juan de Castro, General-Statthalter von Indien. Einzelne Männer ließen sich zu Nachts an Stricken unter die Feinde zum Kundschaften hinab, und kamen mit der Beute der von ihnen Erschlagenen glücklich zurück.

Zwei einander anfeindende portugiesische Edelleute endigten ihren Zweikampf dadurch, daß sich der, welcher die größte Menge Feinde erlegen würde, als Sieger ansehen dürfte. Beide überstiegen nun ihre Werke, und richteten wütend ein großes Blutbad unter den Türken an, endlich wurden beide von der Menge überwältigt und starben den Heldentod.

Und wie erhaben zeigten sich hiebei diese wirkliche Helden! Als Mascarenhas und de Castro nun die überlegenen Feinde vielmal geschlagen, als dieser General-Gouverneur des ganzen portugiesischen Indiens jetzt von dem entsetzten Diu nach Goa zurückgeeilt war, und dort einen ächt römischen Triumf beim Einzuge genoß, da kam er nicht etwa mit Privat-Reichthum zurück. Dieser wahrhaft große Mann hatte dem Staate alles aufgeopfert. Bei seiner bald darauf erfolgten tödtlichen Krankheit, bat er den Staatsrath, ihn nicht in Dürftigkeit sterben zu lassen, da er alles dem Vaterlande aufgeopfert hätte. Drei

Realen (etwa 9 g. Groschen) und eine Leibgeissel waren sein ganzer Nachlaß! O tempora, o mores!

Mit der gleich westlich von dieser merkwürdigen Insel Diu gelegenen Spitze dieses Namens, hebt nun die nach Nordwest hinauflaufende Küste der großen Halbinsel an. Längst dieser Strecke, die etwa 140 engl. Meilen beträgt, ergießen sich über 12 Flüsse, jedoch ist keiner sehr ansehnlich. Gleich oberhalb der Spitze von Jigat wendet sie sich nach Nordosten auf einer Distanz von 22 solcher Meilen, und hier zeigen sich unweit Bate einige kleine Inseln. Nun fängt bereits der Golf von Cutch an; ein weiter und großer Busen, der hauptsächlich durch den vielleicht vormals bedeutenden Fluß Puddar, oder, wie die neueren Karten ihn nennen, Butlars oder Banaß, hervorgetrieben wurde. Die südliche Küste längst diesem Golfe ist mit mehreren Inseln besetzt, die weite Mündung des Busens selbst aber sehr versandet; indeß gesteht sogar Rennel, diese Theile von Guzurate so wenig zu kennen, daß er nicht gewiß ist, ob dieser Fluß sich nicht mit mehr als einer Mündung in den Busen endigt.

Die nördliche Küste von dem Golf bis zu den Ufern des großen Indus oder Sind, bestehen aus einem morastigen, oftmals überschwemmten Lande, dabei es denn freilich das Landbuch des Ayin Ackberi unbestimmt läßt, welcher Fluß diese Ueberschwemmung anrichtet. Ueberhaupt sind diese Gegenden ebenfalls höher nach Norden hinauf wenig bekannt, nur so viel weiß man, daß das

sogenannte Cutch, oder das Land zwischen der Halbinsel Guzurate und den Mündungen des Indus, also bis zu den zuvor angezeigten westlichen Gränzen, größtentheils aus einer Sandwüste besteht.

Soviel über die Einfassung von Hindostan und Dekan; jetzt zu der innern Bildung des Landes.

Von Mitternacht her lag, den so eben angegebenen Gränzen zufolge, Hindostan, als ein vom übrigen Asien deutlich durch das hohe Gebirge geschiedenes Viereck vor uns. Nicht aber, wie die zuvor durchgegangenen Länder Hinter-Indiens, als eins oder mehrere große Thäler, sondern als ein von dem breiten Berggürtel in ansehnlichem Abstande umgebenes Land, dessen Abdachung hier hauptsächlich nach zwei Richtungen bemerklich ward, nämlich nach Südwesten und Nordost.

Allein das große, innerhalb jener beiden von den hohen Alpen herabtretenden Strömen, dem Ganges und Indus umfaßte Land, bildet sodann eine ununterbrochene, nicht sehr hohe Ländermasse, über welche mehrere, theils längere, theils kürzere Gebirgsketten in verschiedener Richtung hinlaufen, und dem Ganzen die segensreichste Bewässerung gewähren.

Schon zuvor ist es bemerklich gemacht, daß Hindostan wie eine große, mächtige Feste dasteht, in dessen Innern man weder Spuren von Vulkanen, noch Anzeigen von wichtigen, durch Erderschütterungen bewirkten Catastrophen bemerkt,

oder

oder auch nur in den Annalen dieser Länder aufgezeichnet gefunden hat. Dennoch ist das Mittelland nicht von Erdbeben gänzlich frei; noch in den neuesten Zeiten fühlte der Lord Valentia einen Erdstoß in Alladabad; er erstreckte sich bis nach Calcutta, freilich war die Wirkung selbst nicht bedeutend. Aber die äußern, vom Meere bespülten Gränzen, zeigten dergleichen und zeigen sie noch in unsern Zeiten. Le Gout de Flaix behauptet bestimmt, man finde in den ältesten Schriften der Hindus diese Catastrophen aufgeführet, und aus mehreren Gründen wird es höchst wahrscheinlich daß Ceylon, das Taprobrana der Alten, hiedurch vom festen Lande mag getrennt worden seyn.

Die obern, nördlichen Theile, z. B. Multan Lahore und überhaupt das Panjub oder das Land der 5 Flüsse, ist selbst zu wenig bekannt, um genau über seinen innern Länderbau urtheilen zu können, doch setzen einige neuere Karten hier eine Bergkette hin, welche von dem Gebirge des Sirinagar eingefaßt gegen die Mündung des Indus hinabläuft. Andere setzen den Anfang dieser Sandberge südlicher herab.

Hienach hätte sich dann dieser Gränzstrom ein weites Thal ausgeschliffen zwischen diesen Sandbergen und der, an seiner Westseite laufenden festen, und weit ansehnlichern Bergkette, welche Indien von Persien, eigentlicher von Candahar trennt, und sich oben in Norden mit dem Paropamisus oder dem Hindoo-ko vereinigt.

Aber eben von diesen Ländern wissen wir, daß sie bedeutende Wüsten, Sandmeere enthalten, welche denen von Arabien einigermaßen nahe kommen. Die Sandwüste, die den so eben angezeigten Sandbergen in Osten gelegen ist, hebt im Süden mit dem untern Cutch gleich über dem 23ten Breiten-Grade an, und erstreckt sich nach Mulstan und dem Panjat hinauf bis gegen 29½ Grad; ihre Weite von Osten nach Westen mißt dabei über vier Grade der Länge. Dieß ist die große Sandwüste welche bereits dem Herodotus bekannt war, und wie Rennel vermuthet, zugleich die Gränze seiner Kenntniß von Hindostan ausmachte.

In Agimere (Adschimire) scheint sie zwischen dem 26 und 28ten Breiten-Grade die größte Ausdehnung von Osten nach Westen zu haben.

Die Bildung des Innern vom eigentlichen Dekan oder der großen Halbinsel, ist uns etwas besser bekant; wenigstens kennen wir die Richtung der hauptsächlichsten Gebirgsketten, wenn gleich manche einzelne Parthien noch zu erforschen übrig sind.

Um mit dem tiefsten Punkt von Hindostan anzufangen, mit dem steilen Vorgebirge Comorin, so ist dieß selbst die äußerste Gebirgsspitze einer sehr langen Bergkette, die Rennel die Apenninen Indiens benennt; der ihnen gewöhnliche Name Ghauts, der überhaupt einen Paß anzeigt, kommt ihnen wegen der mehreren darin befindlichen engen Gebirgspässe zu. Sie haben nicht die Höhe von jenem nördlichen

Gränzgebirge dem Hindoo-koh, sind auch deßhalb fast überall gut bewaldet.

Von jenem Vorgebürge an läuft diese Bergkette anfangs gerade nach Norden und theilt dadurch die Reiche Tinevelli und Travancore. Zugleich macht sie hiemit den Anfang der großen Theilung der Küsten Coromandel und Malabar. Etwa auf dem neunten Breiten-Grade theilen sie sich gabelförmig; der westliche Zweig nähert sich jetzt der Küste von Malabar, der östliche der von Coromandel.

Diese Zweige nähern sich einander in Coimbettore, und ein kleiner Arm läuft, Wersebe zufolge, oberwärts des 10ten Grades bis auf wenige Meilen zur Westküste hin, woselbst wenigstens vormals ein eigener Damm oder Retranchement ihn bei Peliporto mit der Küste selbst in Verbindung setzte.

Hier gleich oberwärts, jedoch in weitem Abstande von der Küste, benennt diese Karte das fortlaufende Gebirge die Animaly oder Elephant Gebirge vielleicht wegen der Menge dortiger Elephanten. Ostwärts gehen aber mehrere kleine Bergzweige in verschiedenen Richtungen fort; innerhalb derselben hausen unabhängige wilde Volksstämme, Polygars (kleine Häuslinge) der Caller.

Verfolgt man die Ghauts der Westküste oder ihren Lauf nach Norden, so bewähren sie sowohl im vormaligen Königreiche Mysore als höher hinauf ihren Namen. Sie werden nämlich von einzelnen Bergpässen und, jedoch nur selten,

von kleinen Flüßchen durchschnitten. Sie bestehen aus dem festern Urgestein, erreichen an manchen Orten eine Höhe von 3 bis 4000 Fuß, und entfernen sich gewöhnlich nur 8, höchstens aber 15, am mindesten 1½ D. Meilen von der Küste, und bewässern mit einer unzählbaren Menge kleiner Flüsse die Länder der zwischen ihnen gelegenen Malabarischen Westküste.

Auf die Weise bilden sie einen mächtigen Steinwall, der von Cap Comorin bis Surate, also durch mehr als dreizehn Grade der Breite fortläuft.

Diese Ghauts sind es, welche den Zug der niedrigen schweren Wolken zurückhalten über sie hinweg zu ziehen. Die auf ihren hohen Rücken verdichteten Wolken, welche der Südwind herbeiführet, lassen ihre Gewässer fallen, wodurch dann die Westseite die nasse Jahrszeit, oder, wie der Europäer es nennt, den Winter erhält, während daß die gegenüberliegende Küste von Coromandel eines heitern Sommers genießt. Jene stürmische, nasse Jahrszeit ist zugleich mit heftigen Gewittern und Stürmen begleitet, daß es den Schiffen, in den Assecuranzpolicen untersagt ist vom 1sten May bis zum September diese Küste zu berühren, oder dort irgend vor Anker zu gehen.

Oberwärts von Surate, am Flusse Tapti wenden sich diese westlichen Ghauts nach Osten, und verlieren sich in niedrigere Gebirge oder vielmehr in Hügel.

Der Gebirgszweig von Coromandel nähert sich nur erst dieser Ostküste, nachdem er über Coimbettore hinaus und von dem Fluß Cavery in Myſore durchbrochen und bis nach Bangalore, also gegen den 13ten Breiten-Grad gekommen ist. Er war vormals eine wichtige, schwer zu übersteigende Scheidung zwischen den Staaten des berühmten Hyder Ali und den Besitzungen der Engländer; allein jetzt sind diese Gebirge hier größtentheils in den Händen der letztern, doch halten sich innerhalb der verschiedenen einzelnen Gebirgsäste von Dindigul und umhergelegnen Ländern, noch unbezwungene kleine Völkerschaften, Polygars, auf. Das heutige Myſore, ein geringer Ueberrest des großen Tippoischen oder Hyder-Alischen Reichs, ist gänzlich von den Gebirgen und englischen Besitzungen umschlossen. Myſore selbst ist auch von den westlichen Ghauts eingefaßt, dennoch laufen noch einzelne Gebirgszacken über dieß höher gelegne Land hin; indeß werden diese dennoch von dem, aus jenem Westgebirge entspringenden, und zum Ostmeere hinabströmenden Fluß Cavery durchbrochen.

Die weiter gegen Norden hinauflaufenden westlichen Ghauts bestehen ebenfalls aus Granit, nemlich aus einer festen Mischung von Quarz, Feldspath und eisenhaltiger Erde. Die an mehreren Orten von dem Gewässer darinn ausgearbeitete sehr tiefe große Höhlen haben die Hindus in Pagoden umgeschaffen.

Merkwürdiger aber ist es für die ältere Naturgeschichte dieses Landes, daß man auf den jetzt hier völlig, aus Mangel von Erdreich durchaus blattlosen Höhen dieser Gebirge selbst, sehr dicke, versteinerte Bäume an der freien Luft liegend vorfindet. Sie sind, sagt Sonnerat, quer über die Schluchten (en travers le long de ces Ravines) der Gebirge hingestürzt; das zersetzte Gemisch von Quarz und Feldspath hat sich an den beiden Baum-Enden angehäuft, und bildet mit ihnen eine einzige Steinmasse. Offenbar ward also dieß Gebirge seines vormaligen Waldschmucks und seiner fruchtbaren Erde, durch eine große Catastrophe beraubt, und hat sich daher seit dieser Zeit nicht wieder bewalden können. Da die Enden der Bäume queer über liegen, und also durch das Gebirge unterstützt werden, so bildet ihr mittlerer Theil eine Brücke über die Bergschlucht.

Auch die Gebirge Gingi (Dschinsi) im Attak (Carnatic) sind nicht weniger merkwürdig. Sie bilden eine Kette von einzelnen, großen, runden Bergen, die gleichsam wie durch Kunst einer auf den andern gesetzt scheinen. Nur in einzelnen kleinen Höhlen, wo der Wind etwas Erde hingeführt hat, finden sich Spuren der Vegetation. Dieses Gebirge ist dann gleichfalls bekannt wegen der wichtigen Bergfestung, einer der besten im ganzen Carnatic, vormals den Franzosen, jetzt den Engländern gehörend.

Die Einwohner nennen diese Gebirgsstrecke Ellaconda, oder das weisse Gebirge. Hievon

sondern sich verschiedene Aeste nach Westen ab, wodurch dann ebenfalls mehrere schwer zu erreichende Gebirgsländer und Festungen entstanden sind, in welchen verschiedene Fürsten ihre Unabhängigkeit behaupten.

Nördlicher machen nun die Ghauts, bei einer größern Entfernung von der Carnatischen Küste die Scheidung zwischen den jetzt England gehörenden Circars und dem alten Gebiete des Nabobs von Decan. Diese Gebirge sind zwar überhaupt bewaldet, allein die Pässe dadurch sind so dicht verwachsen, daß nur ein Paar Menschen nebeneinander durchdringen können. Wirkliche Durchgänge für ein Heer finden sich nur zwei, der am Flusse Kistna bei Bezoara (etwa 16½° n. Br:) und der nordöstlichere im Ellore unweit Rajammedri.

Dieses Gebirge wird wenig besucht, da die Bewohner der Circars sich nicht nur für das dort herrschende Bergfieber fürchten, sondern auch für die halbwilden, kleinen Völkerschaften dieser Gebirge, welche unter eigenen unabhängigen Fürsten (Rajahs) leben. Indeß sind diese unsteten Bergvölker in so fern nicht gänzlich ohne Kultur, daß sie doch Pfeffer bauen und ihn auf die Märkte herabbringen.

Weiter nach Norden, über dem 18ten Breitengrad, nimmt das Gebirge an Höhe zu, und dient zu einer schwer zu überschreitenden Gränze zwischen den Circars und Berar, also zwischen den Mahratten und Engländern. Nur der Paß Solarghaut soll der einzige Durchgang für Pferde

und Wagen seyn. Dennoch drang der Engländer Hunt südlicher durch dieß Gebirge, allein er beschreibt seinen Durchgang auch als sehr enge und fürchterlich.

Im Berar vertheilt sich das Gebirge nach Osten in mehrere Zweige, und diese sollen metallreich seyn, wenigstens gewinnt man Eisen. Dieß grause Gebirge wird von wilden Stämmen der Gohands bewohnt, welche mit den Mahratten, zu deren Besitzungen diese Berggegend gehört, in steten Fehden leben.

Das Innere dieser Länder der Gonowans von Orissa ist bis jetzt nicht sehr genau bekannt, man weiß daher auch den fernern Lauf dieser östlichen Ghauts eben so wenig, und es ist nur eine wahrscheinliche Vermuthung, daß sie mit jenen großen nordischen Alpen, die da Hindostan oben einfassen, zusammenhängen; die neuesten Karten lassen indeß einzelne Zweige beider Ghauts, der westlichen und besonders dieser östlichen, hoch genug nach Norden hinaufgehen um diese Vermuthung zu bestätigen. Auch zeigen sich im ganzen Innern des eigentlichen Dekans mehrere einzelne Gebirgsäste, von denen zwar die Verbindung unter einander bis jetzt noch unbestimmt ist, die aber stets für eine reichere Bewässerung des Binnenlandes von großer Wichtigkeit sind.

Um nur die wichtigsten unter den zahlreichen Gewässern von Hindostan, so wie ihren Werth

genauer kennen zu lernen, machen wir mit den großen Gränzenflüssen den Anfang.

Schon bei der Auseinandersetzung des hohen Asiens *) sind die beiden mächtigen Ströme welche in Osten Hindostan einfassen, der Baramputre und der Ganges angezeigt worden. Wir fanden den Ursprung von beiden in dem hohen Tibet. Der Baramputre, der genau genommen als östlicher Gränzfluß von Hindostan vor dem Ganges den Vorzug haben sollte, entspringt dort, wahrscheinlich unter dem Namen des Tsanpo aus einigen sehr hoch gelegenen kleinen Quellen, vielleicht auch Seen, unfern vom 34sten Breiten-Grade, und nach Arrowsmiths Asien, gegen den 82sten Grad der Länge. Schon dort wurden seine Windungen erwähnt bevor er sich unserm Hindostan nähert. Gegen den 26sten Grad der Breite und 91sten der Länge berührt er Hindostan als Baramputre oder Brahmaputre unweit der Garrows **), nimmt nun eine Menge aus Butan zu ihm herströmender Flüsse auf und wächst hiedurch bald auf seinem, nur durch geringe Biegungen von dem gerade nach Süden gerichteten Lauf, zu einer solchen Größe an, daß er dort völlig dem Ganges

*) M. s. den 9ten Jahrgang.

**) M. s. den vorherg. Th. d. T. B. Die Hindus geben vor, er sey aus dem Fuße des Brama entsprungen, daher wohl der Name; bei den Alten kommt dieser Fluß nicht vor.

an Mächtigkeit nicht nur gleich kommt, sondern ihm sogar 60 engl. Meilen vor der Vereinigung beider Ströme an Wassermasse übertrifft. Er ist nämlich bereits von dort an vier ja fünf engl. Meilen breit, so daß nur die Ungesalzenheit seines Wassers zeigt, er sey kein Arm des Meeres selbst. Hindostans kundigster Geograph, Rennel, vermuthet, vormals hätte seine Vereinigung mit dem Ganges höher hinauf Statt gehabt. Jetzt treffen sich beide Ströme nur erst unterwärts von Luckipur (gegen 22¾ Gr. d. Br.) und bringen dann eine Masse von Flußwasser zusammen, welche schwerlich irgendwo in der alten Welt ihres gleichen hat.

Schon zuvor ist der Natur des Erdstrichs Erwähnung geschehen, welcher durch dieses Zusammenströmen der beiden großen Flüsse gleichsam geschaffen worden, des sogenannten Sunderbunds; wir dürfen daher sofort zu dem Ganges selbst gehen um das durch beide erzeugte indische Delta kennen zu lernen.

Der dem Hindus heilige Strom, der Ganges, Pudoa, bei den Indiern auch Gonga d. ist (vorzugsweise) der Fluß, stammt als ächter Zwillingsbruder des Brahmaputre aus eben der Mutter, aus Tibets hohen Alpen, dem Himaleh, hier Kontaisse genannt. Selbst der Abstand der Quellen beider großen Ströme von einander beträgt, nachdem was jetzt davon bekannt ist, kaum ein Paar Deutsche Meilen; um so viel liegen nämlich die des Ganges nordwestlicher. So nahe nun auch die Quellen der beiden

Flüsse einander liegen, so entfernen sie sich dennoch durch ihre bauchigen Windungen nachmals so sehr, daß sie beim 27sten Grade einen Abstand von mehr als 16 Graden der Länge haben. Den Ursprung seiner nördlichsten Quellen legen die neuesten Karten in zwei sehr kleine Seen unweit des Berges Latats in jenem Kettengebirge, gegen 34½ Grad der Breite. Den südlichen Arm lassen sie dagegen aus einem See Mansoroar hervorgehen, der ein wenig südöstlicher gelegen ist. Beide Arme vereinigen sich, nach einigen Windungen nach Westen hin, gegen dem 34sten Breiten- und 77sten Längen-Grade.

Wir verdanken die frühere Kenntniß des Ursprungs dieses Hauptflusses von Asien, jenem großen Kaiser von China, dem überhaupt die Länderkunde Ostasiens so viel schuldig ist, dem Kaiser Camhi. Er sandte im Jahre 1717, eine eigene Expedition zum Aufsuchen derselben auf eine Weite von mehr als 200 Deutsche Meilen aus, sie mußte ihm zugleich Ganges-Wasser nach Peking bringen.

Den Ganges haben aber die dortigen Gebirge schon bald nach seinem Ursprung zu einer der des Brahmaputre entgegengesetzten Richtung genöthigt. So wie letzterer sofort nach West Süd West hinläuft, windet sich der junge Ganges gleich anfangs nach Osten sodann nach Süden.

Gegen den 33sten Grad der Breite stürzt er zwischen einer Reihe der Gebirgsketten des Himaleh durch einen engen Paß hindurch, den die

Hindus, seiner Form wegen, die Kuh (Kosipalae) nennen; (in den englischen Karten Cow's mouth) woselbst ihn ein, durch den Fall selbst nach und nach ausgeschliffenes großes Becken aufnimmt, welches die Hindus sehr heilig halten und daraus viele Meilen weit Wasser holen.

In Sirinagor, wohin er nun gekommen ist, tritt der Alakmandra von Osten her zu ihm, und bald darauf wendet er sich westlich, worauf er die letzte Gebirgskette überwältigt und den zweiten Gangatra (Gangessturz) bildet, der abermals, als heilig angesehen, viele Pilgrimme zum Waschen und Wasserholen herbeizieht. Hier tritt er nun beim 30sten Breiten-Grade, zwischen Luckergaut und Hardwar in das eigentliche Hindostan, in die Provinz Dehli ein. Nur erst jetzt fließt dieser heilige Strom als eine ruhige überall schiffbare große Wassermasse, von keinen Stürzungen oder Wasserfällen unterbrochen, durch die herrlichen Länder von Dehli, Oude, Bahar und Bengalen hin, nimmt eine kaum zählbare Menge Flüsse auf, worunter Flüsse der ersten Größe sich befinden; befruchtet mit ihnen auf eine Strecke von einigen hundert Teutschen Meilen diese großen Provinzen; dient zugleich fast für ganz Hindostan als großer Handelskanal; vereinigt unter sich die wichtigsten Städte und Kriegsposten; düngt endlich gegen das Ende seiner weiten Laufbahn, dem Nil gleich, auf einen erstaunlichen Umfang die Ebenen von Bengalen, und macht daher durch diese vielartige Wohlthaten

für das große Reich jene göttliche Verehrung, die ihm der dankbare und bigotte Hindus weihet, eben so begreiflich als verzeihlich.

Rechnet man, wie billig, die ganze Ländermasse zum Gebiet dieses Stromes, welche entweder er selbst oder die in ihm sich ergiessende Flüsse bewässern, dann wären wenigstens 16 Königreiche und große Fürstenthümer unter seiner wohlthätigen Herrschaft begriffen. In Norden, außer dem Theile von Tibet, seinem Mutterlande, gehören Theilweise dazu, Sirinagor, Gorkar und Napaul, Dehli, Agra und Oude; in Westen Agimere, Malva und Allahabad; in Südwesten und Süden Bahar und fast ganz Bengalen, Reiche, wovon einzelne unserm Deutschlande an Größe gleich sind. Das ganze Flußgebiet des Ganges soll, nach den mit vielem Fleiße gemachten Berechnungen des Hauptm. Müllers 20224 deutsche Quadratmeilen betragen. Und wie herrlich, wie reich an Abwechselung, und romantischen Scenen sind nicht diese Länder.

Ohne der großen mahlerischen Gebirgsscenen, die den Ganges in seiner Muttererde, den beeiseten Gebirgen Tibets begleiten, hier zu gedenken; wie reizend schildert nicht Le Gout de Flaix nach seiner zwanzigjährigen Erfahrung und vielfachen Durchwandern Indiens den südlichen Theil des Flußgebiets des Ganges.

Wie sehr dieß Bild aber der Wahrheit entspricht, zeigen die treflichen Aussichten, welche uns Hodges so schön gezeichnet hat, und die durch die neuesten Reisen des Lord Valentia noch

mehr Bestätigung erhalten haben. Wir werden bei Gelegenheit der Anzeige einzelner wichtiger Ortschaften uns hievon deutlicher überzeugen.

Der Ganges ist sich aber weder an Größe noch auch an Geschwindigkeit, selbst in den von ihm ruhiger bewässerten Provinzen im eigentlichen Hindostan überall gleich. In den trockenen Monaten durchläuft er nur etwa 1¾ D. Meilen in einer Stunde, in den nassen dagegen wohl das Doppelte. In jener Jahrszeit strömt er auf 80 tausend Cubicfuß in einer Secunde aus, in der nassen hingegen 405000; als jährliches Mittel von beiden giebt Rennel 180000 an.

Die Fallhöhe des Ganges ward durchs Wasserwägen auf Hastings Befehl bestimmt; man fand daß der Fluß auf jede englische Meile einen Fall von 9 Zoll habe.

Die ganze Länge des Stroms von den Quellen bis zum Meere rechnen einige Geographen auf 950 D. Meilen; allein da sich nach Rennel der Ganges zu der Themse verhält wie 9½ zu 1; und die Themse etwa einen Weg von 180 engl. Meilen (60 auf einen Grad gerechnet) also etwa 45 deutsche Meilen durchläuft, so gäbe die Länge des Ganges noch nicht 430 D. Meilen, dieß trift einigermaaßen mit Rennels Angaben zu. Er setzt den Lauf des Ganges innerhalb des Gebirges an 800 engl. Meilen (zu 69½ Meile auf den Grad) den übrigen Lauf bis zum Meere aber auf 1350 solcher Meilen, also den ganzen Lauf auf 2150 engl. Meilen; dieß gäbe 463 deutsche Meilen.

Die Ueberschwemmungen des Ganges heben
it der Regenzeit an, die in den nördlichen
ebirgen bereits mit den ersten Tagen des Aprils
ren Anfang nimt, aber in dem niedrigen
engalen nur erst zu Ende dieses Monats ein-
itt. Sie unterscheidet sich hauptsächlich da-
rch von der des Nils, daß seine Ueber-
hwemmungen lediglich durch die Regen ent-
hen, welche in Abyssinien unweit den Quellen
s Nils statt haben, dahingegen die Ueber-
hwemmungen des Ganges ebensowohl in den
legen, die in Bengalen als nördlich innerhalb
r Gebirge fallen, ihren Grund finden.

Während der ersten 14 Tage steigt das Wasser
ur um einen Zoll; nachmals aber beim allge-
einer werden des Regens täglich 5 Zoll; und
gen Ende des Julius stehen die niedrigen
egenden an beiden Seiten des Ganges und
s Brahmaputre so gänzlich unter Wasser,
aß man auf 100 Meilen kaum etwas mehr
ls die Dörfer und Bäume hervorragen sieht;
rhabene Orte erscheinen dann wie Inseln.

Das große Delta des Ganges mit Einschluß
es untern Burromputre hebt eigentlich ober-
wärts gegen 24½ Grad der Breite an. Von
ier tritt nämlich der westlichste Arm des Ganges
er Cosimbazar Fluß hervor, läuft nach Süden,
und wird durch den Jellingha verstärkt. Sie bilden
dann den wegen Calcutta der an ihm gelegenen
Hauptstadt des gesammten englischen Indiens,
so berühmt gewordenen Hoogly. Dieser fließt
gegen Süden unter vielen kleinen Krümmungen

zu der ansehnlichen Stadt Morschedabad (24°13' der Breite und gegen 88°26' der Länge) der vormaligen Hauptstadt von Bengalen hin. Von hier kommt er nach Hoogly, zur Zeit der Portugiesen ebenfalls von Bedeutung; hierauf nach dem holländischen Sitze Chinsura, gleich darauf nach der sonstigen französischen Kolonie Chandernagor, und darauf zu der Hauptstadt Calcutta. Von hier wendet sich der Hoogly auf eine kurze Weite westlich, und eilt sodann in südwestlicher Richtung dem Meere zu. Seine Mündung ist sehr ansehnlich und er ist der einzige schiffbare Zweig des Hauptflusses.

Bei der Uebersicht des durch den Hoogly und den Ganges abgeschnittenen Deltas, von weit größerm Umfang, und heut zu Tage auch weit wichtiger als das von Egypten, findet man ein eben so merkwürdiges Land.

Dieß Land kann mit Recht schon vor sich selbst ein Königreich benannt werden; da es über 700 D. Quadratmeilen enthält; dabei wird es von einer großen Zahl Flüssen, an deren Spitze der Ganges steht, bewässert und zum innern Verkehr durchschnitten. Die jährliche Ueberschwemmung gewährt unter dieser warmen Zone unermeßliche Fruchtbarkeit, und selbst seine breite wenn gleich morastige, unbewohnbare Basis, der von unzählbaren Kanälen des Ganges getheilte sogenannte Sunderbund, bot, wie schon zuvor bemerkt ist, reiche Produkte dar. Auch finden sich in dessen nördlichem Theile eine Reihe volkreicher Städte und Ortschaften, sobald

man

man besonders die an den Ufern des Flus gelegenen darzu rechnet. Denn ausser der Hauptstadt Calcutta von 600tausend Menschen, kommen hier vor Mursedabad, Cossibazan, Kishnagar, Burampur, Hoogly, Tschinsura, Tschandernagor, Nuldinga, Mohmudpour, Jessore, Sirampor und andere mit einander, nicht nur ansehnlich durch Bevölkerung als besonders wegen ihrer Fabriken und vielfachen Gewerbe. Die Menge der kleineren Ortschaften ist aber besonders im nördlichen Delta sehr groß, und viele derselben gewähren wegen der Kultur der nahrhaften Pflanzen, wie auch des Pfeffers und der Färbepflanzen einen unermeßlichen Gewinn.

Der hohe Werth des Ganges, welcher sich aus dieser Uebersicht ergab, wird nun unendlich erhöhet durch die vielen bedeutenden Flüsse welche sich in ihn einmünden. Wäre es zweckwidrig sie hier alle aufführen zu wollen, so verlangt doch die Darstellung von Hindostan wenigstens eine Anzeige der wichtigsten von ihnen, sowohl in Rücksicht der Bewässerung als des Handels.

Schon gleich von Norden aus treten in Osten zwei große Flüsse in den Ganges, der Gagra, höher hinauf, da wo er fast unter gleicher Breite mit dem Hauptflusse entspringt Sandjoo genannt, und östlicher der minder ansehnliche aber stets bedeutender Cosa-Fluß.

Der deutsche Missionair Tiefenthaler läßt ersterm aus dem See Lanken in Tibet (gegen 33° 40′ der Breite) entstehen, gleich westlich des Sees Mansaroar der Mutter des Ganges. Un-

weit der südlichen Reihe der hohen Alpen Gewali oder Komaoon, woselbst er der Kanar-Fluß genannt wird, bildet er einen See und kommt zur Provinz Oude; wendet sich dann stark von seiner südlichen Richtung nach Osten ab, und tritt bei Mangi (25° 50′ nörd. Br. und gegen 84° 40′ Länge) in den Ganges ein. Auf diesem über 140 D. Meilen langen Wege ist er auf drei merkwürdige Gebirgs-Höhlen gestoßen welche Feuer, Wasser und Wind heraufstoßen sollen, am letzten Gebirge leidet er aber einen Wasserfall. Er ist mehreren großen Städten und Ortschaften sehr wichtig, vorzüglich dem altberühmten Sitz der indischen Monarchen Oude oder Auhde, und in geringer Entfernung dem jetzt größern Fizabad.

Der östlichere Cosa-Fluß, der ebenfalls aus Tibets Gebirgen, jedoch nur erst etwas oberwerts des 30sten Grades entspringt, weicht weit weniger von der Richtung nach Süden ab, durchläuft 5 Breiten-Grade und tritt unweit Caragola (gegen 25° 27′) mit einem weiten Bogen in den Ganges.

Jenseits dieses Flusses, des Cosas, findet sich noch östlicher der Testa von ansehnlicher Größe, und zwischen diesem und dem Ganges strömen eine sehr große Menge Gewässer von der Größe unserer Mittelflüsse Europens in ihn ein, daß ihre Aufzählung nur ermüden würde.

Von den westlichen Flüssen des Ganges verdient der Jumnah (Dshumna) oder Gemnah sowohl wegen seiner Lage als seiner Mächtigkeit

und vorzüglich wegen der an ihm gelegenen wichtigsten Städte von Hindostan wohl den ersten Platz. Den neuesten Karten zufolge kommt der eigentliche Jumnah hoch von Norden unweit der Gebirge von Cashmere, neben einem Gebirge Cantal (34½° Br.) hervor.

Nachdem er aus dem Gebirge in Dehli eingetreten ist, bleibt sein Weg eine beträchtliche Strecke hindurch nach Süden hin dem Ganges beinahe parallel, und er bespühlt hiebei als ein sehr großer Strom zuerst die berühmte Stadt Dehli selbst und sodann Agra, mehrmals ebenfalls Hauptstadt des großen Reichs. Von hieraus wendet er sich nun bereits gegen Osten; neigt sich von jetzt stets mehr zu dem Ganges, und vereinigt sich mit ihm bei der ansehnlichen Stadt Allahabad (25° 25′ 56″ Br. und gegen 81° 55′ Länge). Da ein unbedeutender Bach, den aber die Hindus für heilig halten, hier ebenfalls dem Ganges zutritt, so nennen sie diese Zusammenkunft Trebeni, die Vereinigung dreier Flüsse. Uebrigens nimmt der Yumna (Shumni) selbst eine große Menge beträchtlicher Flüsse, besonders aus Westen her, in sich auf, bevor er sich in den Ganges stürzt, z. B. den Chumbul, den Betwah, den Cane, Tunse u. a. größtentheils aus den südwestlichen Ghauts, oder ihren Zweigen.

Ein zweiter Fluß, der den Ganges beträchtlich vergrößert, ist die Soane, welcher aus den Gebirgen des mittlern Dekans, nämlich aus den von Gundwan seinen Ursprung hat.

Wenden wir uns nach Westen hin, so verdient der Indus hier den Anfang zu machen, sowohl als Gränzfluß des Ganzen, als wegen seiner Größe.

Der den Alten bereits unter dem Namen Synd bekannte große Strom, hat einen beträchtlich nördlicheren Ursprung als der Ganges. Er soll gegen den 37sten Grad in dem hohen Schneegebirge oder Mustag, gegen den 73sten Längen-Grad, also an den Gränzen von klein Tibet und der Bucharei, seine Quellen haben.

Hier nennt man ihn Nilab oder das blaue Wasser. Nachdem er durch einen Zweig des Gebirges, welches Cashemere von diesen Ländern trennt, gedrungen ist, bildet er beim weitern Hinabsteigen nach Süden die westliche Gränze von Lahore und Multan, dem heutigen Sitze der Seiks, also von West Indostan selbst.

Hier tritt er sodann gegen den 28sten Breiten-Grad in die große Sandwüste ein, deren bereits zuvor gedacht worden ist.

In jenen nördlichsten Ländern Hindostans erweitert nun der Indus sein Flußgebiet so beträchtlich, daß dieß zuvor einer etwas genauern Anzeige bedarf.

Es sollen, einem der neuesten Schriftsteller über Hindostan zufolge, in diesen Ländern dem Indus gleich nach seinem Durchdringen jenes hohen Gebirges 7 große Flüsse, 12 von mittlerer Wichtigkeit und 137 kleine zuströmen (le Gout de Flaix).

Aber selbst diese bestimmte Angabe in Zweifel gezogen, so ergiebt sich dennoch aus den besten Karten und Nachrichten, daß es nicht schwer hält, wenigstens sieben große Flüsse für diesen nördlichen Theil des Indus aufzufinden. Wenn man den Karten zufolge annimmt, daß drei jenseits der westlichen Gränze von Hindostan von Cabul und Candahar her zu ihm stoßen, so bleiben ihm von Osten aus in dieser Nordgegend noch 5 große Ströme übrig, weßhalb auch dieß ganze Gebiet Penjab oder Panjab (Penshab) d. ist: das Land der fünf Flüsse, benannt wird.

Sie nehmen sämmtlich ihren Ursprung aus jenem nördlichen Gränzgebirge, und stellen daher Lahor und Moultan gleichsam fünfarmig dar.

Der nördlichste davon ist der Behut, oder auch Chelm genannt; der berühmte Hydaspes der Alten, der innerhalb den östlichen Gränzgebirgen von Kaschemere, aus der sehr hochgehaltenen und deßhalb eingefaßten Quelle Virnagh etwa 20 Meilen von der Hauptstadt dieses paradiesischen Landes entspringt. Er wird noch innerhalb desselben schiffbar und nachdem er über 4 Breiten-Grad fast der Queere nach durchschnitten hat vereinigt er sich (gegen 31° n. Br.) mit dem Chenaub, um sich nach einer neuen Verschwisterung in den Indus einzumünden.

Dieser Chenaub, der Acesines der Alten, aus eben jenem Gebirge, nur etwas östlicher entsprungen, ist fast von gleicher Länge mit dem Behut. Er wird, nachdem er durch lezteren

vergrößert worden, von dem noch östlicheren Fluß des Panjabs, nämlich von dem Ravey, dem Hydraotes der Griechen, aufgenommen. Der Ravey stießt zu der Hauptstadt Lahore (31° 10′ Br. und 72° L.), beide bespühlen nachmals auf ihrem gemeinschaftlichen Wege zum Indus die Stadt Moultan selbst, und fallen sodann etwa unter 29½ Gr. der Breite in den Hauptstrom ein.

Die beiden letzten südöstlichsten Ströme des Panshabs zu erst der Bejah, oder Vipasa im Sanscrit (daher wohl der Name Hyphasis) und der gleich südlichere Setledge oder Suttaluz haben ihre Quellen in der Gebirgsreihe von Cahlore, ebenfalls Zweige des Imaus oder Himaleh. Der Bejah nimmt nach Südwesten bis Ferosepur (gegen 31° 5′ der Br.) seinen einzelnen Gang; hier vereinigt er sich mit dem Setledge. Dieser trennt sich aber bald wieder, bildet eine große, nach einigen Karten mehrere Inseln, mit dem Bejah; und tritt gleich oberhalb des 30sten Breiten-Grades wieder in diesen ein, um sich gemeinschaftlich zwischen Veh und Sedpour (30° 20′ Br.) in den Hauptstrom zu ergießen. Der Setledge ist aber bereits vor der Vereinigung mit dem Bejah ein beträchtlicher, gegen 30 D. Meilen schiffbarer Fluß.

Durch diese 5 ansehnlichen Flüsse ist die große Provinz Lahor, so wie das nördliche Moultan ein höchst fruchtbares Reich.

Es erzeugt nämlich nicht nur reichlich die Hauptbedürfnisse des Lebens aus dem Pflanzen-

reiche und daneben Wein, Zucker, Baumwolle, sondern zugleich bedeutende Massen Steinsalz und die Flüsse sind goldhaltig; wir werden den Werth beider Länder in der Folge näher kennen zu lernen Gelegenheit haben.

Die von Westen her zu dem Indus fließenden Ströme sind uns weniger bekannt. Sie entspringen aus dem Hindo-Koo, der zwischen Cabul und Balk läuft. Unter ihrer bedeutenden Anzahl zeichnen sich, von Norden aus gerechnet, am meisten aus der Baron und der Kameh, welche mit einander vereinigt zuletzt den Attock bilden, und bei der Stadt gleiches Namens (33° 6′ Br. 71¼° Länge) in den Indus eintreten. Südlicher fließt der Cow zu ihnen hin nachdem er einige kleinere Flüsse in sich aufgenommen hat; diesem folgen weiter hinab der Lucca, und ein anderer noch weniger bekannte Fluß.

Der Indus nimmt nun, nachdem er vor dem Panshab vorbei geflossen ist, von Osten her noch ein Paar unbedeutendere Flüsse, wovon der eine der Dummoody aus dem Innern von Ashimere der zweite südlichere aber nur aus den Sandgebirgen der Wüste hervorkommt und sich bei Nissabour in ihn einmündet.

Durch alle diese bedeutenden Ströme verstärkt, eilt jetzt der Indus, dessen ganzen Lauf man auf mehr als 200 D. Meilen rechnet, bald nach dem 26sten Breiten-Grade der Theilung, der Bildung seines Deltas hinzu. Auf diesem Wege macht er zwischen dem 27 und 28°, durch

Theilung zwei ansehnliche Inseln, auf der kleinern, nördlichern, ist Baker gelegen.

Das Delta hebt bereits nördlich von Nusserpoor bei einem kleinen Orte Hallegandhe (25¼° Br.) an. Hier läßt der Fluß einen schmalen Arm in Westen von sich zum Meere aus, dahingegen der entgegengesetzte östliche, der Nala-Sunkra, beinahe einen halben Grad südlicher anfängt. Der am weitesten nach Westen gelegene Arm von diesem großen Delta, heißt auf den Karten der Pitty Fluß, der aus der Theilung des Dartaway entstanden ist, und bei Larri-Bunder ins Meer fällt. Die ganze Weite des Delta beträgt gegen 35 D. Meilen, nämlich von Asserpour in Osten bis Larri-Bunder in Westen. Der Mündungen oder Ergießungskandle des Indus innerhalb dieses Delta sollten, dem Namen Divelli zu folge, nur 7 seyn, allein man zählt auf Rennels Karten, 17, wovon freilich nur wenige benutzbar sind, da es sogar schwer halten würde die eigentliche Einfahrt in den großen Strom zu finden wenn sie den Schiffern nicht, durch das thurmähnliche, weiß angestrichene Monument eines mahometanischen Heiligen, bemerkbar wäre; Peer Sheiks Tomb auf den Karten.

Indeß sind in unsern neuesten Zeiten dennoch einige Punkte dieser Küste besser durch Engländer bestimmt worden. So wissen wir, daß ein Paar der Einfahrten in den Indus z. B. Larry-Bunder unter 24° 44′ Br. und Rischel unter 24° 12′ Br. gelegen ist.

Dieſes Delta umfaßt nun das wichtigſte des Landes der Synds. Es verdient aber dieß Land hier ſchon einer Anzeige, da wir bei dem eigentlichen Indoſtan ſchwerlich darauf zurück zu kommen Gelegenheit fänden, und dieſe Gegend dennoch ſelbſt wegen der alten Geſchichte gekannt zu werden verdient, beſonders wegen des Raubzugs Alexanders des Macedoniers.

Das Land von dem Delta des Indus unterſcheidet ſich beſonders dadurch von dem des Ganges: daß es nicht wie jenes mit Bäumen beſetzt iſt, ſondern höchſtens auf ſeinen trockenen Stellen mit Buſchwerk; das Uebrige beſteht aber nur aus Sumpf, und ungeſunden, kleinen ſtehenden Seen.

Das ganze Gebiet von Synd erſtreckt ſich längſt dem Indus nach Norden ſo hoch bis gegen Becker in Moultan hinauf, hat in Oſten die Sandberge der Wüſte zu Gränzen, in Weſten Mekran, und in Südoſten Cutch.

In den Regenmonaten vom April bis zum September iſt das ſüdliche Land gänzlich überſchwemmt. Dagegen iſt es nicht bloß in den übrigen Monaten trocken, ſondern Hamilton bezeugt, das zu zeiten ein dreijähriger Mangel an Regen hier die ſchrecklichſten Krankheiten hervorbringt, wodurch damals in der Hauptſtadt binnen dieſes Zeitraums über 80 tauſend Menſchen hinweggerafft wurden, größtentheils Baumwollen- und Seidenarbeiter.

In gewöhnlichen Jahren iſt es, durch den, vom überſchwemmenden Indus herbeigeführten

Dänger ein sehr fruchtbares Land, reich an Weizen, Reiß und anderem Gemüse, so wie auch an kleinen aber schnellen, guten Pferden und an Hornvieh. Der Gewinn von letzterm ist bedeutend; da eine sehr ansehnliche Quantität Butter in großen ledernen Schläuchen, jeder zu 320 Pfund, ausgeführt wird, denn diese Butter, wenn gleich ungesalzen, hält sich jahrelang. Auch ist das Schaafvieh vorzüglich, es giebt Hammel die oftmals 80 bis 100 wiegen.

Hirsche, Antelopen, woraus der Bezoar, Hasen und Füchse jagt man hier mit Hunden, Leoparden und einer kleinern Katzenart, den Syah-gush (Felis Caracal. L.) Man setzt ihn, mit einer Blendungskappe versehen, hinten auf das Pferd, nimmt ihm, sobald er den Antelopen nahe genug ist, die Blendung ab; mit einigen Sprüngen sitzt er dem Thiere auf den Rücken, und reißt ihm die Augen aus, da es dann leicht die Beute des Jägers wird. Der abgerichtete Leopard hingegen jagt das Wild wie ein Hund.

Vom Gefieder finden sich hier Pfauen, Tauben Rebhüner, Enten, Strandläufer, Täucher, wilde Gänse und mehrere eßbare Vögel.

Unter den Pflanzen verdient noch die Salep-Wurzel (Orchis Morio L.) besonders angemerkt zu werden. Sie zeigt schon die Nähe Persiens an, und muß hier zu einer beträchtlichen Größe gedeihen, da Hamilton ihr die Größe einer Pfirsche zuschreibt. Die Einwohner, sagt er, trockenen diesen Salep, zerstoßen ihn, und

genießen das Pulver als vorzüglich nahrhaft mit Zuckercandi.

Ebenfalls fand er hier das Süßholz (Radix dulcis; Glycyrrhiza echinata L.) Putchok genannt. Es wird in großer Menge und mit bedeutendem Gewinn nach Surate ausgeführt, und von dort nach China. Hier verbrennt man es vor den Götzen als Räuchwerk nach einer eignen Methode. Zu Pulver gestoßene Wurzeln legt man in langen Furchen in die Erde und zündet diese an, so brennen sie sehr langsam fort wie eine Lunte und der Rauch giebt dabei einen sehr angenehmen Geruch.

Auch erzeugt dieß Land die Asa (Asa foetida), ferner Opoponax; Salpeter und wie Hamilton sagt, sogar Borax; ferner Lazur-Stein und Galmey (?)

Man erzielt eine Menge Seide und Baumwolle, und verarbeitet sie zu vielfachen Zeuchen, Vorzüglich ist dasjenige baumwollene Zeuch, welches man Jarries nennt, sehr schön, sehr fein und dauerhafter als irgend eine Art die dieser in Indien so bereisete Engländer kannte. Die hiesigen Zitze sind ebenfalls von ganz besonderer Güte, und die davon verfertigten Betttecken sehr schön.

Lackirte Arbeit wird ebenfalls in großer Menge geliefert, doch steht der Lack dem chinesischen nach. Aus dem gleich hier in Norden angränzenden Moultan kommen treffliche Bögen und Pfeile, die aus den Hörnern der Büffel gemacht werden.

Die Hauptstadt Tatta steht auf einer geräumigen Ebene, und ist etwa 2 engl. Meilen von dem Indus entfernt; sie liegt, nach Rennel, unter 24° 50′ n. Br. bei 67° 37′ öst. Länge. Der Länge nach hält sie drei engl. Meilen und das Castel hatte für viel Tausend Mann Platz.

Diese, noch im verflossenen Jahrhunderte große, volkreiche Stadt, wird durch die aus dem Indus geleiteten Kanäle so gut bewässert, das ihre Gärten unter andern Früchten die treflichsten Granaten liefern. Nicht nur ihre Fabriken von feinen Tischler- Wollen- und Baumwollenwaaren, sondern der an den Ufern des Indus gewonnene Salpeter und andere zuvor benannte Naturprodukte geben ebenfalls zu einem beträchtlichen Handel Anlaß. Auch wird hier sehr viel Elfenbein zu Ringen und Armbändern verbraucht. Der Handel wird aber sehr erleichtert durch den großen Strom, welcher bei der Stadt selbst eine englische Meile breit, bis nach Cashmire fahrbar ist. Hamilton fand die hiezu gebrauchten Fahrzeuge, Kistis genannt, sehr vorzüglich. Sie halten 200 Tonnen, haben einen flachen Boden, und mehrere Cajüten, die man an Reisende vermiethet. Zur Aufbewahrung der Kaufmannsgüter waren große Magazine erbauet.

Das Land steht zwar unter einem mahomedanischen Fürsten, der gewöhnlich in der Festung Hydrabad (gegen 25½° n. Br.) seinen Sitz hat, allein die Zahl der Hindus war wohl zehnfach größer als die der Muselmänner, und die Regierung gestattet ihnen ihre Freiheit; auch hatten

le Portugiesen vormals hier eine Kirche. In unsern Zeiten, besonders nach der Raubzügen er Mogolen, hat Tatta sehr verlohren. Man icht noch die Ruinen ansehnlicher Monumente. ines der schönsten war bis zur Zeit Hamiltons 1730) gut erhalten. Es war das Grabmahl er vorigen Könige. Die Särge standen in iner runden Pagode, 10 Ellen hoch und 7 im Durchmesser. Das Ganze bestand aus grünem, othem und gelbem hochpolirten Porphyr.

Als der Groß Mogul Jehanguir Großvater es gräßlichen Kaisers Aurengzeb, nachdem er en letzten König von Synd seines Landes beraubt und gefangen hatte, und diesem erlaubte sich eine Gnade auszubitten, ersuchte derselbe um nichts weiter als in diesem prächtigen Monumente, das ihm 25 tausend Pfund Sterling gekostet hatte, dereinst nebst seiner Familie beerdigt zu werden.

Auch sahe man noch zu eben dieser Zeit in der Stadt selbst sehr ansehnliche Gebäude, die da mit großen Parthien vom schönsten gelben, bis zur Spiegelglätte polirten Porphyr prangten.

Tatta besaß seit langen Zeiten eine berühmte Lehranstalt oder hohe Schule der Hindus. Es ward darin ihre Theologie, Sprachkunde, und Geschichte gelehrt und die Jugend in 400 (!) Schulen erzogen, so erzählt uns Hamilton; indeß giebt seine Nachricht von einem Professor der Geschichte keinen hohen Begriff von seiner Kenntniß. Er kannte freilich Alexanders Expedition in dieses Land, aber er setzte hinzu,

dieſer Alexander ſey ein groſſer Zauberer geweſen ſeine Armee ſey mit der Hülfe einer Million von Gänſen über den Indus geſchwommen.

Nach dieſer weder hier ganz fremden noch auch belehrungsloſen Abſchweifung kehren wir zu den übrigen der wichtigſten Flüſſe von Hindoſtan zurück.

Dem Indus zunächſt zeigt ſich ein Fluß der mit unter die Ländertheilenden zu zählen iſt, der Puddar genannt, der, wie man jetzt glaubt, mit dem Butlaß ein und derſelbe iſt. Er ergießt ſich nach einem langen Laufe von dem nördlichen Ende der weſtlichen Ghauts herab, in den Meerbuſen von Cutch, und macht auf die Weiſe die Weſtgränze von Guzurate. Sein Lauf iſt wohl deßhalb weniger bekannt, weil die von ihm bewäſſerten Länder nicht ſehr produktreich ſind.

Die öſtliche Gränze des Reichs Guzurate hat ebenfalls Flüſſe die ſich in den Buſen von Cambay ergießen; der weſtlichſte iſt aber nur unbedeutend und ſelbſt der öſtlichere, weiter abgelegene, der Mehie oder Mahandri, obgleich gröſſer, iſt uns nicht ſehr bekannt.

Hierauf folgt aber ein ſehr bedeutender groſſer Strom, der Nerbudda. Er iſt der groſſe Theilungsſtrom des eigentlichen (vormaligen) Hindoſtan und das groſſe Dreieck von Dekan kann von hier an gerechnet werden. Seinen Urſprung nimmt er in den Gebirgen der öſtlichen mahrattiſchen Beſitzungen, woſelbſt drei kleinere Quellen unweit einer berühmten Pagode zwiſchen 82 und 83° der Länge ihn bilden. Er fließt

ach einem beträchtlichen Stütz in Jellahabad
ei Mundlah (81° 5′ Länge und gegen 22¾ Br.)
orüber, tritt sodann in Candish ein; durchläuft
as Reich der Mahratten, um sich innerhalb der
euen Brittischen Besitzungen unweit der Haupt-
adt Broach (Brotsh), in den Meerbusen von
ambay zu ergießen; sein ganzer Lauf geht da-
er durch mehr als 9 Grade der Länge.

Einen etwas kürzern Lauf hat der ihm süd-
ch fließende Tapti, berühmt wegen des gegen
ine Mündung hin gelegenen Surate; sein
rsprung ist aus den Iryardy Gebirgen an der
ördlichen Gränze von Berar, läuft durch
andeish und ergießt sich, 4 Meilen westlich von
urate, ins Meer.

Ohne mehrerer kleiner Flüsse hier zu gedenken
chen wir sofort zu Flüssen die sich in Benga-
ns Busen ergießen. Hebt man hiermit in
üden an, so verdient der Cavery einer
sondern Aufmerksamkeit noch mehr wegen der
riege mit Hyder Aly und Tippo-Saib als
egen seiner Größe. Seinen Ursprung hat er
i den westlichen Ghauts, den Gebirgen von
orga, unweit des 13ten Grades der Breite,
nd zwischen d. 75 und 76sten Gr. der Länge.
en dort läuft er, mit geringer Senkung gegen
üden, nach Osten fort, läßt einen Arm von
ch aus und umschließt dadurch eine Insel die
gen 4 engl. Meilen lang, und anderthalb
eit ist, das westliche Ende der Insel ist be-
nders gegen Norden abschüssig; das Fort und
ie Außenwerke nehmen etwa eine Meile ein. Auf

da steht die berühmte vormalige Hauptstadt des Königsreichs Myſore, Seringapatnam, unter 12° 31½' n. Br. und 76° 46½' Länge. Diese Stadt war vormals sehr volkreich, die starken theuren Werke fallen jetzt aber in Ruinen; die Gräben waren in lebendigen Stein gehauen. Merkwürdig ist der große Garten der Laul-Bang, eben so groß als die Festung. Er besteht aus regelmäßig schattirten Spaziergängen von Cypressen; man trift, oder vielmehr man traf hier alle vier Jahrszeiten zusammen, denn durch die lezte Belagerung und Erstürmung ist die Schönheit verschwunden. Diese ward besonders durch das prachtvolle Grabmahl Hyder Aly's und Tippo Saibs vermehrt; eines der wenigen Ueberreste vormaliger Größe.

Es hat eine viereckige Grundlage, und ist durch eine steinerne Terrasse von vielen Stufen über den Boden erhöhet.

Ueber dieselbe erhebt sich das Gebäude selbst in einem hohen geräumigen Dom, den ein goldner halber Mond krönt, welchen man bei Sonnenschein mehrere engl. Meilen weit glänzen sieht. Die Mauern sind von weissem Tschinam einem treflichen Stucco, der völlig die Politur des Marmors annimmt. Um das Ganze geht eine Veranda, ein breiter Vorsprung mit einer bedeckten Gallerie, die auf Seulen ruht, von einer Composition die dem schönsten schwarzen Marmor gleich kommt.

An jedem Ende der Moschee steigen gleich hinter dem Seulengange türkische Minarets

Thürmchen) in die Höhe, und das Ganze gewährt einen majestätischen Anblick.

Auf dreien Seiten stehen Reihen von Choultries (Arten von Herbergen) zur Aufnahme für Reisende und Fakirs.

In diesem Grabmahle liegt nicht nur der Körper des mit Recht berühmten Sultans Hyder Alys, sondern die Engländer setzten auch unter allen militairischen Ehrenbezeugungen den bei Erstürmung von der Hauptstadt gefundenen Leichnam ihres großen Feindes seines Sohnes Tippo Saibs, hier bei.

In Seringapatnam hatte Hyder Aly alles zusammengebracht was Indien, und zum Theil Europa, merkwürdiges aufzuweisen hat. Die Arbeiten in Gold, Silber und Edelsteinen, und die Uhrmacherkunst zeigten hier seltne Werke; und da Tippo Saib zugleich viele der Vornehmsten aus den Familien der Wald- und Bergfürsten (Polygars) als Geisseln behielt, so erhielt die Stadt dadurch einen größern Glanz. Auch waren die hier aufgehäuften Schätze, welche die Britten durch die Eroberung am 22sten April 1799 erhielten, außerordentlich. Die Baarschaften nebst den Juwelen und dem Gold- und Silbergeräthe betrugen auf 12 Millionen Rupien und die Kanonen, (man fand über 900) Elefanten, Kameele, Lastthiere und sonstigen Kriegsvorrath, schätzte man gegen 8 Millionen. Ebenfalls fiel eine kostbare indische Bibliothek von 1000 Bänden den Siegern in die Hände. Merkwürdig ist es aber, daß das große Halsband

von Perlen, welches Tippo Saib innerhalb vieler Jahre auf das mühsamste mit den größten Kosten gesammelt hatte, und daher von unschätzbarem Werth war, nie wieder zum Vorschein gekommen ist; dem Soldaten, der den Sultan tödete, fiel es anheim, allein auch dieser verlohr darauf sein Leben.

Hat nun der Cavery diese merkwürdige Stadt und Insel verlassen, und ist wieder in einen einzigen Strom vereinigt, dann leidet er in ihrer Nähe beträchtliche Fälle. Der Lord Valentia beschreibt die Gegenden um den größten Fall als sehr romantisch. Die Umgebung ist äußerst wild, obgleich die Größe der Felsen auf dem entgegengesetzten Hügel die Bäume sehr klein erscheinen läßt. Die Höhe des Hauptfalles schätzt er gegen 150 Fuß, doch ist er nur in der Fülle des Wassers, in der Regenzeit furchtbar, dieß zeigten die dadurch zerrissenen Felsenmassen. Die Tiefungen umher sind, wegen der darinn hausenden Tieger gefährlich. Man sieht auch hier beträchtliche Ruinen von Brücken aus schwarzem Granit, und selbst nachdem Mysore von den Engländern erobert worden, hat man hier eine neue Brücke von diesem Gestein über den Fluß, zu einem Uebergange für die englischen Truppen, erbaut.

Bis gegen den 78ten Längen-Grad läuft nun der Cavery mit geringer Senkung stets gegen Osten fort; hierauf lenkt er aber auf einmal ansehnlich nach Süden hinab, und sinkt durch mehr als einen ganzen Grad der Breite mit geringer Wendung gegen Osten bis nach

Padicotta gegen den 11ten Breiten-Grad, woselbst er sich denn wieder stark nach Osten wendet, um sich bald darauf durch einige kleine Flüsse zu verstärken. Wenige Meilen westlich von Tritschinopoli fängt er sodann an sich in mehrere Zweige zu zertheilen. Das dadurch gebildete Delta ist von bedeutendem Umfange. Es begreift nämlich über einen ganzen Breiten-Grad, denn der nördlichste, der Couleroon (dieß ist sein Name) fällt nördlich von Devicotte (11° 19′ Br.) (bei Patamcotta) der südlichste kleinste Zweig hingegen bei Shingyppatam (gegen 10° 22′ Br. und 79½° Länge) ins Meer.

Bereits unweit Tritschinopoli bildet er mehrere Inseln und dieß wird nicht nur auf dem ganzen Wege zur Mündung fortgesetzt, sondern der Hauptstrom der Couleroon macht in sich selbst viele einzelne Inseln.

Von der Größe und Bildung dieses Delta giebt besonders die Karte von Werfebe ein merkwürdiges Detail.

Wir übergehen die kleineren Flüsse welche sich höher nach Norden an dieser Küste ergiessen, obgleich der Policar, der bei der berühmten Stadt Arcot fließt, noch mehr der Pennar gar nicht unbedeutend sind.

Der nördlichere Kistna verdient dagegen wegen seiner Größe besonders aufgeführt zu werden. Der Hauptarm hat seinen Ursprung weither aus den westlichen Ghauts, nur etwa 7 bis 8 D. Meilen von Severndrog (gegen den 18ten Breiten-Grad) an der Malabar Küste, aber

ein nördlicherer Arm, der Bihma oder Boohma entſpringt gegen Salſette über, aus eben dieſen Gebirgen, und tief in Süden ſtößt noch ein dritter, der anſehnliche Tumbuddra zu ihm, die Quellen des letztern ſind nicht weit von denen des Cavery.

Nachdem ſich dieſer bald nach dem 78ſten Grad der Länge mit dem Kiſtna vereinigt, und ſo einen mächtigen Strom gebildet hat, ſo weicht der letztere bald darauf von ſeiner öſtlichen Richtung ab, erhebt ſich bogenförmig gegen 16½ Grad nach Norden hinauf, und eilt ſodann unweit der Spitze von Divy vielarmig dem Meere zu. Das von ihm auf die Weiſe gebildete Delta iſt indeß nicht von großem Umfange; es hebt in Norden mit der Stadt Maſulipatnam an, und reicht queer über, gegen einige 30 engl. Meilen, ſüdlich unweit des kleinen Ortes Nizamputam.

So wie dieſer große Strom, von den weſtlichen Ghauts angerechnet, das große Dreieck von Decan faſt durchaus theilt, ein gleicher Fall findet ſich dann bei dem nicht weit von ihm in Norden fließenden Godavery oder Gonga Godowry. Dieſer hat ſeine Quellen ebenfalls in den weſtlichen Ghauts, etwa 90 engl. Meilen nordöſtlich von Bombay. Er gehört, ſo wie der Bihma, unter die den Hindus heiligen Flüſſe, deren es überhaupt mit dem Ganges ſieben giebt; Yumna (Dſhumna) Godavery, Serſuty, Nerbudda, Indus und Cavery.

Nach einem langen Lauf durch Dowlatabad macht der Godavery den Gränzfluß zwischen den mit England verbündeten Staaten und den östlichen Besitzungen der Mahratten; senkt sich sodann nach Süden hinab, und empfängt auf diesem Wege von Nordwesten her, die Gewässer des Inderowty und des weniger bekannten Bain Gonga, worauf er dann, nach einer Theilung bei Rajamundry (16° 58′ 43″ n. Br.) sich ins Meer ergießt.

Die beiden großen Flüsse, der Kistna und der Godavery, durchströmen einen der herrlichsten Landstriche von Hindostan. Sie schließen die vormaligen Reiche Visapour und Golconda und ihre Schätze fast gänzlich ein, und bringen diesen reichen Ländern durch ihre jährliche Ueberschwemmung große Fruchtbarkeit. Und da durch die Theilung des Godavery zuletzt die für kleinere Fahrzeuge sehr brauchbare Rheeden und Häfen, Ingerum, Coringa, Bandermalanka, Narsapur und andere gebildet werden, so bieten sie der Handlung große Erleichterung.

Zwischen dem Godavery und dem Ganges findet sich noch ein ansehnlicher Strom, der Cuttac auch Mahamudy genannt. Er kommt aus den Gebirgen von Bundelkund, gegen den 22sten Breiten und 82sten Längen Graden, durchläuft Berar in mehreren Windungen, nimmt eine beträchtliche Anzahl kleinerer Ströme auf. Er läuft bei der Stadt Sumbulpour vorüber, da er den kleinen, wegen der in ihm gefundenen Diamanten bekannten Fluß Heve

aufnimmt; deßhalb halten ihn Einige für den Fluß Adamas des Ptolemäus.

So hätten wir nun einen Begriff von den Hauptflüssen Hindoſtans. Die Summe der gesamten Bewäſſerung übertrift die der meiſten übrigen Länder. Erinnert man ſich hiebei der großen Einfaſſungsgebirge und der vielen daraus hervorgehenden Seitenzweige, ſo wird es merkwürdig daß hier eine ähnliche Geſtaltung in Rückſicht der Flüſſe Statt findet. Hier umfaſſen nämlich ein Paar große Ströme ſo wie jene große Gränzgebirge das ganze Land, und hundertfach ſind ebenfalls, wie bei den Gebirgen, die kleinern Aerme welche mit dieſen großen Flüſſen zuſammenhängen, ſegensvoll die Erde in allen Richtungen bewäſſern und dem Binnenhandel zu Kanälen dienen.

Ein ſo großes, faſt durchgängig reich bewäſſertes, von Gebirgen umgebenes und durchſchnittenes Land, muß dann ebenfalls einen vielartigen Boden haben. Es muß mehrere romantiſche Scenen und Ausſichten darbieten; es muß unter ſo warmer Sonne gelegen, von höchſter Fruchtbarkeit ſeyn, es enthält aber auch wahrſcheinlich minder ſchätzbare Erdſtriche.

Dieß iſt dann auch wirklich der Fall. Es gab, wie ſchon oben bemerkt iſt, große Sandwüſten in oder wenigſtens an den weſtlichen Gränzen, aber auch mitten im Lande finden ſich große, wegen gänzlichem Waſſermangel öde Landſtriche, wie z. B. in Adſchimere und beſonders im nördlichen Guzurate; ſie dienen nur den ſtreifen-

den Raubpartheien, den Bhots und ähnlichen Stämmen als Zufluchtsorte.

Dagegen sahen wir im südlichsten Decan unweit Coimbettore innerhalb der Theilung oder der Gabelung der Ghauts, schaurige Wildnisse.

Aehnliche Parthien zeigen sich in Norden, nicht etwa bloß gegen den großen Berggürtel hin, sondern selbst in Oude, wo unter dem 20sten Breiten-Grade unweit dem Lande Deucara Wildnisse, von Rhinocerossen und Tiegern bewohnt, angegeben werden.

Von einzelnen Provinzen sind dann dagegen einige von der wunderbarsten Schönheit, Fruchtbarkeit und Bevölkerung. Dahin gehört vorzüglich das jetzt den Britten eigene Bengalen. Von Norden an Boutan gränzend, hat es im Hintergrunde Schutz von den hohen Alpen Tibets. Der Wind von norther gewährt ihm Kühlung. In Süden umschließt es der Ocean, und die ganze Einfassung, der zuvor angezeigte (Sunderbund), von jenen beiden größten Strömen erzeugt, ist ihm ein einträglicher von hundert Kanälen durchschnittener Wald; das Innere aber übertrift durch den Ganges und seine unzählbaren Seitenflüsse an Fruchtbarkeit und Handelsfähigkeit fast jedes andere Land der Erde, daß ihm an Größe gleich kommt.

Dieß ergiebt sich auch durch die ungeheure Ausbeute welche jährlich der brittisch ostindischen Compagnie daraus zu Theil wird, sie übersteigt 24 Millionen Thaler.

Kein anderer Theil Hindoſtans kommt indeß an phyſiſcher Merkwürdigkeit Caſhmere gleich.

Dieſes kleine ehemals eigene Reich, bildet im hohen Norden Hindoſtans ein großes, eiförmiges herrliches Thal von hohen Gebirgen begränzt. völlig einem volkaniſchen Krater von ungeheurem Umfange ähnlich. Es hält im größtem Durchmeſſer, von Südoſt nach Nordweſt, dem berühmten Engländer Forſter zufolge, gegen 80 engl. Meilen. Die neueſten Karten geben es noch größer an, vom Berge Kantal in Oſten bis zum gegenüberſtehenden Weſtgebirge. Von Norden nach Süden, oder der kleinſte Durchmeſſer, hält gegen 20 deutſche Meilen.

Das Gränzgebirge in Norden iſt Tibets hoher Himmaleh ſelbſt; von ihm läuft ein kleinerer Seitenzweig bogenförmig in Süden um dieß Land, und wird nur in Weſten bei Barehmoulch unterbrochen um dort den ſchönen Chelum (Hydaspes) herausſtrömen zu laſſen. Dieſer Hauptgang durch das Gebirge iſt den Einwohnern ſo wichtig, daß ſie behaupten Salomo habe hier das Gebirge ſelbſt durchbrochen; höher hinauf hebt die kreisförmige Gebirgseinfaſſung wiederum an, und biegt ſich, mit einzelnen geringen Einſchnitten von neuem an jenes hohe Schneegebirge an.

Sonach iſt das ganze Land, ein von allen Seiten her geſchütztes Thal, das, wie Rennel und Andere gar nicht ohne Grund vermuthen, in früheſten Zeiten bevor der Behut oder Chelum ſich jenen Weg bahnte, ein einziger See war.

Auch wird dieß wahrscheinlich durch den noch jetztvorhandenen See, an welcher die Hauptstadt Sirinaghur oder Cashemire gelegen ist. Er steht mit dem Chelum oder Behut noch jetzt in Verbindung vermittelst eines Kanals. Dieser See, die Cashemirer nennen ihn Dull, ist wegen seiner Schönheiten und wegen der Lustparthien welche er gewährt, berühmt. Er dehnt sich in ovaler Gestalt nordöstlich von der Stadt aus, und hat gegen anderthalb deutsche Meilen im Umfange.

Auf seinem östlichen Ende erhebt sich ein Hügel, der zur Zeit von Forsters Reise (1783) mit einem dem König Salomo gewidmeten Tempel besetzt war. Ihm gegenüber ist eine kleinere Erhabenheit die Airney Purrey, der grüne Hügel genannt, weil er gänzlich mit Gärten bedeckt ist; auch hier haben die Einwohner eine Moschee errichtet. Um vieles wird der See durch die vielen kleinen aus ihm hervorsteigenden Inseln verschönert; da ihre Gärten mit Platanen von dem üppigsten Wuchse und den treflichsten Obstbäumen bedeckt sind. Die Aussicht über den See wird in einem Abstande von fast 2½ deutsche Meilen durch einen Kranz von Bergen begränzt.

Von dem Fuße dieser Gebirge an senkt sich eine geräumige Ebene, welche durch zahlreiche Bäche stets grün erhalten wird, bis zu dem Rande des Sees hinab.

Mitten in dieser Ebene legte der Kaiser, man glaubt Shah Jehan, einen weitläuftigen Garten

an: er heißt Shalimar, das ist der königliche. Man gelangt zu ihm vermittelst eines großen mit Rasen eingefaßten, von Ziegeln gebaueten Kanals, der sich fünfhundert Schritte weit zwischen zwo herrlichen Alleen von Platanen hin erstreckt. Nuhr Mahl, die wegen der Allgewalt ihrer Schönheit berühmte Geliebte des Kaisers Shah Guir, welche nebst dem ganzen Hofe hier gewöhnlich ihren Sommersitz wählte, hat diesen reizenden Fleck noch um vieles verschönert.

Auf Bögen, in gleichen Entfernungen über den Kanal errichtet, sind 4 oder 5 Reihen Zimmer erbauet; jedes hält einen Saal und vier Seitengemächer; in letztern wohnte der Hof und die Bedienten. Die Pfeiler der Hauptthüren der Säle bestehen aus einem treflichen Gestein; es ist von höherer Politur als selbst der Porphyr, von Farbe schwarz und gelb gestreift. Man nahm sie aus einer Pagode der alten Hindus.

Das übrige Gestade des Sees ist zwar mit weniger bedeutenden Gärten besetzt, dennoch sind zwei, welche der Regierung gehören, von nicht geringer Schönheit.

In den umliegenden Gegenden sahe Bernier mehrere Sonderbarkeiten der Natur. Sie dienen mit einander zur Bestätigung, daß Cashemire unter die merkwürdigsten Flecke, nicht bloß von Hindostan sondern überhaupt von unserer Erde gehöre, und daß man es daher begreift wie die Kaiser es das bezaubernde Thal nennen. Man verzeihet es deßhalb den unkundigen und

leichtgläubigen Hindus sehr leicht daß sie dies romantische Ländchen für heilig halten.

Die genauere Ansicht jenes Durchbruchs des Flusses bei Baramouley bot ebenfalls seltene Phänomene dar. Der Belut geht nämlich durch einen beträchtlichen See der reichlich mit Aalen und andern Fischen besetzt, und mit Wasservögeln aller Art bedeckt ist. Mitten auf diesem großen Wasser zeigt sich eine Einsiedelei nebst ihrem Garten; sie scheint auf dem See zu schwimmen, ruhet aber auf starken Pfeilern; einer der frühern Kaiser hatte sie errichten lassen.

Ferner bereisete dieser Franzose, dessen Nachrichten überall noch jetzt als die gültigsten anerkannt werden, zwei merkwürdige Quellen innerhalb dieses Königreichs. Die eine lag drei Tagereisen von der Hauptstadt, und hatte die wunderbare Eigenschaft daß er während des Monat Maies, wenn der Schnee schmilzt, fließt, aber regelmäßig dreimal im Tage damit inne hält; nämlich beim Aufgange der Sonne, zu Mittage und bei ihrem Untergange. Dieses periodische Stillstehen dauert 14 Tage, nachmals wird der Lauf unordentlicher; und gegen das Ende des Maies hört die Quelle gänzlich zu fließen auf; zeigt sich auch nicht wieder im ganzen Jahre, außer bei sehr großen anhaltenden Regen. Wahrscheinlich läßt sich dieß, wie bei andern ähnlichen intermittirenden Quellen, z. B. bei der im Westphälischen bei Paderborn, ferner bei der in der Provenze, welche jedesmal nach

ſieben Minuten abſetzt), durch Berghöhlen erklären die durch Kanäle verbunden, gleichſam wie vermittelſt Heber ausgeleert und gefüllt werden, wobei dann auch die Verſchiedenheit der äußern Temperatur das ihrige beitragen könnte. Uebrigens iſt dieſer Brunnen in Caſhemire ſtark genug ſeine viereckige Einfaſſung von 12 Fuß und eben ſo vieler Tiefe zu füllen.

Von jener andern merkwürdigen Quelle dieſes Landes giebt uns Bernier als Augenzeuge folgende Nachricht. Das Waſſer quillt darin anfänglich gelinde hervor, ſteigt ſodann aber mit Heftigkeit in die Höhe, wirft kleine Waſſerblaſen und feinen Sand auf, hört aber augenblicklich zu quellen und zu ſtrudeln auf, und fängt hierauf ſofort ſein Spiel von neuem an.

Ferner beſuchte er den Theil der hieſigen Gebirge, woſelbſt ſich in einem anſehnlichen See, mitten im Sommer das Eis ſtets ungeſchmolzen erhält.

Endlich ſahe er den Seng-Safed, oder den Weiſſen Stein. Dieſer Ort iſt nicht ſowohl merkwürdig wegen ſeines natürlichen Reichthums von Blumen, als wegen eines meteorologiſchen Phänomens. Jedes ſtarke Geräuſch ſoll hier einen heftigen Regen zuwege bringen. Die Wahrheit dieſes ſonderbaren Naturereigniſſes beſtätigte ebenfalls der in den ſüdlichen Schutzgebirgen von Caſhemire lebende Einſiedler.

Schwerer würde dieß zu erklären ſeyn, als dasjenige welches letzterer ebenfalls bezeugt

und das vom Gefolge des Aurengeebs, in welchem Bernier dieses Land besuchte, bestätigt ward. Es besteht in folgendem.

Die letzte Gebirgsreihe welche von Lahor her dieses Ländchen einfaßt, das Kettengebirge Pihr Punchal, beim Bernier, Pire penjal genannt, gewährte diesem Reisenden mannigfaltige Scenen. Er fühlte sich plözlich aus Indien nach Europa versezt. Die Luft war gemäßigt und erfrischend; die Pflanzen Indiens hörten auf, sie machten den unsrigen Platz; schöne Wasserfälle stürzten überall von den Bergen hinab, und nachdem er zuvor von der Glut der heißen Zone gelitten, zitterte er bald darauf in Schnee und Gletschern und trat sodann unter der mildesten Temperatur in jenes Feenländchen ein. Auf diesem Gränzgebirge wohnt nun jener Einsiedler, ein Greis mit Silberhaaren und langem Barte. Dieser trat stillschweigend dem Zuge entgegen und warnte durch Zeichen, schnell und ohne alles Geräusch vorüber zu eilen; jedes Geräusch zöge ein heftiges Ungewitter nach sich, und ein ganzer Zug, den einer der vorhergehenden Kaiser, diese Warnung verspottend, über diese Stelle des Gebirges unter Trompeten und Pauken Schall gehalten habe, sey gänzlich durch das dadurch erregte Unwetter verlohren gegangen.

Unstreitig war, so wie einzelne Theile in unsern Alpen, dieser Fleck den Lavinen vor andern ausgesezt; beim kleinsten Laut brach dann der Schnee los, und stürzte, im Fallen zu ungeheurer Masse angewachsen, über die

unvorsichtigen Wanderer her um sie auf immer zu begraben.

Durch die Schönheit des Landes und des dortigen Klimas wurden bereits seit drei Regierungen die Großmoguln bestimmt hier einen Theil des Jahrs mit ihrem Hofe zuzubringen. Sie entgingen dadurch der größten Sommerhitze von Dehli oder Agra, und genossen bei dem schönsten Himmel zugleich der Jagd unschuldiger Thiere; denn Cashemire zeichnet sich auch noch dadurch aus, daß harmloses Wildpret, z. B. Hasen, Gazellen, Rebhühner und auf den Gebirgen Moschusthiere leben, ja sogar alle giftige Insekten und Schlangen sind dem Lande fremd. Dagegen ist der Honig im Ueberfluß, und die Schafe geben hier treffliche Wolle, woraus sehr feine Shawls gewebt werden, ob man gleich die allerfeinsten aus dem Haare der Ziegen des angränzenden Tibets verfertigt und dadurch dem Lande großen Gewinn verschafft.

Auch die Rosen von Cashemire übertreffen die des übrigen Indiens, ihre Schönheit und ihr Glanz hat sie zum Sprichwort erhoben; man verfertigt daraus sehr viel Attar oder jene kostbare Roseneſſenz.

Außer den schönsten übrigen Früchten Europens gedeihet hier selbst der Weinstock; der daraus gewonnene Wein kommt dem von Madera gleich. Kurz Bernier behauptet wohl mit Grund, dieß kleine Reich sey das Paradies von Indien, es verdiene ganz Indostan zu beherrschen, und gebe gerechten Anlaß zu den

Dorly

vielen Lobgedichten, worin die Hofpoeten des Kaisers bei ihrer Ankunft hier es zu besingen gewohnt waren.

Stehen nun auch die übrigen Länder Hindostans eträchtlich gegen Cashemire zurück, so beschreiben doch die neuesten Nachrichten, z. B. die von Hodges, Forster, Hafner und des Lord Valentia, darin einzelne wunderschöne Flecke nd mehrere sehr romantische Gegenden.

An lextern sind aber nicht etwa bloß die igentlichen Gebirgsgegenden reich; selbst mitten n dem fruchtbaren Bengalen, ja am Ganges eigen sich dergleichen. Berühmt ist deßhalb der aß bei Sicri-Golly oder Seakrigully, der vorals, als das große Land noch mehr getheilt nd noch häufiger den Raubzügen verschiedener Völker und Nabobs ausgesetzt war, eine sehr edeutende Rolle spielte, denn sein Besitz entschied oftmals nicht bloß über große Armeen, ndern sogar über den Kaiserthron selbst. Er ar nämlich das Thor zwischen den Reichen ehar und Bengalen (gegen den 88sten Längen rad) deßhalb hatte man ihn vormals durch ne Mauer noch zu verstärken gesucht. Dieser ge Paß liegt innerhalb der Gebirge unweit s Ganges, und ist von beträchtlicher Länge. ie Bergkette hebt sich hier, wo der große Fluß nen Bogen macht, in einer Strecke von 20 eilen, und in einer beträchtlichen Länge ist er Paß nur 10 bis 12 Fuß breit über einen eg der von höhern steilen Seitenwänden einschlossen ist. Seine Richtung geht von Norden

nach Süden, in Westen ist er von undurchdringlichen Wäldern, ostwärts aber vom Ganges eingefaßt. Auf dem höhern Gebirge zeigt sich das Monument eines Seids, eines heiligen Muselmanns *). Die ganze Landschaft erschien dem Mahler Hodges sehr mahlerisch; dieß wird aber durch eine nahgelegene doppelte Cascade erhöht, welche man in der Regenzeit, also bei vollem Wasser, von dem Gebirge erblickt und auf der Weite von zwei engl. Meilen vernimmt.

Dieser Fall stürzt über mächtige Felsenwände in den Ganges selbst, und zunächst des letzten Sturzes findet man eine merkwürdige Höhle, etwa dreißig Fuß tief. Man geht von zweien Seiten hinein und bemerkt im Innern mit Bewundern daß der Boden aus einem sonderbaren Gemisch von Felsen und Kohlen besteht. Zwar war diese Höhle den Hindus ein heiliger Ort, allein die Menge und die großen Stücke von Kohlen, welche Hodges dort vorfand, bewiesen hinlänglich daß diese nicht durch künstliche religiöse Feuer konnten hervorgebracht worden seyn.

Eine fast gleiche Vertheidigung durch Gebirge genießt die Hauptstadt des Staats von Oudypour, eines kornreichen, fruchtbaren mit Schwefelminen und guten Eisengruben versehenen Landes das in Norden an Ashmire, in Süden an Malwa

*) M. s. das Kupfer.

C. G. Hammer sculp Dresden

Malwa gränzt, und jetzt sehr von den Mahratten abhängt. Das ganze Land ist von der Natur befestigt, aber vorzüglich die Hauptstadt Oudipour. Sie wird von einem Amphitheater von Gebirgen umschlossen, und durch diese erlaubt nur ein Paß einen so engen Zugang der nur einen einzigen Wagen auf einmal zuläßt. Dieser enge Paß vertheidigt einen Umkreis worinn gegen 200 Dörfer gelegen sind. Die Atmosphäre ist, wahrscheinlich durch diese Verschlossenheit, sehr schädlich, und dieß wird durch die vielen Mineraltheile der hiesigen Quellen wohl noch ansehnlich erhöhet.

Von den merkwürdigen, natürlichen Pässen und Festungen womit Hindostan so reichlich versehen ist, erwähnen wir nur noch die Felsen von Tritschinopoly und die starke Burg Gwallior *). Letztere von Natur bewundernswürdige Feste, ist gegen 78½° der Länge und 26⅓° der Breite gelegen, 5 deutsche Meilen von Agra der ehemaligen Hauptstadt Hindostans. Sie besteht aus einem einzigen Felsen, der an 300 Fuß hoch ist, fast überall lothrecht steht, und die Kunst hat es da ersetzt wo dies von Natur nicht der Fall ist; an einer Seite hängt er selbst etwas über. Er hält eine deutsche Meile im Umfange; seine Länge ist sehr beträchtlich aber die Breite nur schmal und zwar ungleichförmig. Das Ganze ist mit starken steinernen Bollwerken

*) M. s. das Kupfer.

umgeben. Ein einziger Zugang ist in den Felsen mit Stufen gehauen, wird aber wiederum mit Bastionen geschützt. Man muß durch sieben Thore bevor man die Festung erreicht. Innerhalb der Mauern sind nicht nur geräumige schöne Gebäude, große Wasserbehälter und Brunnen, sondern beträchtliches Ackerland für die Besatzung.

Einem so sichern Ort vertrauten die ehemaligen Regenten von Hindostan ihre Schätze an, auch wurden Kriegsgefangene von Ansehn hier aufbewahrt.

Die Stadt Gwallior liegt nordwestlich unten am Fuße des Berges, ist ansehnlich, und von ebendemselben weiß und gelben Sandstein des Felsens erbauet. Diese bei gehöriger Aufsicht kaum überwindliche Festung, ward in der Nacht am 3ten August 1780 durch List überrumpelt, und von dem Major Popham den Mahratten abgenommen. Räuber die sich in dieser Gegend aufhielten, hatten es einmal gewagt zur Nachtzeit den Felsen zu erklettern. Dadurch erfuhren sie, daß die Garnison, im Vertrauen auf die Unmöglichkeit sich der Festung zu bemächtigen, jedesmal nach der Ronde sich schlafen zu legen pflegte. Diese Nachricht theilten sie, nebst der Anzeige des Orts zum leichtesten Ersteigen den Engländern mit. Man wählte sofort einige Mannschaft zur Ersteigung der Festung, theilte ihnen eigne Socken statt der Schuhe aus, um alles Geräusch zu verhüten und versahe sie mit Strickleitern. Jene Räuber zeigten dem Lieut.

Bruce den Weg. Dieser erkletterte nun den Felsen, und nachdem er das Zeichen der Wache von der Ferne vernommen hatte, wodurch diese jedesmal andeutet alles sey sicher, um sich dann schlafen zu legen, trat Bruce in die Festung ein. So war binnen zwei Stunden dieser unüberwindlich geglaubte Fels, nach einem kurzem Kampf in brittischen Händen.

Auch die auf einem hohen Felsen emporragende Festung der vormaligen Hauptstadt des Königreichs Golkonda, Hydrabad ward auf ähnliche Weise durch Verrath vom Großmogul Aurengzeb, im Jahre 1687, genommen. Hydrabads Kastel, ragt in N. N. W. von dieser, mitten in einer schönen Ebene gelegen, auf einem großen konischen Felsen über die Fläche empor.

Daß aber Indien bereits wegen solcher einzeln-dastehenden, hohen Bergfestungen im Alterthum berühmt war, ergiebt sich aus der Einnahme der Feste Aornus, im nördlichsten Indien unweit des Indus. Alexander, nachdem er auf seinem Raubzuge die tapfern, sich ihm zuletzt freiwillig ergebenden Assacenier in der Nacht hatte meichelmörderisch niederhauen lassen, griff den isolirten Felsen Aornus an. Er hat, dem Arrian zufolge, sechs Meilen im Umfange und eine Höhe von 13 bis 1400 Fuß. Man konnte nur durch einen schmalen in den Felsen gehauenen Weg ihn ersteigen. Auf seiner Oberfläche befand sich ein reicher Wasserquell nebst Waldung und hinreichendes Ackerland. Es war mithin eine eben

so merkwürdige Erhabenheit Indiens als die so eben angeführten, und auch er ward nur durch Verrätherei der Umwohnenden, gegen ihr eigenes Interesse, diesem Weltstürmer verrathen.

Die Anzeige des merkwürdigen Felsens von Tritschinopoly mag die Reihe der hier aufgestellten natürlichen Merkwürdigkeiten Hindostans beschließen. Die Stadt selbst, unter 10° 40′ der Br. und 78° 38′ 26″ östl. Länge, ist innerhalb des Deltas dieses Flusses gelegen, dessen bereits zuvor beim Cavery Erwähnung geschah.

Die Stadt Tritschinopoly, in einer fruchtbaren Gegend am Cavery, ist von den Engländern zum Waffenplatz gewählt, weil ihr Fort die beiden Provinzen Madura und Tanschur übersieht, und auf gewisse Weise beherrscht. Sie ist zugleich einer der vornehmsten Plätze für die Missionsanstalten. Die Gegend liefert ebenfalls Edelsteine. Noch berühmter aber ist sie durch die um die Stadt liegenden Felsen *) worunter sich besonders der sogenannte goldene und der französische und der Zuckerhutfelsen auszeichnen. Man hat von ihm die treflichsten Aussichten, und ersteigt ihn nur vermittelst eines einzigen sich hinaufschlängelnden Weges, auf welchem man mehrere Ruheplätze antrift, Höhlungen, wovon einige für Pulvermagazine, andere zu Pagoden dienen. Oben auf, woselbst die Brittische Flagge wehet, ist eine offene Colonnade, ein Ruheplatz von der man eine Aussicht von

*) M. s. das Kupfer.

mehr als 5 deutsche Meilen im Umkreise genießt. Das Gebäude weiter hinab am Felsen, ist eine große, höchst merkwürdige Pagode, nebst den Wohnungen der Braminen. Sie ist auch wegen des Innern höchst merkwürdig, und ruhet auf großen, aus dem Felsen gehauenen Seulen, die mit Figuren geziert sind. Sie enthält besonders in der Mitte eine massiv metallene Seule, stark vergoldet, 50 Fuß hoch, welche durch eine eigene viereckige Oeffnung durchragt, deren Einfassung die Bilder des Thierkreises zu zeigen scheinen. Oben auf der Spitze der Seule sind mehrere Flaggen, die für die Betenden als Signale gebraucht werden, da man sie so weit sehen kann.

Hinter dieser Seule steht ein kleineres Haus, mit einem thurmförmigen Aufsatz, alles von Silber. Vor dem Eingange in dieses Haus, worin die Gottheiten der Hindus sich befinden, ruhen die Ruinen eines Stiers aus Granit gehauen. Dieses Haus wird von den Mahratten so heilig gehalten, daß die Braminen einen Europäer der sich unterstehen würde hineinzutreten, zu tödten das Recht haben.

Auch die Nachbarschaft dieses Felsens zeigt, dem Engländer Pereival zufolge, eine natürliche Merkwürdigkeit. Auf der einen Seite des Forts befindet sich eine große sandige Ebene; auf der andern hingegen eine große Strecke sumpfigen landes. Während der Jahrszeit in welcher die landwinde wehen, wird der Theil des Forts, der der Seite der Sandebne ausgesetzt ist, zu

einem so unerträglichem Grade von Wärme erhitzt, daß oftmals das Glas in den Fenstern zerspringt, ja alles was sie berühren, wird gesprengt. Die Seite gegen den Sumpf hin, wird dagegen sehr abgekühlt. Offenbar hat hier der Wind, indem er über die glühende Sandfläche fährt, diesen furchtbaren Grad der Hitze angenommen.

Dieß mag uns zu dem Klima von Hindostan überhaupt führen.

Selbst dann wenn Hindostans-Länderfläche nicht in sich selbst eine so merkwürdige Abwechselung des Bodens zeigte, wie sich dieß aus dem vorhergehenden ergab, müste in einem so großen Erdstriche, der über 27 Breiten-Grade befaßt, schon die Temperatur beträchtlich unter sich abweichen. Cashimere und die Länder der Seiks erheben sich über den 34sten Grad, dahingegen C. Comorin zu dem 8ten hinabgeht.

Allein nun erinnere man sich nicht bloß der beeiseten Gränzgebirge, sondern der vielfachen Bergketten und daher der tiefen Thäler des Innern, ferner der erstaunlichen Bewässerung, und endlich der oftmals erglühenden Sandwüsten und kleineren Ebenen, wovon wir noch zuletzt ein so merkwürdiges Beispiel vor Augen hatten; was für ein Wechsel von Scenen des Klimas muß dieß mithin nicht zusammengenommen darstellen!

Befragt man die Temperatur der heißeren Theile Hindoſtans nach wirklichen, anhaltenden Beobachtungen, ſo ſcheint dennoch die Hitze im ganzen Jahre nicht ſo übermäßig als man ſie der Lage nach vermuthen dürfte.

Von Madras, oder vielmehr dem dortigen Fort St. George, bei 80° 24′ 49″ der Länge, nur 13° 4′ 54″ Br. von dem Aequator entfernt, haben wir durch den Gouvernements Sekretair Chamier eine Reihe von aneinanderhangenden Beobachtungen der Wärme-Grade für das Jahr 1787 — 1788 vor uns. Die mittleren Wärme-Grade der 12 Monate gaben nach Fahrenheitſchem Maaße nur eine Verſchiedenheit von 16 ſolcher Grade. Dieß bewieſe, da es die mittleren Grade waren, nicht ſo viel, als die Unterſchiede des höchſten und niedrigſten Wärmeſtandes. Indeß war auch die erſtere nicht ſo außerordentlich als man dieß wohl vermuthen ſollte.

Die heißeſten Tage fallen hauptſächlich in die Monate März, April und May; der bald darauf folgende Regen kühlt nämlich die Luft. In dieſen dreien Monaten war der mittlere Thermometer-Stand 81°; 83½ und 86⅔, aber ſelbſt in dieſem letzten Monate, im May, ſtieg das Queckſilber nur am Mittage bis zu 93 Fahrenh. Grade.

Haben wir doch ſelbſt in unſerm nördlichen Europa mehrmal bei ſehr heiſſen Sommern 96 Fahrh. Grade im Schatten bemerkt.

Dagegen iſt dann die dortige Hitze faſt nie unter 70 Grade, ſelbſt zur Nachtzeit, und auf

der andern Seite leidet man in einzelnen Erdstrichen unglaublich durch die anhaltende erstikkende Hitze, welche entweder der Sandboden, oder die heissen Winde erzeugen.

Als Bernier die Reise von Lahor nach Cashimere machte, fühlte er die Hitze sogleich oberhalb des dreißigsten Breiten-Grades weit heftiger als selbst in Arabien in Mocha. „Schon die Morgenhitze hatte ihn so herabgebracht, daß er kaum glaubte den Abend zu erleben. Mein Körper sagt er, ist ein wahres Sieb geworden. Wenn ich ein Maas Wasser in den Magen schütte, so sehe ich wie es bald darauf gleich einem Thau aus allen Gliedern, bis zu den Fingerspitzen, wieder hervordringt. Der Leib ist gänzlich mit kleinen rothen Blasen bedeckt, die wie Nadeln stechen".

Auch Lord Valentia litt selbst im September eine außerordentliche Hitze, daß sogar seine Coulis oder Träger, obgleich Eingeborne, sie nicht ertragen konnten und daher in der Nacht davon liefen, freilich war die Gegend unweit Gazipur sandig.

Der berühmte Mahler Hodges erfuhr einen noch schlimmern Fall bei Fetic-Pour-Sikry; damals zeigte das Thermometer 106 Grade im Schatten.

Diese gefährlichste Schwüle ward durch jene heissen Winde, durch einen Typhon hervorgebracht. Die Sandwirbel verdunkelten dabei den Horizont, die ganze Fläche ward rein gefegt, und der arme Reisende erstickte fast von der

Ansicht d. Südosten.

Glut und vom Staube. Hiebei erhub der Wind den Sand schraubenförmig gegen die Wolken, und drang dabei mit der größten Gewalt durch die feinsten Oeffnungen der Fenster und Thüren, ja er bedeckt oft Schiffe welche drei engl. Meilen vom Lande liegen. Alles wird fortgerissen, selbst kleineres Vieh wird in die Luft geführt, und die Masse treibt zu einer kaum begreiflichen Höhe, von der sie sodann plözlich herabfällt und oftmals Menschen und Thiere erdrückt. Das Thermometer soll hiebei zuweilen über 114 Grad steigen, davon fühlen sich schlafende Menschen nachmals wie gelähmt. Dieß ist das Bild des Typhons dieser heißen Region.

Daß die Winde in Hindostan sich ebenfalls in regelmäßige und unregelmäßige theilen, und oft durch Oertlichkeit bestimmt werden, liegt in der Natur der Sache und in der Bildung des Landes.

Das Wort Mousson, der arabische Ausdruck für Jahrszeit, paßt sehr schicklich für diese periodischen Winde, da sie wirklich die Jahrszeit theilen und also bestimmen. Er ist auf unserm Hindostan regelmäßig abwechselnd; der nordöstliche und der südwestliche, obgleich diese Richtung bald mehr, bald minder durch Oertlichkeit um etwas verändert wird.

Die genaue Kenntniß der Richtung und des Eintretens dieser Winde ist begreiflich den Seefahrenden von außerordentlichem Werthe, da man höchstens nur auf kleinen Distänzen, etwa von einem Hafen Ostindiens zum andern ver-

mittelst einzeln strömender Landwinde fortgehen kann.

Der nordöstliche Mousson, der sich gewöhnlich zuvor durch einen Sturm ankündigt, bringt auf der Küste von Coromandel den Winter. Anhaltende Regen, Gewitter und Nebel dauern sodann in der Zeit unsers europäischen tiefsten Herbsts bis zu Ende des Novembers. Sodann nimmt gewöhnlich der Regen ab; Sterne zeigen sich wiederum am Himmel; und das Land fängt an trockner zu werden. Der Januar, Februar und März hat gemäßigte Witterung. Aehnliche Veränderungen ergeben sich ebenfalls aus den angeführten Wetterbeobachtungen in Madras und gegen Ende des Februars wird sodann die Annährung des Ueberganges des Monsons von Nordost nach Südwest merkbar.

Mit unserm Sommer treten nun hier schwere Regen mit großer Hitze ein, die, wie zuvor bemerkt ist, besonders im May öfters unleidlich wird. Merkwürdig bleibt es daher, daß jene heißen Winde Feuchtigkeiten, welche man ihnen aussetzt, erkälten. So umwickeln z. B. die dortigen Engländer die Weinbouteillen mit einem nassem Tuche und setzen sie zum Abkühlen dem heissen Winde aus.

Oertlichkeiten bringen freilich mehrere Verschiedenheit in diese Temperatur und in die Meteoren. Man erinnere sich nur jenes, durch die Ghauts hervorgebrachten Phänomens, da in derselben Zeit, in welcher Coromandel des heitersten Wetters genießt, Sturm, Regen und

Donnerwetter die Küsten von Malabar dem Schiffer höchst gefährlich machen.

Die Hindous bringen aber in jene Hauptabtheilungen des Jahrs, in die nasse und die trokne Jahrszeit noch sechs Unterabtheilungen, und geben diesen sehr paßliche Benennungen. So heißt bei ihnen der Frühling Bessunt oder Wassant d. ist die Zeit der Blumen; Grischna, die Zeit der Hitze, die Sonne im Stier und den Zwillingen. Warsha oder Wersha, die Zeit des Regens; die Sonne im Krebs und Löwen; Sasrat, die Zeit des Aufbruchs; die Sonne in der Jungfrau und Waage. Himomt oder Hemomt, die Zeit der Kälte; die Sonne im Scorpion und Schützen. Szisra, die Zeit des Thaues oder des Nebels; die Sonne im Steinbock und Wassermann.

So häufig und gewöhnlich regelmäßig nun auch hier die Regen fallen, so bleibt dennoch zuweilen der Himmel Monate lang verschlossen. Dann fehlen die Reißarten, und selbst in diesen fruchtbaren Landen tritt Hungersnoth mit allen ihren gräßlichen Folgen ein. So war z. B. im Jahre 1803 sogar im May in Bengalen kein Regen gefallen, und in eben diesem Jahre hatte dieser Wassermangel jenseits der Ghauts in den Gegenden landeinwärts von Bombay, freilich verbunden mit den Verheerungen des Krieges, eine der schrecklichsten Calamitäten hervorgebracht. Lord Valentia war Augenzeuge, daß man im October täglich 30 verhungerte Menschen begraben mußte, obgleich der edle Capt. Young

alles aufbot dieses Elend zu mildern. Die brittische Vorsorge ging soweit, daß sie täglich 12000 Menschen mit Reiß, der aus Bengalen herbei geschaft ward, ernährte. Erschütternd war dem ungeachtet der Anblick, bei einzelnen Dörfern die Geier und Hunde sich um die Leichname der Unglücklichen streiten zu sehen, denn die Anzahl der vor Hunger Gestorbenen rechnete man binnen 6 Monaten auf mehr denn 4000. Viele die da Reiß erhalten hatten, wurden von Andern deßhalb aus Verzweiflung erschlagen.

Ueber das Klima von ganz Hindostan allgemeine Sätze aufstellen zu wollen ist übrigens, bei einer so großen Ausdehnung des Landes unmöglich. So müssen begreiflich die nördlichen Provinzen in der Nähe jener Schneegebirgsketten, welche die Ghauts bei weitem an Höhe übertreffen, sowohl deßhalb, als zum Theil wegen ihrer reingeographischen Lage einer vorzüglicheren Milde zur Zeit des Sommers genießen, wie dieß schon zuvor bei Cashimere bemerkt ist; nnd gränzte nicht die große Sandwüste an Moultan und Agimere, so wäre eine solche Hitze, wie Bernier sie in Lahor fand, kaum möglich.

Bengalen selbst bleibt aber stets an sich selbst ein sehr heißes Land, denn wenn es gleich von dem höhern Boutan und den übrigen Gränzländern des kalten Tibets in Norden eingefaßt ist, so wissen wir aus den vorhergegangenen Nachrichten *)

*) M. s. Butan im vorhergehenden Taschenbuch der Reisen.

über diese Länder, daß ein Theil derselben mit einem breiten, sumpfigen, stark bewaldeten Rand umgeben ist, so daß daher die kalten Nordwinde des hohen Gebirges hier bereits zum Theil abgekühlt werden, bevor sie Bengalen erreichen. Daher treten dann auch in Calcutta oftmals jene furchtbaren Orkane ein, welche uns Mistris Kindersley so lebhaft geschildert hat. Sie sehen dem so eben angezeigten Typhon sehr ähnlich, allein man genießt hierauf, nachdem die schrecklichsten Donnerwetter und warme Plazregen herabgestürzt sind, einer heitern, reinen, kühlen Luft, die über alles wohlbehagt.

Auch hat Bengalen, welches in dem vorigen Jahrhundert den Europäern so tödtlich war, durch die höhere von den Britten dort eingeführte Kultur und Vorsorge, vieles von seiner Schädlichkeit verlohren.

Dasjenige was bereits über die Witterung innerhalb der Ghauts, ferner der Küsten von Malabar und Coromandel, wie auch von mehreren einzelnen Theilen des Binnenlandes des großen Dreiecks oder des eigentlichen Decans vorgekommen ist, mag hinreichen um einen Begrif des Klimas dieser südlichen Theile Hindostans zu geben.

Es sey mir noch erlaubt eines merkwürdigen Phänomens zu gedenken, welches vormals seltner bemerkt oder vielleicht nur nachlässiger aufgezeichnet worden ist, das ebenfalls in Hindostan sich mehrmal gezeigt hat, nämlich des Stein-

regens oder der sogenannten Meteorsteine, der Aerolithen.

Wir haben diese Himmels oder atmosphärische Steine bereits in der 2ten Abtheilung des achten Jahrgangs dieses Taschenbuchs der Reisen im Ganzen kennen lernen, es bedarf daher hier nur noch der Erinnerung daß bereits mehrmalen in ältern Zeiten, in verschiedenen Provinzen von Hindostan solche Meteorsteine, nach den Zeugnissen der dortigen Annalen, herabgefallen sind, und daß die Meteorsteine welche zuletzt im Jahre 1789 bei Krakhut, unweit dem als hohen Schule berühmten Benares am 19ten December herabfielen, unter die bewährtesten und am genauesten untersuchten gehören.

Dieses Meteor ereignete sich bei völlig hellem klarem Himmel, ja es waren schon seit mehreren Tagen zuvor gar keine Wolken sichtbar gewesen. Dem Herabfallen der Steine ging eine Leuchtkugel voraus, welche auf eine ansehnliche Weite ein Licht wie das vom Vollmonde verbreitete. Die Leuchtkugel war mit einem starken Donner begleitet, und hierauf fielen, unter heftigem Geprassel, viele Steine auf die Erde herab, wühlten diese auf, und drangen, mehr oder minder tief, in den Boden ein.

Nicht bloß die Einwohner der Dorfs Krakhut, sondern mehrere Engländer in der Nähe waren Augenzeugen, auch wurden sowohl von erstern als letztern mehrere, theils größere theils kleinere solcher Aerolithen aufgesammelt, und frisch aus der Erde hervorgezogen; einige wogen 2 Pfund.

Es ist schon bei jener allgemeinen Aufzählung der Aerolithen bemerkt worden, daß die chemische Analyse darthat, sie bestünden aus geschmeidigem Eisen, Nickel und einer geschmolzenen, glasigten Kruste, wären auch im Ganzen genommen unter sich von ähnlichen Bestandtheilen, und von allen sonstigen auf unserer Erde erzeugten Mineralen völlig verschieden.

Hindostan fehlt es aber auch nicht an andern sonderbaren Natur-Phänomenen. So giebt Ives Nachricht von einem großen Wasserbehälter unweit Bombay, in welchem man während der Regenzeit eine Menge sehr großer, den Barben ähnlicher Fische antrift und fängt, dahingegen in der ganzen trocknen Zeit, welche viele Monate dauert, auch keine Spur lebender Wesen darin angetroffen wird. Da nun, bald nachdem der Regen eingetreten ist, eine Menge dieser Fische sich darin zeigen, so darf man annehmen daß entweder der Fischlaich nachdem er sich vielleicht in den tiefen Klüften und Ritzen des großen Tanks frisch erhalten hat, sodann wiederum belebt würde. Wenigstens scheint dieß eine natürlichere und wahrscheinlichere Erklärung als die welche annimmt, der Fischlaich werde bei der starken Sonnenhitze in die Höhe gezogen und es fielen mit dem Regen die ausgebrüteten Fische aus der Atmosphäre herab, obgleich man allerdings bei starken Wind- und Wasserhosen, Fälle von herabgefallenen Fröschen und Kröten gesehen zu haben behauptet.

Dieß reiche hin von dem Klima überhaupt. Sein Einfluß auf den Körper des Menschen bleibt bis zu diesem selbst ausgesetzt.

Jetzt die Naturerzeugnisse dieses reichen und vielartigen Landes.

Daß die Grundlagen des Bodens von Hindostan, so wie bei uns, aus den Urgebirgen bestehen, ist bereits zuvor bei der allgemeinen Darstellung der Ghauts und übrigen Gebirge bemerkbar geworden. Aber nicht bloß die Granite Gneise, Hornfelsen u. d. kommen hier fast in allen Nüanzen vor, sondern eben so wohl auch die Steinarten der zweiten und dritten Klasse, und zwar, nach den neuern Angaben, oftmals von vorzüglicher Festigkeit und Schönheit. Die Berge von Adschimire enthalten treflichen Marmor, Alabaster und Serpentinstein. Tiefenthaler rühmt die dortigen Marmorbrüche von weißer, schwarzer und grüner Farbe; auch sind Porphyrfelsen und Amethystbrüche nicht fremd. In Bengalen findet man eine Art von Seifenstein oder Steatit, (die Hindus nennen ihn Ole d. i. Laugenerde), welcher, so wie in China zum Reinigen der Seide gebraucht wird. Dieser Stein giebt, zu Pulver gerieben, in Wasser eine Art Lauge, worin man die Seide taucht, um sie dadurch weißer und geschmeidiger zu machen; auf ähnliche Weise bedient man sich desselben bei den Mousselinen. (le Gout de Flaix).

Ferner

Ferner ergiebt sich aus den Töpferarbeiten der Hindus, das manche ihrer dortigen Thonarten leichtlich zu Porcellan zu benutzen ständen. Hieher gehört wohl ebenfalls jener Steatit, da er als ein weisser, fetter Thon beschrieben wird.

Das große Bedürfniß des Lebens, das Salz wird größtentheils vom Meere gewonnen, vorzüglich, wie bereits bemerkt ist, im Sunderbund, an den Mündungen des Ganges.

Von Steinsalz besitzt besonders das obere Lahor sehr reiche Minen. Sie sind zwischen dem Behut (dem Fluß von Cashimire) und dem Indus gelegen; und das Salz ist von solcher Festigkeit, daß sich daraus Gefäße verfertigen lassen. Die Karte von la Rochette legt diese Salzminen zwischen den Behud und Chenab.

Tiefenthaler giebt für das südlichere Guzzurate bedeutende Salzquellen und Salzfelder an, und setzt in Adschmere südwestlich der Stadt Cambajet eben dergleichen. Auch bei Alladabad findet sich ein Feld, aus dessen Erde man durch Aufgießen von Wasser, vermittelst der Sonne Salz in Cristallen gewinnt.

Für das Ausland ist aber eins der wichtigsten Produkte von Hindostan, der Salpeter. Die meisten Gewässer der Landschaft Patna und Bahaar sind so stark mit Salpeter geschwängert, daß es deßhalb dort häufig an gutem Trinkwasser fehlt. In Bengalen und Bahaar ist aber der Hauptsitz und die Hauptfabrik von diesem furchtbaren Salze. Bahaar soll ihn selbst gediegen erzeugen.

Die Zubereitung des dortigen Salpeters ist sehr einfach. Man gießt Wasser auf die Salpeter-schwangere Erde, und wiederholt dieß nur einigemahl; das Salz löset sich hierin auf. Diese Auflösung setzt man zuerst dem Feuer, nachmals der Sonne aus; beim Erkalten erhält man guten crystallisirten Salpeter, ohne vieles beigemischtes fixes Alkali, der stark verpufft.

Die thonartige Erde, welche man hiezu besonders benutzt, wird unweit Patna der Hauptstadt von Bahaar und unweit Monnger gegraben. Es ist auch hier der Fall, so wie man mir dieß in den natürlichen Salpeterminen von Molfetta in Puglien bezeugte, daß wenn man diese gewaschene Erde nochmals etwa 2 bis 3 Jahr ruhig läßt, sie sich sodann von selbst wiederum mit Salpeter schwängert. In Puglien ging dieß Wiedererzeugen des Salpeters noch schneller.

Man gräbt die Oeffnungen woraus die Erde genommen wird sehr tief, indem man bemerkt hat daß die tiefern Höhlen, wenn sie die ausgelaugte Erde wieder erhalten, sich schneller mit neuem Salpeter wieder anfüllen.

So reich ist übrigens hier die Erde, daß man aus einem Cubic Fuß 12 ja 14 Unzen Salpeter erhält. Daher denn auch die ungeheure Produktion von diesem Mineral. Nur allein den Distrikt von Patna rechnet le Gout de Flaix auf 180000 Mans, jedes zu 75 Pfund. Die ganze Masse Salpeter welche die englischen, holländischen und dänischen Compagnien damals

ausführten, also jetzt wohl nur England allein, schätzt er auf 7 bis 800000 Mans, mithin gegen 600000 Centner.

Hier bleibt nun ungerechnet, die große Masse welche im Lande selbst verbraucht wird. Diese beträgt aber sicher noch ein paar hundert tausend Centner, ja wohl über ein drittheil des obigen. Denn man bedenke daß nur allein die englische Compagnie 400000 Mans dort in Indien zum Schießpulver benutzen läßt; daß ferner die fortdauernden Fehden der vielen Fürsten Indiens ein sehr Beträchtliches selbst verbrauchen; und daß endlich eine große Quantität dieses Salzes als Erfrischungsmittel aufgewendet wird. Man kühlt nämlich mit Salpeter die Getränke und sonstigen Erfrischungen. Le Gout nimmt hiezu etwa nur 200000 Unzen, also etwa 16000 Pfund für die dortigen Europäer an. Allein dieß scheint weit zu unbedeutend, da es in Calcutta einzelne Häuser der Reichen giebt, denen jährlich nur allein die Kühlung ihrer Weine in großen mit Salpeter gefüllten Gefäßen, 300 Pf. Sterling, also 1800 Thaler kostet. Da nun nach le Gouts Angaben das Man oftmals nur 3 Roupis Sicca (zu 54 Sous) kostet, so gäbe dieß für das Pfund Salpeter noch nicht 2 Sous und 2 Deniers oder etwas über 8 pf., so das jene 1800 thlr. allein auf 64800 Pfund Salpeter für die Erfrischung in einer einzigen großen englischen Haushaltung erforderte. Sollten hienach nicht viele tausend Centner allein auf diese

Weise verbraucht werden? Einigen Nachrichten zufolge soll Hindostan auch Borax liefern.

Von Metallen besitzt Hindostan die für den Haushalt des Menschen nützlichsten, zwar nicht für seine Bevölkerung hinreichend; allein hieran ist wohl schwerlich die Natur schuld, sondern die Unkunde in der Bergwerkswissenschaft. Es ist nämlich, bereits aus den Nachrichten der Griechen bekannt, daß seine nordischen Alpen, der Himaleh, beträchtliche Eisen und Stahlgänge halten, und die Neueren bezeugen, man grabe sowohl in Berar, im Karnatic und vielen andern Theilen von Decan, wie auch bei den Seiks und andern nördlichen Gegenden Eisen, Stahl und Magnete. Der Magnetstein unweit Narwas, soll die besondere Eigenschaft an sich haben, daß wenn man daraus Tiegel oder eigentlich Töpfe verfertigt, die darin aufgekochte Milch niemals überkocht, sondern nur lothrecht in die Höhe steigt (Tiefenthaler).

Wichtiger ist aber wohl die vorzügliche Biegsamkeit des indischen Eisens wodurch es besonders zu den feinsten Schlößerarbeiten geschickt wird. (le Gout de Flaix).

Auch Kupferminen finden sich in mehreren Provinzen z. B. um Agra und unweit der Stadt Berath, in Aschimere, auch an mehreren einzelnen Gebirgsorten; indeß soll das Kupfer welches in dem Gebiete der Engländer gefunden wird, nur von geringer Güte seyn.

Abul Fazel, der Verfasser von Kaiser Acbars Landbuch (Ajin Akbery) führt ebenfalls Zinn,

Blei, Queckſilber, Zink und andere Halbmetalle als in Hindoſtan einheimiſch an. Indeß werden wir bei der Auseinanderſetzung des dortigen Handels ſehen, daß der größte Theil dieſer dort verbrauchten Metalle dennoch eingeführt wird.

Die beiden edlen Metalle, Silber und Gold, ſcheint die Natur ebenfalls dieſem ſchon ſo begünſtigtem Lande nur ſehr ſpärlich zugetheilt zu haben.

Einige Silbergruben werden bereits in Ajin Akbery genannt, und in Adſchimire und Odipour ſollen vormals dergleichen Gruben betrieben ſeyn. Goldgruben oder Minen finden ſich jetzt, ſo weit bekannt iſt, nirgend in Hindoſtan, ob es gleich dort mehrere, ja viele Flüſſe giebt welche Goldſand führen, z. B. der Behut und einige andere Flüſſe der Komaun Gebirge, ſo wie der Ponarru im Decan. Auch erwähnen die Griechen bereits der Goldwäſchen Indiens.

Dagegen iſt denn dieß Land mit den ſchönſten Juwelen vor allen übrigen Theilen der alten Welt reichlich von der Natur ausgeſtattet. Bereits in frühern Zeiten muß der Reichthum von edlen Steinen und vorzüglich von Diamanten hier ſehr groß geweſen ſeyn. Der vierte Sultan der Dynaſtie der Gauriden, der Schehabbedin, etwa im 570 Jahr der Hegire, welcher Moultan und Dehli eroberte, beſaß dadurch eine ſo erſtaunliche Menge Diamanten daß ſie auf 3000 Pfund an Gewicht betrugen *); und Mahmud der im

*) Herbelot Bibl. Orient. T. 8. p. 254.

Jahr 1008 u. f. Hindoſtan verheerte, fand und raubte aus dem einzigen Tempel zu Biana 800 Pfund an Gewicht edler Steine *).

Es kommen hier aber nicht nur faſt alle farbige Edelſteine, an welchen Hinterindien ſo reich war, ebenfalls vor, z. B. der Rubin, Saphir, Schmaragd, Beryll, Amethiſt, Topas, u. c. ſondern Hindoſtan iſt das Vaterland des ſchönſten, reinſten Diamants, ſelbſt von mehr als einer Farbe.

Da bereits der ſiebente Jahrgang dieſes geographiſchen Taſchenbuchs **) bei Gelegenheit der Diamanten von Braſilien, ziemlich umſtändlich hierüber geweſen iſt, ſo möge nur dasjenige hier davon nachgetragen werden, was dort, als ausſchließlich unſern Orient betreffend, nicht beigebracht iſt.

Die geſamte Anzahl der Orte woſelbſt man in Hindoſtan Diamanten gräbt oder auswäſcht, iſt wohl ſelbſt den Engländern ſchwerlich genau bekannt. Zu Taverniers Zeiten, einer der erſten Europäer welche die Demantminen beſuchten, ſtanden die Gruben von Raolconda, unter den 23 Gruben des damaligen Golconda im höchſten Ruf, ſie liegen, ihm zufolge, nur 17 Cos oder 68 fr. Meilen (lieues) von der Stadt Golconda der Hauptſtadt dieſes vormaligen Königreichs. Man rechnete über 6000 Arbeiter. In den benachbarten Gebirgen der Gegend von Sowel-

*) Dow Hist. of Hindoſtan. 1. p. 65.

**) S. 52. u. f.

pour, an den Gränzen zwischen Bahar und Oriſſa, ſüdweſtlich von Bengalen finden ſich ſeit den älteſten Zeiten Diamanten. Tavernier war dort und neuerlich ward der Engländer Th. Roſſe im Jahr 1766 vom Lord Clive dorthin geſandt, allein das Regenwetter verhinderte ihn ſie zu erreichen, doch kam er an den zuvor erwähnten Fluß Heve, von dem die Alten bereits wußten daß er Diamanten führe. Ferner trift man ſolche Gruben unweit Monglery im Gundur in den Gebirgen ſüdöſtlich des Kiſtna, alſo jetzt zu den Circars die den Engländern gehören. Ueberhaupt ſind die meiſten Diamant-Lager entweder in ihren Händen oder in denen ihrer Alliirten. Z. B. Alladabad in den Gebirgen bei Panna. Dieſe letztern Minen ſind zwar berühmt, allein die Steine ſollen weder das Feuer noch die Härte von den Golcondaiſchen beſitzen. Selbſt im nördlichen Hindoſtan giebt es ebenfalls Diamantminen z. B. in der Landſchaft Gorcha.

Der Flüſſe welche Diamanten führen oder in ihrem Sande rollen, woraus man ſie dann herauswäſcht, ſind mehrere, worunter ſich ſelbſt kleinere Bäche des Mahanadaſtromes befinden.

In jener Nachricht über die Diamanten Braſiliens iſt bereits angeführt worden, daß ſich dieſer edelſte Stein gewöhnlich in einer rothen eiſenhaltigen Erde findet. Sie umgiebt ihn mit einer ſchmirgelartigen Kruſte, Caſcalho genannt. Die Adern dieſes Geſteins laufen unregelmäßig im Gebirge unweit Raolconda fort, und ſind nur etwa ein Paar ja oft nur einen halben

Zoll breit. Es erfordert daher genaue Kenntniß sie zu verfolgen oder aufzusuchen. Hört die Ader auf, so schlagen sie in den Felsen von weitem ein bis eine neue Ader entdeckt wird. Man zieht dann diese Erde selbst vermittelst krumm gebogener Eisen aus den Gängen hervor, und sucht die Steine darinnen auf. In andern Gegenden als Raoleonda besteht aber das Hervorsuchen der Diamanten nur im Ausschlemmen der Erde und des Sandes worin man sie oft durch bloßen Zufall entdeckt hat. Und hier, z. B. sieben Tagereisen von Golconda, wird die Mine Gani oder Coloor genannt durch eigene Gebete und Ceremonien der Brahminen vor dem Suchen geweihet. Die Steine nehmen hier etwas von der Farbe der Erde selbst an, daher sie bald schwärzlich bald röthlich fallen. In den Flüssen werden sie oftmals als kleines Gerölle bei dem Ausschwemmen des Sandes gefunden; ich habe selbst einen solchen rohen Diamanten in Händen gehabt von der Größe eines Pfirsichkerns, fast genau rund, und in einer braunrothen, eisenschüssigen Kruste.

Die Figur der Kryſtallisation, die verschiedene Benennung je nach der Art der durch das Schleifen erhaltenen Form, darf ich so wie die Angabe der größten Diamanten hier übergehen, um mich nicht selbst zu wiederhohlen *). Folgende Vorsichten, die man in Ostindien bei dem Einhandeln der rohen Steine zu beobachten

*) M. s. den angeführten Jahrgang S. 52. u. f.

pflegt, verdienen aber beigebracht zu werden. Man untersucht in Indien die Steine gewöhnlich nicht bei Tage, oder bei hellem Sonnenlichte, sondern entweder im Schatten eines Baums, oder bei der Lampe, da man den Stein zwischen die Finger faßt und den Schein nur auf den Stein fallen läßt. Die Hauptsachen die man bei den rohen Steinen zu beachten hat, bestehen 1) in der Farbe: 2) der Reinheit; 3) der Gestalt oder Form; hier nur das wichtigste davon.

Die Farbe beurtheilt man nach sieben Abtheilungen. Die reinste, die dem hellesten Wassertropfen gleicht, ist die vorzüglichste von allen, doch zeigt ein kleines Spielen ins grünliche oftmals keinen schlechten Stein an; eine Nüanze von Schwarz ist freilich nicht gut, deutet aber stets auf einen harten Stein; dagegen ist das Spiel ins gelbliche ein sicheres Zeichen eines schlechten Steins; selbst ist ein röthlicher Schimmer, der sich durch die äußere Bedeckung oder Kruste (Coat) zeigt, nicht ganz verwerflich, wenn der Stein nur im Innersten rein und weiß spielt. Steine mit einer milchichten Kruste, besonders wenn sie ins bläuliche spielt, sind zu weich; kaneelfarbe ist kein gutes Zeichen, ist gar eine Mischung von grün bemerklich so ist der Stein schlecht.

In Ansehung der Reinheit muß man besonders auf die sogenannten Federn im Innern acht haben; sie sind gewöhnlich durch eine Erschütterung, Fall oder Schlag entstanden, der oftmals sogar eine wirkliche Zersplitterung her-

vorbringt. Ferner ist ein Stein schlecht wenn er selbst bei anscheinendem reinen Aeußern dennoch einem geübten Auge in seinem Innern Fasern und Adern zeigt, die sich oft weit verbreiten und sich nicht durch das Schleifen verlieren. Die Engländer nennen einen solchen Stein beamy.

Stevens ist über diese fehlerhafte Eigenschaft sehr umständlich, weil sie nicht so leicht zu entscheiden seyn soll.

Endlich kommt es denn auf die Gestalt des Steins an, ob er sein natürliches Octaedron hat oder nicht, weil sich im erstern Fall die besten Brillianten daraus schleifen lassen, dahingegen ein flacher oder unregelmäßiger Stein beim Schleifen viel verliert, und man seiner Form nicht gewiß ist, er auch als weniger tief bei weitem nicht so viel Feuer zeigt. Die Diamanten werden in Ostindien nach einem eigenen Gewicht gewogen, das man Mangalin nennt, und $5\frac{1}{2}$ Gran (das Carat zu 4 Gran) beträgt.

Es ist merkwürdig genug daß Hindostan ebenfalls den Corindon oder Demantspath enthält, eine der härtesten Steinarten nach dem Diamant, so daß man ihn ebenfalls zum Poliren der Edelsteine gebraucht. Er fällt dort an der Küste von Coromandel und in Bengalen im Granit, und ist von spathartigem Gewebe, hat aber freilich bei seiner Undurchsichtigkeit nicht das Feuer des Diamanten.

Unser treffliche Klaproth hat zuerst auch die Natur dieses Steins dargethan. Er besteht fast gänzlich aus Allaunerde, denn die Kieselerde und das Eisen, welches sich darin findet, ist sehr unbedeutend. Die drei constituirenden Theile verhalten sich nämlich unter einander wie Alaun Kiesel Eisen.

$89\frac{1}{2} : 5\frac{1}{2} : 1\frac{1}{4}$.

Von dem Demantspath kennt man bis jetzt drei Varietäten, der gelbliche kommt in Bengalen vor, der grauliche in Malabar, und ein schwärzlicher in China. Er findet sich in der Form des Feldspaths in dem Granit, doch soll er auch zuweilen sich mit Talk und Glimmer begleitet finden (Brogniart).

Theils um die Juwelen Hindostans nicht zu trennen, theils weil zugleich die Perle stets nur Kalcherde, also ein Mineral ist, lassen wir hier die Perlen von Manaar folgen. Sie sind die schönsten welche die Natur erzeugt, und gehören noch der Küste Coromandel, da sie hauptsächlich zwischen ihr und Ceilon gefischt werden.

Auch bei der Perlenfischerei des Orients darf ich hier nur einiges hinzufügen, vorzüglich in Rücksicht der Verschiedenheit des Lokals und der Art sie zu fischen, die von der in Panama abweicht, da der fünfte Jahrgang dieses geographischen Taschenbuchs *) bereits der Perlen überhaupt erwähnt hat.

Die berühmten Perlenbänke erstrecken sich hier vom Vorgebirge Comorin bis über jene

*) Taschenb. der Reisen 5tr. Jahrg. S. 177 u. f.

große Insel und Sandbank welche wir zuvor als den Uebergang nach Ceilon unter dem Namen der Adamsbrücke kennen lernten. Vormals war der Hauptstandpunkt gleich in Süden von der Stadt Tutocorin, längst der dortigen Küste und gegen Ceilon hinaus. Jetzt aber werden, Stavorins neueren Nachrichten zufolge, hauptsächlich die Austerbänke bei der Insel Manaar und der etwas südlichern Küste von Aripo auf Ceilon, westlich gegen den 9ten Breiten-Grad besucht.

So ist dann anjetzt auch diese bedeutende Perlfischerei in den Händen der Engländer.

Sie muß doch einträglich genug seyn, da der englische Gouverneur North, dort zur Aufsicht dieser Fischerei jetzt hat ein eigenes Gebäude errichten lassen, das 4000 Pf. Sterl. kostet (L. Valentia).

Dennoch scheint sie gegen die ältern Zeiten abgenommen zu haben, denn Stavorinus setzt die Zahl der Taucher nur auf 96, da zu Taverniers Zeiten, auf 240 Barken auslieffen wovon die größten jede zwei Taucher führte. Auch wird, ihm zufolge, nicht alle Jahr gefischt. Man untersucht zuvor auf den Bänken ob die Austern die gehörige Größe haben, und nur in diesem Falle wird in eigenen Billeten die Zeit und die Anzahl der auszulaufenden Fischerböte festgesetzt. So war es wenigstens in den letzten Zeiten der Holländer.

Die Taucher sollen sich zu ihrer Arbeit von Jugend auf gewöhnen, und sich gleichfalls vor jedesmaligem Auslaufen zum Tauchen durch

gehörige Diät und Bestreichen des Körpers mit Oel vorbereiten. Die Barken fahren vor Aufgang der Sonne an dem bestimmten Tage ab, und ihre Taucher springen, einen Strick um den Leib und einen Korb oder nur einen Beutel um die Hüften, und einen schweren Stein an den Füßen ins Meer. Dieses starke Tau läuft um eine Rolle der Barke, wodurch es leichter wird den Taucher wieder in die Höhe zu ziehen. Ein kleinerer Strick an den Mann befestigt, dient zum Zeichen des Herausziehens. Einige sollen ohne einen Schwamm mit Oel auf dem Arm gebunden, um im Fall der Noth dadurch Athem zu ziehen, unter dem Wasser ein Paar Minuten auszudauern im Stande seyn. Daß der Mensch sich zu diesem Ausdauern unter dem Wasser auf längere Zeit gewöhnen könne, beweisen die Taucher auf den Sandwichs Inseln. Turnbull bezeugt, die Taucher des dortigen Königs Tamahama, hätten, ohne irgend eine der hier angezeigten Vorbereitungen, drei bis vier Minuten unter dem Meere ausgehalten, als sie einige Kupferplatten unten am Kiele eines englischen Kriegsschiffes festnagelten. Freilich sey ihnen hiebei nicht nur das Gesicht stark aufgelaufen sondern Blut aus Nase und Ohren gedrungen. Bei unseren Perlfischern soll sich dieß ebenfalls zuweilen ereignen. Ueberhaupt ist diese Anstrengung selbst ohne dergleichen Zufall so schwer, daß sie höchstens nur 6 bis 7 mahl in einem Tage unter Wasser gehen.

Haben die Perltaucher in der kurzen Zeit so viel Perlaustern (Mytilus margaritifer L.) gesammelt als sie auf einmal mit sich hinauf nehmen können, so geben sie das Zeichen mit dem kleinern Stricke. Mehrmals ereignet sich, daß ein solcher Taucher, indem er die losgerissenen Austern im Grunde des Meeres auf einen Haufen zusammenträgt, mit einem zweiten Taucher deßhalb in Streit geräth, und dann entsteht sogar ein Submariner Krieg! Auch sind sie den raubgierigen Haifischen ausgesetzt.

Sind die Austern ans Land gebracht, dann läßt man sie an der Sonne liegen, da sie dann beim Absterben sich öffnen, und man die Perlen herausnehmen kann. Oftmals hält eine Auster 10 und mehr Perlen, eine andere gar keine. Die Perlen finden sich bald lose, innerhalb des Thieres selbst, bald an der Schale sitzend. Sie werden dann gereinigt, und nach der Größe und Güte zusammengelesen, hiezu soll man sich metallener Siebe mit verschiedenen, nach und nach kleineren Oeffnungen bedienen, welche eins in das andere gesetzt stets die kleinern Perlen durchfallen lassen, da dann nur die sogenannten Saatperlen, die unbedeutendsten, in dem untern Boden des Gefäßes, der alle diese metallene Siebe umfaßte zurückblieben.

Andern Nachrichten zufolge, verkauften die Herren der Austerbarken die Austern uneröffnet korbweise, den Korb zu 10 bis 12 Thaler. Hier war also ein wahres Glückspiel, da man oftmals

seine Einlage nicht ersetzt erhielt, einandermal Hunderte ja Tausende gewann.

Die Holländer waren zwar nicht die eigentlichen Herren dieser Fischerei, indeß da sie durch eigene Wachtschiffe die Perlfischer schützten, so erhielten sie ein beträchtliches Schutzgeld.

Der Werth der Perlen beruhet auf ihrer Schönheit, Figur und Größe.

Die Schönheit hängt von der Klarheit und von der Farbe ab. Bei uns wird die weiße, klare Perle von hellem Wasser vorzugsweise gesucht, in Indien zieht man die ins bläulichte schillernde vor, die gelblichen sind die schlechtern.

Der Figur nach haben die völlig kugelrunden gewöhnlich vor allen den Vorzug, wenn aber die birnförmigen von beträchtlicher Größe sind, so werden diese, da sie als einzeln aufgehangen zu Ohr- oder Halsgehängen dienen, ebenfalls sehr hoch geschätzt. Die unregelmäßig oder barock gestalteten, haben nur dann einen besondern Werth wenn sie bei ansehnlicher Größe von sehr schönem Wasser sind. Die großen einzelnen Perlen (Uniones) erhalten einen sehr viel höhern Werth wenn man eine zweite ihnen ähnliche dazu findet.

Man wiegt und schätzt auch die Perlen nach Karat zu 4 Grän, und viele nehmen auch hier jene Regel der Schätzung an welche zuvor bei den Diamanten vorkam; nämlich, man multiplicirt den Werth, zu welchem das einzelne Karatgewicht der Perle geschätzt ist, mit dem Quadrate der Anzahl der Karate. Wäre z. B.

bei einer Perl das Karat zu 6 Thaler geschätzt und ihr ganzes Gewicht betrüge 10 Karat dann wäre der Werth dieser Perl 6×10^2 oder 600 Thlr. Eine Perl von 10 Karat, so bald sie dabei regelmäßig geformt ist und helle spielt, gehört schon zu den Seltenheiten des Schmucks. Eine der schönsten Perlen war im Spanischen Schatz; sie wog dabei 25 Karat, und betrüge nach jener Rechnung nur 3750 Thlr. an Werth: allein bei so großen Perlen die über 10 Karat hinausgehen ist der Preis nicht festzusetzen, die Seltenheit bestimmt hier den Werth fast nach Willkühr.

Savary giebt eine von obiger verschiedene Rechnung an. Eine runde Perl von 1 Gran oder $\frac{1}{4}$ Karat setzt er zu 5 Sous; von $1\frac{1}{4}$ Gran zu 1 frz. Liv. von 4 Gran oder 1 Karat aber zu 12 Liv. von $2\frac{1}{2}$ Karat oder 10 Gran bereits zu 110 Liv. von 6 Karat zu 1100, und von 16 Karat zu 4000 Liv. also etwa 1000 Rthlr. mithin beträchtlich höher als es die vorhergehende Rechnung ergiebt.

Die größte Perl, welche Tavernier kannte, war von birnförmiger Gestalt, sie hielt der Zeichnung nach, welche er uns davon liefert, (das Gewicht ist nicht angegeben) in ihrem größten, längsten Durchmesser Zoll $4\frac{3}{4}$ Linie altes franz. Maas, in der dicksten Mitte der Birn aber, einen Zoll. Er schätzte sie auf 1, 400000 Liv. oder $466666\frac{2}{3}$ Thaler. Sie war vollkommen schön und gut geformt, und war

das

das Eigenthum des damaligen Königs von Persien. Dieß ginge mithin weit über den Werth der Perle hinaus welche Cleopatra in Essig aufgelöset verzehrte, da sie nur eine dieser herrlichen Perlen, welche man zusammen auf heutiges Gold reducirt gegen 200 tausend Dukaten schätzte, dem Wahnsinne des Antonius opferte.

Es ist merkwürdig daß sich diese großen, birnförmig gestalteten Perlen häufiger finden als die völlig runden, großen Perlen. Tavernier führt nur eine einzige völlig runde, und schöne Perl des Orients an, die, der Figur nach, kaum 8 Linien im Durchmesser hatte, und zu welcher selbst der Große Mogul keine gleiche habe auftreiben können. Hierdurch scheint sich die Meinung noch mehr zu bestätigen, daß die Perle aus dem aufgelöseten Saft, der die Glanzmuschel des Thiers bildet, entstanden sey. Coagulirt sich sodann dieses Kalchwasser in Tropfen, wie jede andere Flüssigkeit, so werden diese, wann sie ungehindert sich verhärten können, eine völlig runde Gestalt behalten, dahingegen ein jeder Druck gegen die Schale oder zwischen den Falten des Fleisches des Thiers selbst, ihnen eine andere Gestalt giebt, wobei aber stets das Runde der Form, vermöge der allem Flüssigen eigenen Anziehungs- und Cohäsionskraft vorherrschen wird. Dieß ist auch gewöhnlich der Fall bei den sogenannten barocken Perlen.

Die sehr groſsen Perlen nennt man gewöhnlich Paragons. Jene Vermuthung über den Ursprung der Perlen findet sich noch bestimmter bestätigt durch mehrere Perlen aus unsern gewöhnlichen Klaff- oder Fluß-Muscheln (Mya margaritifera). Da ich sehr viele in der, bei meiner Vaterstadt, Uelzen, fließenden Ilmenau und kleinern Gerdau gesehen habe, bei denen die Seite, welche an der Muschel fest saß, völlig flach und mit ihr verwachsen, und so wie die übrigen Perlen von ein und derselben Natur war, da die andere, gegen das weiche Thier gekehrte Seite sich hingegen wie ein schöner Tropfen hatte rund ausbilden können.

Daß aber die Perlen selbst bei weit geringern, lange auf sie wirkenden Säuren oder überhaupt Feuchtigkeiten erweicht werden, davon gab die Gründung der Peterskirche in Rom ein merkwürdiges Beispiel. Es ward nämlich bei dieser Gelegenheit ein Grabmahl eröffnet, in welchem 1118 Jahr zuvor die beiden Töchter des Stilicon beerdigt lagen, welche beide, eine nach der andern dem Kaiser Honorius versprochen gewesen. Alle an ihren Körper verschwendeten und damit begrabenen Juwelen und Geschmeide waren noch unversehrt bis auf die Perlen; diese fand man durch die Zeit und Feuchtigkeit so erweicht daß man sie leicht mit den Fingern konnte zusammen drücken.

Daß aber der reine, oder minder reine abgesonderte Saft des Thiers die Perlen bildet, und daß diese von eben der Natur der Schale selbst

ist, sieht man deutlich nicht blos an dem der Perlenmutter inwendig ebenfalls eigenen Perlenglanz, sondern auch an den vielartigen Nüanzen der Farbe, welche bald gelblich, bald bläulich oder röthlich ist, wiederum oftmals völlig dunkel, bräunlich, ja so gar, wie wohl selten, wie das Aeußere, schwarz ausfällt. Völlig schwarze und dabei dennoch runde Perlen, sind indeß von großer Seltenheit. Tavernier führt sechs schwarze, vollkommen runde Perlen an, jede zu 12 Karat; allein diese kamen von den amerikanischen Fischereien: sie wurden sehr hoch geschätzt.

Begreiflich verschwindet anjetzt der medicinische Gebrauch der Perlen immer mehr, da man weniger kostbare, absorbirende Erden in Menge haben kann.

Die Perlenmutter selbst ist aber benutzbar. Ohne der Eßbarkeit des Thiers zu erwähnen, welches doch ein hartes Fleisch hat, so wird die Schale selbst zu vielen Arbeiten verkauft. Hyder Aly besaß eine gedoppelte Perlenschnur von 78 Perlen, jede 9 bis 10 Linien im Durchmesser, dabei völlig rund, und vom schönsten Wasser. Er trug sie nur um den Turban geschlagen, bei großen Feierlichkeiten. Dies war die Grundlage jener unschätzbaren Perlenschnur seines Sohnes des K. Tippo-Saibs, welche bei der Erstürmung seiner Hauptstadt durch die Engländer mit Tippo's Tode verlohren gegangen ist.

Diese Perlenfischerei ist übrigens noch durch ein zweites Produkt, ebenfalls ein Schalthier, einträglich. Dieß ist nämlich ein Klothorn

(Buccinum L.) welches für die inländische Handlung Ostindiens einen bedeutenden Artikel ausmacht. Man nennt es dort Xanxus; Baldäus schreibt dafür Chiankos auch Chankos. Daß dieses aber kein Triton sey, wie einige Nachrichten sagen, sondern ein Kinkhorn, ergab sich aus dem Kinkhorn, das man dem Naturalisten Bomare als den Xanxos zeigte, und noch entschiedener aus der Zeichnung, welche uns Baldäus oder auch, jedoch im kleineren Maaße, Kleuker in der Abhandlung von der ersten Verwandlung des Vistnu gegeben hat *), denn hier hat Vistnu nicht nur einen solchen Chiankos oder Xanxos in der Hand, sondern der Leib des von ihm getödteten Gegners besteht selbst aus einem Xanxos, und es ist merkwürdig, daß hier gerade beide Arten oder vielmehr wohl nur Varietäten dieses Kinkhorns vorkommen, nämlich das rechtsgewundene, und das weit seltnere linksgewundene. Letzteres hat bei den Hindus, aus Aberglauben, einen fast unschätzbaren Werth, ist aber auch von höchster Seltenheit, so daß ein Perlenfischer durch ein einziges dieser linksgewundenen Kinkhörner ein Mann von Hunderttausend Thalern werden kann.

Aber auch die gewöhnlichen sollen einen so beträchtlichen Handelsartikel ausmachen, daß die Holländer sich diese bei den Perlenfischern auf

*) Baldäus Malabar. S. 471. und Kleukers Abhandl. über Asien IV. Th. Relig. System Tab. VI.

das strengste ausschließlich vorbehielten. Sie werden ins Binnenland geführt, zu Armbändern und ähnlichem Schmuck zerschnitten, da dann bei der großen Population und dem Hange zum Putz, der Verbrauch ansehnlich seyn mag.

So groß nun auch die hier aufgeführten Schätze des Mineralreichs von Hindostan sind, dennoch werden sie bei weitem von der Flora übertroffen.

Die schon so oft vorgekommenen Bäume und Pflanzen der heißen Zone Asiens hier wieder aufzuführen wäre Zeitverlust, und gäbe Langeweile. Nur auf das Vorzüglichste und Einträglichste seiner Flora muß hier die Richtung gehen.

Die erste Thatsache von Bedeutung, worauf man mit Recht hier aufmerksam machen darf, besteht darinn, daß die glückliche Lage Hindostans, ferner seine vielfache Umgränzung und Zertheilung durch Kettengebirge, nebst jener treflichen Bewässerung vor den meisten Ländern Asiens, die unter gleicher Breite gelegen sind, den Vortheil gewährt, sowohl Indiens als Europens Früchte zu erzielen. Reiß, Weizen, Gerste und mehrere europäische Kornarten gedeien, wenn gleich nicht in ein und demselben Fleck, dennoch oft in nicht weit von einander entfernten Gegenden; auch sind hier viele unserer Hülsenfrüchte wie auch die Hirse, das Sorghum und der Maiz nicht fremd.

Der Reiß, dort Nelly oder Nella genannt, bleibt indeß stets die größte Nahrungsquelle des Hindus, und die Natur verspendete ihm diese

Frucht so reichlich daß sie in den meisten Provinzen von Decan nicht nur eine gedoppelte Erndte giebt, sondern in einigen einzelnen z. B. in Tanshur, Mangalore, ferner in den Theilen vom Missoure an der Südseite des Flusses Caveri und in den dort benachbarten Ländern erndtet man sogar viermal im Jahre Reiß. Le Gout de Flaix, der über sehr viele andere Naturprodukte Hindostans am lehrreichsten schrieb *), hat umständlich von dem dortigen Anbau dieser unschätzbaren Kornart gehandelt, wohin ich besonders deßhalb verweise, weil bereits in frühern Theilen dieser Schrift des Reißbaus Erwähnung geschehen ist. Bei alle der erstaunlichen Produktion dieser Kornart, ist es dennoch kein Artikel der Ausfuhr, ja die Fürsten Hindostans haben diese auf das genaueste verboten, da der Reiß zum Theil die einzige Nahrung so vieler Millionen Menschen ist.

Der Hindus genießt dann, außer dem auf viele Arten zubereiteten Reiß in Substanz, noch das Reißwasser. Diese Reiß-Bouillon, welche sie Cange nennen, (sie besteht lediglich aus, durch ein Tuch gelassenes Wasser von gekochtem Reiße), ist das Hauptgetränk wodurch sich die Hindus erfrischt und gestärkt fühlen. Auch bereiten die dortigen Mousselin- und Seidenweber ihren Aufzug mit diesem Wasser, denn dieß Wasser

*) Historisch geogr. politischer Versuch über Ostindien 2ter Band 212 bis 260 d. deutschen Uebersetzung.

stärkt den Anzug der Baumwolle und Seide besser und haushälterischer als der Leim des Weizenmehls, und selbst in Italien werden die Gaze und Flore mit Reißwasser gummirt. Endlich ist es bekannt genug, daß man aus dem Reis den besten Arrac destillirt.

In Indien verdankt aber nicht blos der Mensch dem Reiß seine Nahrung; die Strohhülle oder Kapsel des Korns, Oumi genannt, ist eine so schätzbare Nahrung für das Hornvieh, daß die Kühe dadurch sehr reichliche Milch und vorzüglich Butter geben.

Als merkwürdig verdient hier angezeigt zu werden, daß eben dieses Hülsenstroh eine ganz vorzügliche Menge Feuerstof enthält. Die Schmiede bringen dadurch das Eisen auf das schnelleste in den stärksten Fluß, und es giebt, mit Kohlen vermischt, dem Feuer eine solche Kraft daß man hierdurch ein Drittel Zeit zum Glühen der Eisenstangen gewinnt, als wenn man nur mit Kohlen allein arbeitet. (le Gout).

Ein zweites höchst wichtiges Pflanzenprodukt Ostindiens ist das Zuckerrohr. Es muß allerdings dort nicht nur stets einheimisch gewesen seyn, sondern auch bereits seit sehr vielen Jahrhunderten einen bedeutenden Handelsartikel ausgemacht haben.

Wenn uns gleich le Gout de Flaix keine gültige Zeugnisse angiebt für seine Behauptung, der Zucker sey schon in sehr alten Zeiten als Handelsprodukt aus Indostan über Bassora, Bagdad und Mocha nach Persien, Arabien und

Egypten geführet, so scheinen doch zwei Stellen der Bibel auf ein im Großen verhandeltes süßes Rohr der von Palästina weit entfernten Gegenden wirklich auf das Zuckerrohr hin zu deuten; denn der Ausdruck Kalmus und Zimmtrinden nach Luther, wie es sich in den unten angeführten Stellen übersetzt findet, werden von andern Uebersetzern durch süßes Rohr *) gegeben.

Auch erhellt aus dem Ctesias, der freilich wegen seiner vielen offenbaren Unwahrheiten und Erdichtungen selbst schon bei den Alten nicht sehr in Achtung stand, dennoch so viel, daß die Indier eine natürliche Süßigkeit aus einem Baume zu gewissen Jahrszeiten erhielten **), welche freilich, der seltsamen Beschreibung zufolge,

---

*) Jesaja 43. C. 24. V. und Jeremias 6 C. 20 V. In der ersten Stelle steht im deutschen Kalmus und in der zweiten gute Zimtrinden aus fernen Landen, dahingegen Castellio in beiden Stellen Rohr (Calamum) setzt und sowohl in den englischen als französischen Uebersetzungen, süßes Rohr (Sweet Cane) und fr. aromatisches Rohr (roseau aromatique) genannt wird. Der Grundtext müßte hier freilich entscheiden. Kenner der Grundsprache mögen über Luthers Uebersetzung urtheilen.

**) Ctesias über Indiens Merkwürdigkeiten nach Stephani Uebersetzung (beim Herodot Francofurti 1533. p. 585 u. 586.)

eben sowohl auf eine Art Manna oder vielleicht auch auf den innerhalb des Bambusrohrs an dessen Knoten oder Gliedern sich sammlenden wirklichen Zucker Bezug haben könnte. Diesen letztern, und nur allein diesen Zucker Indiens, beschreibt nämlich Plinius unter dem Worte Saccharum, erwähnt aber des eigentlichen Rohrzuckers nirgend, da er doch alle damalige griechische Schriftsteller kannte.

Dem sey nun wie ihm wolle, so läßt es sich auf keine Weise leugnen daß Indien nicht eben so gewiß Zuckerrohr von jeher erzeugt habe als Amerika.

Die Kultur dieses schätzbarsten Rohrs ist hinreichend im 2ten Jahrgang dieses Taschenbuchs beschrieben, hier also nur von dem Ostindischen Zucker, besonders da er jetzt von den Engländern mit so großem Erfolg gebauet wird.

Es giebt, sagt le Gout, dort mehrere Varietäten dieses Rohrs, hierunter sind besonders zwei frühzeitige Sorten welche auf den Höhen und ihren abschüssigen Seiten gebauet werden; nämlich die Kari — Karembou, das ist schwarzes Zuckerrohr und die Harieli; alle übrige Rohrsorten werden, wie in Westindien, in den Ebenen gebauet, wo sich nur irgend ein feuchter und leichter Boden findet. Das erstere führt seinen Namen von der Schwärze seiner Knoten und der Ränder der Blätter. Es wird nur 4½ bis 5 Fuß hoch, da die übrigen Sorten oft 9, ja bis 12 Fuß halten, hat aber dabei bis auf 1½ Zoll im Durchmesser, ist also bedeutend dicker

als das westindische Rohr. Dabei reift es viel früher wie die gewöhnlichen, jedoch mit Ausnahme des Harieli. Indeß scheinen hiemit dennoch Edwards genaue Nachrichten vom Westindischen Zucker nicht übereinzustimmen, wenigstens setzt er die Zeit des Pflanzens auf den August und die der Erndte auf das Ende des folgenden Mays; in Ansehung der übrigen Zuckerarten Ostindiens mag dieß übrigens wohl Statt haben. Aber ein anderer Vorzug dieser beiden Sorten scheint bestimmter zu seyn, nämlich sie sollen einen festern Zucker liefern, ferner sie dauern 5 Jahre aus, da die übrigen, auch die Westindischen, alle 3 Jahre zu erneuern sind; endlich ist es schon viel werth, daß man für sie die trocknen hoch gelegnen Orte benutzen kann.

Die in Ostindien gewonnene Quantität Zucker ist aber in den letzten Zeiten zu einer bewundernswürdigen Höhe gestiegen.

Im Jahre 1792 führte die Englische Ostindische Compagnie nur aus Bengalen nach Europa 1, 900000 Centner Zucker aus. Fast sollte man an die Idee des Hrn. le Gout glauben, daß England deßhalb den Zuckeranbau so sehr in Ostindien befördere, weil es, durch die Ereignisse auf St. Domingo gewarnt, auch vor seinen westindischen Inseln bange sey. Wie erstaunlich muß nach obiger Angabe die gesamte Zuckermasse Ostindiens seyn, da sicher eine sehr bedeutende Menge sowohl nach Arabien und dem nordwestlichen Indien geführt, und vielleicht eine noch größere Quantität einheimisch dort verbraucht

wird. Jetzt bauen die Engländer daneben noch Zucker auf Ceylon.

Die andere Art Zucker der Tabaschier oder Tabaxir, welchen die Natur selbst, wie gesagt, in den Knoten des Bambus erzeugt, kann aber durchgus, sobald von Stapelwaaren die Rede ist, nicht in Betracht kommen; auch wird dieser verdickte Bambussaft nur als Medizin bei Coliken und Rühren gebraucht und theuer bezahlt. Es wäre überflüssig hier der vielen Vortheile zu gedenken, welche das Bambusrohr gewährt; auch sind sie bereits bei anderer Gelegenheit vorgekommen.

Die wichtigste Stapelwaare von Hindostan ist und bleibt wohl stets die Baumwolle. Auch hiebei bleibt mit Recht alles übergangen was bereits zuvor umständlich über den Anbau dieses treflichen Kleidungsmaterials gesagt ist. Hindostan, besonders Bengalen und Coromandel, erzeugen die schönste, feineste und festeste der ganzen bekannten Erde.

Auf die Baumwolle dieser beiden bekannten Länder folget dann der Güte nach die von Madura, Marawar und einigen Theilen der Küste von Malabar.

Von Spielarten kommen überhaupt besonders drei in Betracht, die weiße, röthliche und gelbliche Baumwolle.

In Guzurate, und Bengalen, Agra und Onde bekommt die schönste Baumwolle in einem magern, steinigten Erdreich.

Ein Morgen Land (Arpent) giebt in der gedoppelten Erndte, worauf man in Hindostan

stets rechnen darf, gegen 9 Centner Baumwolle, den Mân oder 75 Pf. zu 25 Rupien, dieß beträgt für alle 9 Centner 780 Liv. ein Gewinn der den des Reißes von gleich großem Boden um 468 Liv. übertrift.

Da Europa die Baumwolle der Levante so viel näher hat, und daneben die große Masse der westindischen Baumwolle erhält, so bleibt fast die ganze, erstaunliche Menge Baumwolle Indostans im Lande; nur nach China führt man die Baumwolle von Guzurate, weil diese sich ganz besonders zu den Nankins eignet.

Die seidenartigere, reine, und langhaarigtere Baumwolle von Bengalen, wird gänzlich auf die Mousseline und ähnliche feine Zeuge verwandt, dahingegen die Chinesen die stärkere benutzen.

Wenn wir nachmals zu dem Handel von Indostan kommen, so wird es sich zeigen, daß die Summe der verschiedenen dort gewebten baumwollenen Zeuge sich auf eine außerordentlich große Anzahl Sorten beläuft, und daß von vielen einzelnen Sorten viel tausend Stück, ja Ballen jährlich bei uns eingeführt werden. Da nun das Arbeitslohn und die Ernährungskosten der Spinner und Weber so sehr viel geringer sind als bei uns, so ergiebt sich hieraus leicht, daß durch die Ausfuhr der ungearbeiteten Baumwolle nicht nur die große Volksmasse in Hindostan noch tiefer verarmen, und die Ostindischen Handelscompagnien ebenfalls den größten Nachtheil dadurch leiden würden.

Ein drittes wichtiges Produkt des hiesigen Pflanzenreichs ist der Pfeffer. Wenn gleich Hindostan mehrere Pfefferarten erzeugt, so bleibt doch stets, als Handelswaare, der gemeine oder schwarze Pfeffer (Piper nigrum L. Diandria Trygin.) der dem Lande einträglichste.

Dieses Gewürz wächst auf einer rankenförmigen, schlanken Staude, die wie unsere Zaunwinde, sich an der ihr gebotenen Stütze hoch in die Höhe zieht, und dabei den Schatten liebt. Man pflanzt sie daher gewöhnlich neben den Baumwollen-Baum oder Mango, oder Jacks oder überhaupt einen Baum mit rauher Rinde, in ein feuchtes und fettes Erdreich. Uebrigens bauet man ihn sowohl durch Setzreiser, als durch Körner (Roxburgh). Der Stengel ist zweitheilig und glatt, mit vielen Gelenken, an welchen die großen eirunden, feingezähnten, starkgerippeten Blätter einzeln und wechselsweise auf kurzen dicken Stielen sitzen. Dem Blatte gegenüber entspringt ein langer Blumenstiel mit einfacher Aehre. Die Frucht hängt traubenförmig und besteht aus 30 bis 50 rothen Beeren die dann grün und zuletzt schwarz werden, wie wir sie gewöhnlich als Pfefferkörner kennen.

Man pflanzt den Pfeffer dort in jeder Jahrszeit, aber die starken Regen sind ihm ebensowohl nothwendig als die Hitze und dennoch der Schatten. Nur erst im zweiten Jahre trägt er Frucht und man muß, da er leicht zuviel Blüthe-Trauben erzeugt, gegen den Gipfel hin stützen. Die Blüthen zeigen sich im Julius

wann die starken Regen nachgelassen haben. Man erndtet ihn oder vielmehr samlet den Pfeffer, gerade wie unsere Johannisbeeren, nicht früher bis das Korn völlig getrocknet ist. Die Erndten sind nicht gleich ergiebig. Unter 5 Erndten fallen gewöhnlich nur drei reichlich aus.

Der schwarze und weiße Pfeffer sind eine und dieselbe Frucht. Das schwarze Korn ist das ungekünstelte, von dem weissen hat Seewasser, worein man ihn kurze Zeit taucht, die schwarze Schale gelöset. Nach Roxburgh reibt man von dem Pfeffer nur die schwarze Haut ab.

Auch die jungen Blätter dieser Pflanze sind sehr aromatisch. Man kauet sie daher sowohl um den Athem zu verbessern; als auch dem Zahnfleische Festigkeit zu geben; sie erfrischen den Mund wie unsere Krause-Münze.

Diese vorzüglichste Pfefferart ist von Natur fast über die ganze heiße Zone verbreitet; sie fand sich nicht nur in Hindostan, sondern auf Malacca, Java, Sumatra, Borneo und Ceylon, und da man sie nach Cayenne verpflanzte, gedieh sie auch dort vollkommen. Indeß hat dennoch der Pfeffer von der Küste Malabar den Vorzug. Hierunter zeichnet sich besonders der Pfeffer von Carnate, von den Nairen-Staaten aus, wie auch der des kleinen Reichs Corongot Nair. Daher ist der Handel mit Pfeffer von Mahe so wichtig. Bekanntlich hat Mahe eine französische Kolonie.

Jedoch wird er an vielen andern Theilen dieſer Küſte gebauet, und war gleich anfangs der erſten Landung der Europäer unweit Cochin ein Haupthandelsartikel.

Indeß haben die Engländer ſeit 1786 bedeutende Pfefferpflanzungen auf den Beſitzungen von Coromandel angelegt, ſeitdem man ihn innerhalb der Hügel bei Sanuel Cotah (17° Br. u. 82° Länge von Gr.) wildwachſend angetroffen hat, und der ſo thätige als vorzügliche Botaniker der Oſtindiſchen Compagnie, Dr. Roxburgh, fand dieſen von eben der Güte als den von der Küſte Malabar. Schon damals hat er 50 Morgen (Acres) Landes zu bedeutenden Pfefferpflanzungen benutzt. Er rechnet daß jede Pfefferpflanze jährlich ein Pfund Pfeffer liefere. (Dalrymp. Or. Repertory, I.)

An der Malabariſchen Küſte verkauft man den Candi (zu 5 Centner Marktgewicht) um 110 bis 128 Rupien oder nach franzöſiſchem Gelde zu 286 bis 325 Livres Tournois, je nachdem die Erndte ſchlecht oder gut ausgefallen iſt.

Man probirt ihn beim Einhandeln durchs Reiben, iſt er ſchlecht, alt und ſchrumpflich, dann zerreibt er ſich gar leicht.

Le Gout de Flaix ſchätzt die ganze Maſſe des nach Europa geführten Pfeffers auf 212000 Centner. Hievon ſoll Hindoſtan allein drei Fünftel liefern, das übrige aber Ceylon und die öſtlichern Länder und Inſeln Oſtindiens.

Da viele Centner Pfeffer auch als Beilast so bequem eingeführt werden können, so mögen mehrere Tausend Centner nicht zur gehörigen Schätzung kommen.

Nur im Vorbeigehen sey hier der übrigen Pfefferarten gedacht, welche ebenfalls Hindostan in Menge erzeugt, z. B. des langen Pfeffers (Piper longum L.); des Siridoa; des Malamiri, und endlich des Betels (Piper Betel L.). Letzterer, gewöhnlich hier Tambol oder Tembol genannt, macht aber einen wichtigen Artikel des indischen Binnenhandels aus, jedoch nicht vermittelst der Früchte oder Beeren, sondern durch die Blätter. Diese sind nämlich ein Hauptingredienz des berühmten Gemisches, welches unter dem Namen des Betels fast von jedem Indier gekauet wird, und wovon wir wegen der Allgemeinheit und daher Wichtigkeit hier etwas bestimmter sprechen müssen.

Die Grundlage des Ganzen ist die Areca-Nuß, die Frucht einer Palme die ebenfalls diesen Namen führt, (Areca Catechu L.) und sich sowohl durch ihre mindere Höhe als besonders durch das Blatt und die Frucht von der Kokospalme leicht unterscheidet. Die Arecapalme erreicht höchstens 30 Fuß, das Blatt ist nicht zugespitzt sondern stumpf, und die Nuß erreicht kaum die Größe eines Hünereies. Sie hat eine Hülle welche weiß und saftig ist; anfangs ist die Frucht selbst weich, verhärtet sich aber mit der Zeit, und wird der Muskat-Nuß ähnlich. Der Baum trägt nur erst nach dem siebenten Jahre.

Diese

Diese Nuß wird sehr dünne geschnitten und mit Blättern des Betel Pfeffers, ferner mit Cardamomen, Cachou, Nelken und etwas Kalch vermischt und in Betelblätter eingeschlagen. Man trägt dieses Gemisch stets in eigenen Dosen bei sich, und bietet, wie die Europäer, den Tobak, jedem Bekannten davon an. Das Kauen dieses Gemisches, des Betels, zieht vielen Speichel und färbt ihn, wie auch die Lefzen hochroth. Es soll nicht nur das Zahnfleisch besonders stärken, und zugleich den Athem angenehm machen, sondern man ertheilt ihm krampfstillende Kräfte, es soll das Kopfweh vertreiben, und den Geist erheitern; kurz der Indier schreibt ihm, sicher mit größerm Recht als wir unserm stinkenden Tobak, viele vorzügliche Eigenschaften zu, auch würde er sich unglücklich glauben, wenn man ihm den Betel entzöge.

Begreiflich ist daher der Handel mit Betel eben so allgemein als bei uns der mit Tobak. Es giebt sehr ansehnliche Handelsleute welche auf vielen Schiffen den Betel über den ganzen Orient verführen; und dieser Handel wird dadurch sehr erleichtert und einträglich gemacht, daß die Betelblätter sich lange frisch erhalten.

Die Arekanuß verdient aber auch wegen des aus ihr gewonnenen Produkts, welches selbst bei uns in Europa vorkommt, noch einer Erwähnung. Dieß ist nämlich die fälschlich sogenannte Japonische Erde (Terra Japonica) das Cachou. Dieses Material ist nichts anders, als der durch Kochen aus der Arekanuß gezogene und verdickte

Saft. Man zerschneidet deßhalb die frischen Nüsse, in drei bis vier Stück, läßt sie langsam in einem mit Wasser gefüllten irdenen verglasirten Gefäß, (ein kupfernes wäre gefährlich, ein eisernes dunkelte die Masse) kochen, nachdem man zuvor eine beträchtliche Menge Rinde der Cassis, (eine Art Mimosa, welche einen gummiartigen Saft enthält) dazugesetzt hat. Nach 5 bis 6 Stunden eines stets abnehmenden Feuers, wird die Areka aus dem völlig erkalteten Gefäß vermittelst eines Durchschlags herausgenommen, und auf Bambusflechten getrocknet; diese Art Areka zieht man dort bei dem Betel der rohen vor, man nennt sie Chikni-sonneri, d. ist, gummirte Areka. Fährt man sodann fort bei langsamen Feuer den Saft bis zu der Consistenz eines Extrakts zu verdichten, so hat man den Katai, den die Portugiesen Cachoude nennen, woraus dann unser Cachou entstanden ist. Man knetet ihn nämlich nach fernerm Trocknen im Schatten in faustgroße Stücke, jedoch wird jenem noch zuvor Kaneel, Kokosmilch, etwas Zucker und Moschus hinzugesetzt, wie auch eine sehr geringe Dosis von Rosenessenz.

Ohne hier die ärztlichen Eigenschaften des Cachou zu erwähnen ist es vielleicht nicht unbillig anzuzeigen daß dieser verdickte Areka Saft (ohne jene des Geschmacks wegen hinzugesetzte Gewürze,) auch für die Technologie bedeutend ist.

Den Zeug- oder Cattun-Mahlern dient es als ein Gummi mit welchen sie den Zeug bedecken,

damit die von ihnen parthienweise aufzutragenden Farben nicht in einander laufen.

Ferner erhält das Gold und Silber, welches auf die indische Zitze von Masulipatnam aufgetragen wird, eben durch dieses harzige Gummi eine solche Festigkeit, daß es selbst das Waschen vertragt.

Die dortigen Färber bringen ebenfalls nur durch dieses Gummi, versetzt mit andern Farben, das Lilla, das Bräunliche welches wir Flohfarbe (Puce) nennen, so wie andere Schattirungen von Braun für die Cattune und Zitze zuwege.

Endlich thut es beim Gerben des Leders vorzügliche Dienste. Daher wird es jetzt von den Engländern seit mehreren Jahren stärker eingeführt.

Bewundernswürdig ist die Lebhaftigkeit und Dauerhaftigkeit der Farben welche die Indier aus dem Pflanzenreiche erzielen. Noch haben wir hierüber keine völlig hinreichende Auskunft, und nur der anhaltende Fleiß europäischer Botanisten lehrt uns nach und nach den Reichthum der dortigen Flora in dieser Rücksicht kennen. So hat uns der Engländer Dr. Roxburgh hievon eine neue Art Indigo bekannt gemacht, aus einem kleinen Baume gezogen, der deßhalb auch der Baum Indigo (Tree Indigo) von ihm benannt ist, und den man nicht mit der gewöhnlichen Indigo Pflanze, welche die Hindus ebenfalls seit den ältesten Zeiten zu hoher Vollkommenheit ziehen, verwechseln muß.

Der Baum Indig *) ist ein Oleander (Nerium Pentandr. Monogyn. L.) mit schönen weissen Blüthen. Der Baum erreicht nur eine Höhe von etwa 15 Fuß, bei 2 Fuß Durchmesser. Man findet ihn in den Circars, die jetzt ebenfalls den Engländern gehören, besonders traf ihn dort Roxburgh in den Rajamundry Circar in der niedrigen Gebirgsregion, also gegen das Ende des Godavery hin, auf dürrem felsigten Boden, woselbst er im Ueberfluß wild wächst und gut gedeihet.

Die Farbe welche der Botaniker beim Trocknen einer solchen Pflanze für seine Kräutersamlung bemerkte, gab Anlaß zu den Versuchen Indigo daraus zu ziehen. Diese entsprachen dann völlig seiner Erwartung, und er fand, daß Kalchwasser und ausgekochte Holzasche einen guten Indig daraus niederschlugen, wovon er auch gleich darauf mehrere gute Proben nach England sandte.

Dieser Indig hatte besonders den Vorzug vor dem gewöhnlichen, daß, da dieser Baum sehr wenig Pflege bedarf und sich mit schlechtem, steinigen sonst nicht zu benutzenden Boden begnügt, die Indigerndte nicht dem Mislingen, und daher dem Verlust so sehr ausgesetzt ist, wie bei der Indigopflanze. Oftmals ist in Bengalen der Mangel an gutem Wetter schuld daß die Anbauer der eigentlichen Indigopflanze nur ¼ des gewöhnlichen Ertrags gewinnen.

*) M. s. das Kupfer.

Nerium tinctorium. *Der Baum Indigo.*

Da ferner unser Indig-Baum, wenn man seine Zweige abhauet, eine sehr große Menge neuer Sprossen und also Blätter giebt, so ist man im Stande den Gewinn zu vermehren.

Die Pflanzung des gewöhnlichen Indigs (Indigofera Anil L.) und die Gewinnung der Farbe selbst, ist zuvor hinreichend angezeigt *); die Verschiedenheit in Ansehung des Anbaus des Indigs hier in Bengalen und in Westindien scheinen wohl zu umständlich; man findet sie beim le Gout de Flair. Der beste wird um Agra gebauet. Die größte Quantität des Hindostanischen Indigos wird theils im Lande zu den vielen Cattun- und Ziaarten verbraucht, theils geht sie nach Persien und Arabien. Vormals zog die französische Ostindische Compagnie jährlich für etwa 80000 Rupien oder gegen 800000 Liv. sie bezahlte den Man (75 Pf) zu 160 Rupien.

Den englischen Angaben zufolge, bezahlte man im Jahre 1775 zu Calcutta den Candy oder 1500 Pf. mit 20 bis 30 Pagoden **).

Sähe man nicht in unserm aufgeklärtern Europa täglich den furchtbaren Misbrauch der geistigen, berauschenden Getränke, so würde es kaum glaublich scheinen, daß ein den Menschen seiner Vernunft beraubendes Pflanzenprodukt

*) S. B. der Reisen 2ter Jahrg. S. 161 u. f.

**) 1 Maund = 75 Pf. 1 Candy = 20 Maunds; 1 Pagode von Madras = 8 Gr. 5 pf. engl. also etwa 2 rthl. 14 bis 16 gr.

auch bei dem sonst mäßigen Orientaler zu so großer Wichtigkeit sich erheben könnte, um viele hundert Tausende einzubringen, und daher sogar der englisch Ostindischen Compagnie anjetzt zum Monopol zu dienen. Dieß ist das Opium oder Afflum.

Auch hiebei zeigt sich die hohe Wirkung des orientalischen Klimas, denn nur die Heftigkeit des dortigen Sommers läßt unsern gewöhnlichen Mohn (Papaver album; Papaver Somniferum L.) dessen Stamm bei uns etwa 6 Fuß hoch wird, die Höhe von 40 erreichen, und statt des in Europa kleinen Mohnkopfs, wächst dieser fast bis zur Größe eines Kindeskopfs, der oft ein halbes Maas Saamen einschließt. Dabei strotzt die ganze, große Pflanze von einem Milchsaft der, an der Luft erhärtet, sich in eine zähe, braune Materie verdichtet.

Diese ist das Opium, dessen Gebrauch über den ganzen Orient verbreitet ist, und dem weinscheuenden Mahomedaner statt unseres geistigen Getränke zum Berauschen dient.

Die Art des Einsamlens eines eben so allgemein schadenden als einträglichen Produkts verdient schon einige Aufmerksamkeit.

Zu Anfangs des Sommers macht man in die beinahe reifen Mohnköpfe, der Länge nach, mehrere Einschnitte. Kämpfer fand bei den Persern, woselbst ebenfalls eine Menge Opium-Mohn gebauet wird, hiezu ein eigenes Messer mit 5 Klingen um auf einmal 5 Wunden auf der einen Seite des Kopfs zu machen. Der

daraus hervorbringende Milchsaft wird aber nur erst am folgenden Tage mit einem eigenen Messer abgeschabt, in ein nebenstehendes Gefäß gesammlet, und sodann die andere Seite des Mohnkopfs ebenfalls eingeschnitten. Das auf die Weise erhaltene Opium schätzt man am höchsten, es soll am kräftigsten seyn.

Das Opium der zweiten Güte erhält man durch Auspressen oder Auskochen der Mohnköpfe; die dritte, schlechteste Sorte, auch Meconium genannt, gewinnt man auf ähnliche Weise aus der Pflanze selbst, auch bedient man sich derselben hauptsächlich nur um die Kuchen der beiden ersten darein zu wickeln.

Der Handel mit diesem Gift ist von erstaunlichem Umfange. Man verkauft es Kistenweise, die Kiste zu 4 Mans oder 300 Pfund; jede enthält gewöhnlich nur zwei Mans der ersten und ein Man der zweiten Güte. Als noch der Handel mit Opium in Hindostan allen Nationen offen stand, bezahlte man die Kiste mit 350 Sicca-Rupien, also (zu 17 gr. gerechnet) beinahe mit 248 Thalern.

Ueber die Größe dieses Handels selbst hier nur einige Data.

Der Kaiser von China hatte die Einfuhr des Opiums strenge verboten, dennoch wurden jährlich, Desguignes zufolge, gegen Zweitausend Kisten eingeführt. Die Preise sind steigend und fallend zwischen 150 bis 300 Taels oder Unzen Silber, jedes etwa 2 Thaler. Setzt man einen mittlern Preis, also 225 Thaler die Kiste, so

gäbe dieß 225000 Thlr. wofür man, da die Kistenzahl nicht stets gleich ist, doch wohl 300000 Thaler annehmen dürfte.

Die Gesellschaft von Holländern, welcher das Gouvernement von Batavia den Alleinhandel mit Opium zugestanden hat, verkaufte, Huysers Nachrichten zufolge, jährlich 7 bis 800 Kisten, jede zu 125 Pfund gerechnet. Der Einkaufspreis einer Kiste betrug 792, der Verkaufspreis aber war, im Jahre 1782, 1383 Gulden, so daß auf 700 Kisten 413700 Gulden gewonnen wurden. Auch rechnet man daß die 300 Actien, welche das Grundkapital von 600000 Thalern ausmachen, zwischen 16 und 20 pr. C. abwerfen.

Nach Stavorinus überläßt die holl. Ostindische Compagnie dieser Gesellschaft jede Kiste für 500 Thaler, sie hat sie mit 2 bis 300 Thlr. bezahlt. Die Amphions Gesellschaft verkauft sie aber bis zu 900 Thaler die Kiste! Schon Raynal bemerkt daß die einzige Provinz Bahar, woselbst das am meisten geschätzte Opium erzielt wird, 600000 Pf. gänzlich unbereitetes Opium verschifft. Nun mache man einen Ueberschlag von der Größe des Monopols das jetzt fast für den ganzen Orient in Englands Händen ist. Sollte es viel weniger als ½ Million Pfund Sterling betragen?

Die Zubereitung des Opiums ist fast eben so mannigfaltig als seine Wirkung.

Zum gemeinsten, wohlfeilsten Gebrauch wird der verdickte Mohnsaft nur mit Wasser erweicht, durchgeknetet und in Persien zu Pillen gedrehet.

Oftmals versetzt man diese mit Honig. Wiederum mischt man der Masse, Safran und etwas Ambra bei. Eine feinere Art besteht aus einem Gemisch von Opium, Zucker-Candi, Rosenessenz, Moschatennuß und andern feinen Gewürzen, alles bis zur Consistenz einer Latwerge oder Conserve unserer eingemachten Früchte gebracht.

Diese Opiate, welche man Manjoume nennt, werden von den Reichern, besonders den Mongolen und Chinesen, vorzugsweise genossen um sich in einen wollüstigen Betäubungszustand zu versetzen, und mehrere von ihnen bringen einen bedeutenden Theil des Tages in solchem Zustande hin, daher man sie auch Manjoumdars betitelt. Wahrscheinlich sind es hauptsächlich die feinen, diesem Opiate zugemischten Gewürze, welche als Aphrodisiaca wirken; denn das unzubereitete, oder nur mit Zucker vermischte Opium soll gerade das Gegentheil hervorbringen. Die geringere Menschenklasse genießt das Opium theils ungemischt, oftmals über das Brod gestreuet, theils wird es als Toback geraucht.

Die Haupteigenschaft des Opiums bleibt stets die Betäubende, daher in geringer Maaße und mit richtiger Beurtheilung der Krankheit genommen, die Nervenstillende.

Diejenigen welche einmal an den Gebrauch des Opiums gewöhnt sind, finden sich noch unglücklicher als bei uns die starken Brantweintrinker. Sie sind schwach, völlig entkräftet, sie zittern und können sich kaum aufrecht halten,

wenn sie nicht zu gehöriger Zeit eine Dosin Opium genommen haben. Ein Persischer Prinz der aus Versehen ohne seine Opiumsschachtel ausgeritten war, ließ einen von seinem Gefolge auf das eiligste deßhalb zurückjagen, allein da der Weg zu lang war, starb der Prinz aus Schwäche vor der Rückkunft des Couriers.

Die Wirkung dieses Medicaments ist aber sehr individuell; und es ist durchaus falsch, wenn man glaubt sich dadurch auf eine schnelle und sanfte Art in die andere Welt befördern zu können.

Folgender wahrhafte und merkwürdige Fall mögte vielleicht hier nicht ganz ohne Belehrung seinen Platz finden. Ein ausschweifender Jüngling hatte sich auf einer Universität im südlichen Deutschland tief in Schulden gestürzt. Alle Wege sich der Schande des Verhafts zu entziehen schienen ihm verschlossen, er glaubte daher ihr nur durch einen schnellen Tod entgehen zu können. Indeß sollte sein Tod seinem Leben entsprechen. Er wollte mit Frohsinn sterben, ladete daher seine ihm ähnliche Mitbrüder zu einer Abendmahlzeit ein, und genoß bis tief in die Nacht die Freuden der Tafel. Beim lesten Becher erhub er sich, füllte, ohne Argwohn seiner vom Wein hocherhizten Gäste, statt mit Wein sein Glas mit Laudanum, nahm zu Aller Erstaunen einen herzlichen, frohen Abschied von den Halbberauschten, und trank den Gift. Am folgenden Tage fand man den Unglücklichen im tiefsten Schlafe, er ward, da man dieß auf

Rechnung des Weins schrieb, ungestört gelassen. So lag er drei Tage sinnlos und erwachte am vierten, aber in völliger Bewusstlosigkeit, gänzlich von grausamen Krämpfen und Zuckungen entstellt. Endlich gestand er die That, allein es dauerte sehr lange bevor man ihm einigermaaßen seinen traurigen Zustand erleichtern konnte, und die Geistesschwäche verblieb ihm mehrere Jahre.

Wenn aber auch selbst das Opium tödtet, so muß diese Todesart furchtbar seyn. Reinegg führt, als Augenzeuge, Beispiele von Leuten an die sich durch eine große Quantität reinen Opium getödtet hatten. Er fand die gräßlichsten Verzerrungen des Gesichts, der Mund war durch Krämpfe so fest geschlossen, daß man die Kinnladen nur mit Gewalt von einander brechen konnte, ja was noch eine weit heftigere Wirkung bewies, bald nach dem Tode ließen sich die Glieder, selbst die Arme von dem Körper mit geringer Anstrengung trennen.

Indeß weicht die Wirkung bei verschiedenen Personen durchaus von einander ab; dieser wird nach einer gegebenen Dosin schläfrig, da ein anderer bei eben der Quantität zankſüchtig ja äußerst aufgebracht wird. Auch haben wir bereits gesehen *) daß die Malayen, um sich zur Blutrache anzufeuern, eine beträchtliche Dosin Opium entweder genieſſen oder wie Toback verrauchen. Und nur dann trotzen sie jeder Gefahr; rennen

*) M. s. im letzten T. B. der Reisen den Artikel von den Malayen.

wütend durch die Gassen und indem sie andere rufen, morden sie mit ihnen furchtbaren Ernst jeden der sich ihnen darbietet.

Dennoch bleibt das Opium stets eins der trefflichsten Arzneimittel in den Händen eines erfahrnen, urtheilsvollen Arztes, sollten gleich Mehrere dem Gebrauch desselben zuweit ausgedehnt haben.

Es mag, als Zugabe zu dem wahnsinnigen Gebrauch des Opiums, hier eine andere Methode sich durch Pflanzengifte um die Vernunft zu bringen folgen, welche ebenfalls in Indien und überhaupt in einem großen Theile des Orients gewöhnlich ist, nämlich das Rauchen und Kauen des Bengs oder Bangs. Wie ein Ei dem Andern, sagt Kämpfer, ist diese Pflanze unserm Hanfe (Cannabis L.) gleich. Andere weniger Kundige wollen sie indeß als ein verschiedenes Gewächs angesehen wissen. Vielleicht nur wegen der berauschenden Eigenschaften die sich bei unserm Hanfe nicht finden, die aber, wie Kämpfer nicht unrichtig bemerkt, wohl nur durch das heißere Klima dort bewirkt werden könnten. Die Blätter, welche eigentlich Bang genannt werden, sind der berauschendste Theil der Pflanze. Von diesen macht man, nachdem sie zerrieben sind, einen Aufguß, der köpfend ist, theils knetet man sie mit Syrop zu betäubenden Pastillen, und endlich berauscht man sich damit indem man sie als Toback raucht.

Aber selbst der Saamenstaub (Pollen) ist dort narkotisch. Er wird gesichtet und mit Speichel

und etwas Kohlen in berauschende Räucherkerzen verwandelt, auch wohl innerlich genommen.

Die Operation des Sichtens wird wiederholt, und von dem ersten Staube, als dem wirksamsten, man nennt ihn Tsiersi Odbaas, bezahlt man das Pfund mit 5 Unzen Silber, also mit 10 Thaler, wenn anders dieß von obenerwähnten Silberunzen zu verstehen ist. Auch der Saame wird als ein Gemisch mit Opium, Moschus, Ambra und Zucker von den Reichen zur angenehmen Betäubung genossen, der Aermere kauet ihn deßhalb ohne allen Zusatz.

Auch aus dem minder narkotischen Safran erzielt Hindostan kein unbedeutendes Handelsprodukt. Diese schöne bei uns Nordländern weniger geschätzte Blume nimmt dort ungeheure Felder ein, besonders war der Anbau derselben vormals in Taschemire so stark, daß man 10 bis 12000 Morgen Landes gänzlich damit bedeckt sah. Getrocknet wird sie gleichfalls im Orient zu vielfachen Mischungen, als Gewürz sowohl bei den Speisen, besonders bei dem Reiß und bei jenen betäubenden Mitteln gebraucht; endlich ist sie auch als Farbeprodukt nicht ohne Nutzen.

Weit wichtiger ist aber in Hindostan die Königinn der Blumen, die Rose. Nirgend zeigt sich eine größere Verschwendung ihres köstlichen Wohlgeruchs als bei den Hindus. Jene berühmte Nuhr Mahl Kaiser Jehangirs Gemahlin wegen ihrer Schönheit Nur Jehan, das Licht der Welt genannt, ließ nicht nur die größten Bäder, sondern sogar ganze Kanäle, mit Rosen-

wasser anfüllen, und athmete beim Spaziergang den Wohlgeruch ein.

Als sie an einem schönen Morgen mit dem Kaiser in Caschemirens herrlichen Garten vor Sirinagur längst den Ufern eines so kostbaren Kanals wandelte, bemerkte sie auf der Oberfläche einen sehr feinen Schaum. Sie schöpfte ihn ab, und empfand einen unvergleichbaren Geruch, der den des Rosenwassers weit übertraf. Sie ließ nun dieß genauer untersuchen, und dortige Scheidekünstler brachten endlich dadurch die Rosenessenz hervor, welche sowohl ihrer Treflichkeit als ihrer Kostbarkeit wegen jetzt allgemein berühmt ist, denn jeder Tropfen gilt fast 2 Thaler. Nuhr Mahl nannte sie dem Kaiser zu Ehren Atyr-Jehangire, (daher dann Attar, Atyr oder auch Ottar) und verbreitete den Gebrauch über ganz Hindostan.

Die Kostbarkeit dieses Rosenöls ergiebt sich leicht aus dessen Zubereitung. Mit einer Masse von 40 Pfund frischer Rosen werden 60 Pfund Wasser in die Distillirblase gethan, gut durchgerührt, und mit langsamen Feuer bei verlutirtem Helm betrieben. Gewöhnlich nach 5 Stunden sind etwa 30 Pfund Rosenwasser in den Helm als Dunst übergegangen. Dieses Rosenwasser gießt man von neuem auf 40 Pfund frische Rosen mit einem Zusatze von 15 bis 20 Pf. Wasser. Sind die Rosen kraftvoll, so findet man nach gleicher Zeit ein sehr starkriechendes Rosenwasser. Dieß setzt man sodann in irdenen, oder stark verzinnten Pfannen eine Nacht der

freien Luft aus, und findet sodann am Morgen die Rosenessenz, den Attar, darauf geronnen schwimmend. Nachdem man diese zum Abklären ruhig gelassen, und von dem wenigen, ihr anhängenden Wasser gereinigt, samlet man sie in Flaschen. Aber wie gering, und daher kostbar, ist der Ertrag. Der Obrist Polier erhielt von 4366 Pfund Rosen nur Acht Unzen Attar; also etwa 2 Drachmen von 100 Pfund Rosen.

Es giebt in Hindostan eigene Fabriken dieser kostbaren Waare; so traf Lord Valentia eine in Surajipor am Ganges.

So reich aber auch Hindostan und selbst Caschemire an Rosen ist, so setzt man dennoch entweder eine wohlriechende Grasart oder Santelholz- bei der Destillation hinzu, indeß verräth sich letzteres durch den Geruch.

Der Santel- oder Sandal-Baum (Santalum album L.) hat zwei Spielarten; es giebt weisses und gelbes Santelholz; es wächst in Hindostan vorzüglich auf Malabar und Canara, und ist kein unbedeutender Handelsartikel besonders nach China, und nach vielen andern Theilen des Orients. Der Baum erreicht die Höhe eines Wallnußbaums; die Blätter gleichen den Birnblättern; die Früchte den Lorbeeren. Hauptsächlich wegen des Wohlgeruchs wird es stark gesucht. Man zerstößt es nicht nur zum Räuchern, sondern bei Verbrennung der Leichen von Bedeutung besteht der Scheiterhaufen aus Santelholz. Das gelbe vorzüglich mit rothen

Adern hält man für das schätzbarste. Man schreibt ihm auch stärkende Kräfte zu.

Zu den wohlriechenden Holzarten dieser Gegend gehört dann ebenfalls das sogenannte Adlerholz, das als Räuchwerk so kostbare Calambac, wovon bereits in den frühern Jahrgängen dieses Taschenbuchs geredet ist.

Unter den vorzüglichsten und wohlriechendsten Blumen verdienen folgende einer Anzeige.

Die Nachtblumen mehrerer Art, oder vielmehr die Nachtblumenbäume (Nyctanthes, Diandr. Monogyn. L.) nehmen hiebei eine bedeutende Stelle ein. So ist der traurige Nachtblumenbaum (Nyctanthes tristis) auf mehr als eine Art schätzbar. Seine schönen, weissen, glänzenden Blumen, welche der Bildung nach der Orangenblüthe ähneln, sie aber an Wohlgeruch übertreffen, öffnet er nur gegen die Nacht, daher der Name; die gelbröthlichen Blumenstiele genießt der Indier wie Safran an Speisen, und benutzt sie zu Salben; die Blumen und den Saamen geben die Aerzte als herzstärkend, und das davon gebrannte Wasser ist sowohl wegen des Geruchs wie auch als Augenmittel berühmt. Nicht minder vorzüglich ist der dieser sehr nahe stehende aber nur strauchartige Sambac (Nyctanthes Sambac L.). Fast ein halbes Jahr hindurch genießt man von ihm den treflichen Wohlgeruch; da seine weißen Blumen nur nach und nach hervorkommen; das Frauenzimmer trägt sie auf Malabar als Halsschmuck; auf Batavia aber als Kopfputz. Die Kräfte kommen

mit

mit denen der vorhergehenden überein, und im ganzen Orient ist die Blume ein Hauptbestandtheil wohlriechender Salben.

Ferner zeigen sich als nahe Verwandte, fünf verschiedene Arten von Jasmin; hierunter dann auch der wohlriechendste von allen, der Jasmin mit gelben Blumen (Jasminum odoratissimum L.) Auch hievon ertragen die meisten nicht die dortige Sonne; sie eröffnen nur zur Nacht ihr schönes Räuchwerk.

Keine dieser Blumen spielt indeß bei den Hindus eine so bedeutende Rolle als die schöne Wasserblume, die Nymphäa (Polyandr. Monogyn. L.) besonders der Lotus (Nymph. Lotus), wovon die eine Art bereits von China aus bekannt ist *). So wie den alten Egyptiern, ist sie noch jetzt den Hindus heilig, und zwar auch bei diesen als Sinnbild der erzeugenden Kraft der Natur **) durch Wasser und Feuer.

Indeß stehen diese Pflanzen doch nicht bloß als religiöse Sinnbilder in Achtung, auch haben sie hier nicht bloß ein schönes Ansehen und Wohlgeruch, sie sind zugleich nützlich. Vorzüglich sind die Wurzeln genießbar, besonders die von der schildförmigen Nymphäa (N. Nelumbo), welche, nach Rumpfs Zeugniß, gekocht und gebraten, wie Artischocken schmecken. Daneben

*) T. B. der Reisen, China S. 65. Note.

**) M. s. nachmals den Abschnitt: Religion.

wird der Saame kurz vor dem Reifwerden gekocht oder geröstet gegessen, dann ist er unserm Kastanien ähnlich.

Und wie viele Blumen müssen wir hier übergehen, die theils durch die Treflichkeit ihres Geruchs, theils durch die Schönheit ihrer Gestalt oder Farbe diesem Lande unglaubliche Reize gewähren! So z. B. die Nagatali (Pergularia tomentosa L.) von der man daneben behauptet ihre Nähe bringe der gefürchteten Brillenschlange den Tod; ferner die Atimucta (Banisteria bengalensis), die Mussande (Mussanda frondosa); die feuerfarbene Buschflamme, die da sie dem Gotte Ischwara (Chiwa) geweihet ist, Ixora benannt wurde; der hochrothe Eibisch (Hibiscus coccineus); die schön gelbe Tschambaga, (Michelia Chambaca), ein Hauptschmuck des Frauenzimmers, und hundert andere, die uns Rheede, Burman und Rumph haben kennen gelehrt.

Wir berühren deßhalb hier nur noch kürzlich des Sunduls oder des wohlriechenden Pandanstrauchs (Pandanus odoratissimus L.), der nach Jones Zeugniß, die köstlichsten Wohlgerüche Europens und Asiens übertrift, und wovon man deßhalb die Blumenähren zu einem hohen Preise verkauft. Ferner merken wir nur im Vorbeigehen an, daß die so hoch gerühmte Narde (Spike Narde) der Alten eben jenem berühmten Forscher zufolge nach einer genauen Untersuchung, eine Valeriana sey, welche bei ihm, wegen des indischen Namens, Valeriana Jatamans heißt. Die aus dem Grunde auf-

schießenden Wurzelblätter werden mit einem Theile der Wurzel ausgerissen, an der Sonne getrocknet und als Gewürze und Apothekerwaare verkauft, indem sie zugleich krampfstillend seyn soll.

Von großen Baumarten und vorzüglichen Bauhölzern zeichnen sich folgende besonders aus. Der uns schon aus der Beschreibung von Hinterindien bekannte Tiekbaum (Tectonia grandis) wird wegen seines treflichen, selbst im Wasser lang daurenden Holzes, wegen seiner vielartigen Nutzbarkeit und endlich weil er ununterbrochen grünt, von den Hindus unter die heiligen Bäume gerechnet; daher bedient man sich seiner vorzugsweise bei dem Bau der Pagoden. Auch ist sein Laub eßbar, und gewährt mit Zucker ein kühlendes Getränk für Kranke. Man findet ansehnliche Waldungen davon, sowohl innerhalb der Ghautsberge und am Godaveryfluß, als auch auf den Küsten von Malabar und Coromandel.

Ein zweiter als Bauholz sehr geschätzter Baum ist die Schirmpalme auch Palmyre oder Talpot und Brab genannt (Corypha umbraculifera L.). Diese wegen der fächerähnlichen Blätter so benannte Palme erreicht zu Zeiten selbst einen höhern Wuchs als der Kokosbaum; auch ist sein Holz fester, es wird daher beim Bauen sehr gesucht, und die Malayen wählen es zu den Heften ihrer Spieße. Die Blätter, welche um das Ende des Stiels wie ein runder Fächer stehen, werden als Sonnenschirme und Regenschirme gebraucht; ein feinerer Nutzen ist aber,

daß ſie dort ſtatt des Papiers dienen, die Bücher der Malabaren ſind darauf geſchrieben und dann zuſammengefaltet. Der Toddy oder Palmwein, den dieſer Baum liefert, wird, wie Ives verſichert, ſelbſt noch höher geſchätzt als der von der Kokos-Palme, und der ausgepreßte Saft giebt einen feineren Zucker als der Rohrzucker.

Bei den hieſigen Palmen mit wedelförmigen Blättern (flabelli foliae) dürfen wir die Weinpalme (Borassus flabellifer L.), bei den Malayen Lontar, von den Holländern der Jagerboom benannt, nicht unbemerkt laſſen. Sie gehört zu den Palmen welche, wie der Dattelbaum, der nicht häufig in Hindoſtan vorkommt, auf zwei verſchiedenen Bäumen die männlichen und weiblichen Blüthen tragen (Dioecia L.). Ihre handförmige Blätter vertreten ebenfalls die Stelle des Schreibpapiers, auch werden ſie gebraucht zu Körben, Flechtwerk überhaupt, und zu Sonnenſchirmen; allein der Hauptnutzen dieſer hohen Palme iſt der Sura oder der Palmwein, der aus den zerquetſchten und an der Spitze abgeſchnittenen weiblichen Blumenkätzchen fließt, die man ſtets wieder abzuſchneiden fortfährt. Mit Kalch eingekocht liefert dieſer Palmwein den Lontar oder Jaggara-Zucker. Der Saft aus der männlichen Blüthe dient dagegen mehr als Arzneimittel. Auch die Früchte ſind kurz vor ihrem Reifwerden ſchmackhaft; man bäckt daraus eigene Kuchen, Punata genannt; und der Saft der jungen Saamenkörner wird beſonders auf der Küſte von Coromandel ſehr angenehm

gefunden, man preßt ihn daher aus, und reinigt ihn.

Verschiedene Palmarten mögen hier übergangen bleiben, da sie andern Ländern des heißen Asiens vorzugsweise Nahrungsmittel darbieten, wie z. B. die Sago-Palme; allein es wäre ungerecht hier, die wegen ihres vielartigen Werths und wegen ihrer Schönheit berühmte Kokospalme nicht umständlicher darzustellen als dies bisher in unsern Jahrgängen geschehen ist.

Diese Krone des Pflanzenreichs gehört unserm Hindostan ganz vorzüglich an. Dieß zeigt sich nicht nur durch die große Menge in welcher diese Palmen auf der Küste von Malabar und auf der so nahen Insel Ceylon wachsen, sondern noch bestimmter dadurch, daß nur hier der Kokosbaum bereits im 5ten oder 6ten Jahre reife Früchte trägt, da er sogar auf den heissergelegenen Molukken z. B. auf Amboina 12 bis 14 Jahr dazu nöthig hat. Ein anderer Beweis Hindostan für den Hauptsitz dieses in seiner Art einzigen Baums gelten zu lassen, ergiebt sich aus der Achtsamkeit womit ihn die klugen Hindus seit Jahrtausenden vor allen Völkern Indiens pflegten. Schon Brama, heißt es in ihren alten Sagen, den unbegränzten Werth der Kokospalme anerkennend, setzte eine eigene Caste der Landbauer der Chanas (Tschanas) dazu besonders ein, sich ganz vorzüglich mit der Kultur dieses Baums zu beschäftigen. Eben daher sieht noch jetzt der Bramine, und mit ihm jeder religiöse Hindus, die Verletzung desse-

ben als ein Verbrechen, und das Niederhauen eines gesunden Kokosbaums als einen Mord an.

Die Kokospalme (Kalappusbaum auf den Inseln; Pheniciana nach dem Samsrit; Tengo bei den Malabaren; Cocos nucifera L. (monoica) erhebt sich mit geradem, gleichförmigen Wuchs bis zu der Höhe von 60 ja selbst 80 Fuß. Geht er gleich nur flach aus dem Boden hervor ohne sehr tief einzudringen, und hat dabei kaum anderthalb Fuß im Durchmesser, die Natur begabte dafür sein Wurzeln mit einer bewundernswürdigen Kraft fest einzugreifen, den Stamm aber mit so großer Elasticität, daß selbst der stärkste Orkan diesen majestätischen Baum nicht zu Boden stürzt.

Seine Rinde ist zwar stachellos, allein sie hat überall halbmondförmige Hervorragungen, Wulste, als hätte ein wohlthätiger Genius dem Menschen es dadurch erleichtern wollen, den hohen Baum zu Gewinnung der kostbaren Frucht und des erquikenden Getränks, zu ersteigen.

Bis gegen den Gipfel hinauf ohne Zweige und Blätter, breitet sich hier eine gefiederte Krone von 10 bis 12 Palmen, großer geflügelter Blätter, aus. Jedes derselben tritt aus einem sehr starken, viele Zoll dicken, über 3 Fuß nakten Blattstiele hervor, der dann auch wie ein Rückgrad durch das ganze Blatt fortläuft. Dieses schlägt mit einer anderthalb Fuß breiten Basis an, geht aber schwerdtförmig stets spizer zu, und so beträgt das Ganze oft bis auf 12 Fuß.

Mitten aus dieſer Krone ſteigt nun eine Scheide (Spatha), eine horn- oder ſpindelförmige Hülſe von mehreren lederartigen Blättern zuſammengerollt, 2 Fuß lang und gegen drei Zoll dick empor; zur Zeit der Reife öffnet ſie ſich, worauf ſodann die darinn verſchloſſenen männlichen und weiblichen Blumen heraustreten. Die männlichen, welche zu unterſt ſtehen, haben 6 Staubfäden, pfeilförmige Staubbeutel und eine Art von Piſtill, welches aber nie zur Reife kommt. Die weiblichen, ſie ſind zahlreicher, ſtehen abſatzweiſe bald zu 5 bald zu 8 hinter den erſten, haben ein rundliches Ovarium ohne Griffel, worüber ſich eine einlappige Narbe (Stigma) befindet. Die Blumen ſind blaß fleiſchfarb, von wenigem Geruch. Die geſamte Maſſe der in der Scheide büſchelförmig zuvor eingeſchloſſenen und endlich hervortretenden Blumen nebſt ihrer Hülle nennen die Franzoſen die Regime; und ſolcher Scheiden alſo auch Regimen giebt ein ſtarker gut gepflegter Baum 10 ja ſelbſt 12.

Auf dieſe Blüthen folgen nun die Steinfrüchte, 10 und mehr von der Größe eines Menſchenkopfs, an einem einzigen Stiel. So hangen dann oftmals viele ſolcher Trauben von Nüſſen unter der ganzen Krone rund umher. Die Frucht hat eine glatte, lederartige, aus Faſern beſtehende Rinde, die gegen 3 Zoll dick iſt. In ihr iſt die harte Nuß enthalten, von Form einer länglichen Melone ähnlich, jedoch undeutlich dreieckig. An ihrer Baſis, alſo am ſtumpfſten

Ende, findet sich das Auge, nämlich die Oeffnung woraus der Keim hervortritt, zwei dieser Oeffnung ähnliche, jedoch nicht durchgehende Vertiefungen, die mit jener am innern Grunde der Nuß ein Dreieck bilden, haben Mehrere verleitet der Nuß unten drei Oeffnungen zuzuschreiben.

In dieser Nuß erzeugt sich nun der Kern, der anfänglich so wie die Schale selbst weich ist und den eine so beträchtliche Quantität Flüssigkeit umgiebt, daß sie bei großen Nüssen fast ein Quartier beträgt. Wir kennen sie unter dem Namen der Kokosmilch; sie ist äußerst erfrischend, ihre Farbe ist anfangs wie dünne Molken, wird nachmals dicker und sauer. Diese Flüssigkeit verschwindet endlich gänzlich, und die zuvor weiche, dann auch eßbare Nuß oder der Kern, wird zuletzt sehr hart. Zerrieben giebt er eine Milch, die mit gekochtem Wasser versetzt unserer Mandelmilch ähnlich ist. Diese Emulsion wird als Milch zum Koffee gebraucht, auch Sago damit gekocht. Die Aerzte bereiten daraus ein sehr sanftes Abführungsmittel, das besonders gegen Wurmkrankheiten kräftig wirkt.

Läßt man den Baum ungestört, dann ist diese große Nuß, eigentlich der Kern, zur Fortpflanzung geschickt, und sie behält diese Fähigkeit Jahre hindurch, so lange man sie nur trocken hält; die Kokospalme pflanzt sich überhaupt nur durch den Kern fort.

Indeß wird zu dieser Absicht bei weitem nicht die größte Anzahl der Kokosbäume gezogen. Einer der Hauptzwecke ihrer Wartung ist die

Gewinnung des Palmweins, Gura oder Toddy genannt. Hiedurch wird aber, wenigstens zum Theil, der natürliche Gang des Baums selbst gestört.

Die Scheide oder Blumenkolbe enthält nämlich die gesamte Masse der zur Bildung aller Früchte nothwendigen Flüssigkeit.

Dieser Palmwein also, gleichsam die Quintessenz eines Theils des Baums selbst, ist es welche man ihm abzapft. Um sie zu erlangen, muß man den Baum entweder fällen, woraus begreiflich nur ein momentaner Gewinn zu hoffen stünde, oder man muß ihn ersteigen um durch einzelne Einschnitte diesen Saft herausfließen zu lassen. Hiezu bedient sich der Pflanzer, Tschana, nach Andern die Tives oder Tiifferaars, einer eigenen Methode; hier davon nur das Wesentlichste noch le Gouts Angabe.

Ein starker lederner Riemen umfaßt den Kokosbaum und ihn selbst über die Mitte des Leibes. Die Füße, welche er gegen den Baum stemmt, werden zu größerer Festigkeit vermittelst eines Rings von Rohr zusammengehalten. Er schwingt sich nun sofort in die Höhe, dem Stricke giebt er mit der rechten Hand die Richtung, und die Elastizität des Riemens erlaubt ihm dieses absatzweise in die Höheschwingen so oft als nöthig zu wiederholen, wobei ihm jene mondförmige Wülste der Rinde des Baums gleichsam wie Stufen zu Hülfe kommen. Um den Leib trägt er hiebei an einem eigenen Riemen eine kleine Schachtel oder ein Kistgen,

und einen Korb der aus den Scheiden des Kokos völlig wasserdicht geflochten ist. In der Schachtel liegen: ein krummes Messer, ein kegelförmiges Rundholz, und etwas Glimmer zum Schärfen der Messer.

Ist er nun zur Krone hinauf gekommen, und dieß geschieht durch die tägliche Uebung mit unglaublicher Geschwindigkeit, dann löset er mit dem Messer einen Riemen von dem Blattstiele ab, befestigt daran die Scheide oder Blumenkolbe, nachdem er sie zuvor mit Bindfaden zusammen geschnürt hat. In kleinen Schlägen klopft er sie sodann mit dem Rundholze, le Gout nennt dieß maceriren oder quetschen, und es bewirkt allerdings einen stärkern Zuschuß des Safts, obgleich dieß nicht so unumgänglich nothwendig scheint, da die Neger in Afrika bei der ähnlichen Behandlung des Baums dergleichen nicht in Ausübung bringen. Das wasserdichte Körbgen wird nun an die angeschnittene Blumenkolbe feste gehangen, und hierinn samlet sich der Palmwein, Calou oder Sura genannt. Diese ganze Operation, welche etwa 6 Minuten dauert, wird regelmäßig 20 bis 30 Tage hindurch Abends und Morgens wiederholt. Eine gut zubereitete Knospe giebt, von einem wohlgepflegten Kokosbaum binnen 24 Stunden etwa eine Pinte oder ein Maas. Man kann bei einem starken Baum ohne Nachtheil 3 bis 4 Blumenkolben tröpfeln lassen, wenn man ihn nur häufig bewässert und ein Paarmal jährlich Salz um die Wurzel schüttet.

Der Calou oder Palmwein ist anfangs klar, wird aber nachmals milchig, der von dem Kokosbaum ist süßer und angenehmer als von vielen andern Palmarten, auch selbst angenehmer als die Kokosmilch. Trinkt man, sagt le Gout, den in ein reinliches irdenes oder gläsernes Gefäß gefallenen Calou vor Sonnen Aufgang, also sehr frisch vom Baum, so scheint er der Nektar des Homers zu seyn. Ist er aber nur 6 bis 7 Stunden alt, dann zeigt er bereits einen solchen Grad von Gährung das man sich seiner beim Brodbacken als Gest bedient. Hiezu ist er sehr vorzüglich; der damit gebackene Schiffszwieback ist dem europäischen vorzuziehen, mit etwas Bier und Zucker versetzt giebt der Calou ein höchst angenehmes Tischgetränk.

Der Palmwein ist ein vorzügliches Mittel gegen den Scharbock, auch sollen die indischen Aerzte sich seiner gegen Nierenkrankheiten mit dem größten Nutzen bedienen.

Ferner gewinnt man aus dem Palmwein durch Distillation einen treflichen Arrak. Um diesem den unangenehmen, brenzlichen Geruch und Geschmack gänzlich zu benehmen, wird aber vor der Distillation ein Wasser hinzugesetzt, worinn eine dort Moué genannte Blume von aromatischem, zimtähnlichen Geruch geweicht ist. Sie gehört zu einem Staudengewächse; die rothen Blüthen stehen daran büschelweise; jede hat eine Blüthenkrone mit 5 Abtheilungen und 5 Staubfäden, ein konisches Ovarium mit einem eben so langen Stiel, der sich in zwei Narben endigt.

Auf diese Blüthen folgen rothe Beeren wie große Koffeebohnen gestaltet, worin eine harte Mandel von Aprikosengeruch. Le Gout hält die Staude Mouè für noch unbeschrieben.

Der Arrak selbst ist von verschiedener Stärke. Mit einem Zusatz von Reiß, Syrup und Wasser erhält man dadurch nur den gemeinen Arrak, Tjiew genannt, distillirt man nun diesen von neuem so wird daraus der gute Arrak (Arrak Apy).

Bleibt der Palmwein nur der Wärme der Luft ausgesetzt, so giebt er einen guten Essig.

Endlich genießt man die markige Masse der zarten Blätter welche sich gegen den Gipfel des Baums noch nicht entwikkelt und daher völlig weich erhalten haben, und uns unter dem Namen des Palmkohls oder Palmhirns bei mehreren Palmarten bekannt ist. Dieser sehr saftige und süße Theil des Baums, ziehet den schwarzen Rüsselkäfer (Curculio jetzt Calandra Palmarum, ater, thorace supra plano, elytris abbreviatis, striatis L. und Fabric.) ein ansehnliches Insekt herbei, um seine Eier darein zu legen. Er durchbohrt zu dem Ende einen Blattstiel der Palme damit er zu dem Marke gelange. Die aus dem Ei geschloffene Larve ist ein weisser Käferwurm von mehr als zwei Zoll in der Länge, verhältnißmäßig dick, dabei glänzend, ja fast durchsichtig von Fett.

Die Indianer sind große Liebhaber davon, und selbst Europäer versichern daß er, gebraten, von köstlichem Geschmack sey. Da der große

Käfer seine Spur, eine Oeffnung, zurücklassen mußte, so benutzt dieß der auf den Wurm jagdmachende Tschana. Er dringt mit einem feinen, an der Spitze abgestumpften Pfeil in die Oeffnung, und zieht den getödteten Wurm dadurch hervor. Indeß ist dieser nicht bloß ein Gegenstand des Wohlschmacks; an die Sonne gelegt fließt aus ihm ein Oel oder Fett, welches ein vorzügliches Mittel gegen Rheumatismen seyn soll.

Das eigentliche Palmöl wird aus der Nuß selbst ausgepreßt; es ist zum Genuß zu scharf, aber sehr schätzbar zum Brennen; es giebt eine helle Flamme ohne Dampf und Geruch, daher ziehen es die Vermögendern allen übrigen Brennölen vor. Die hierauf benutzten Nüsse dienen als Trabern mit Futter gemengt dem Vieh zur Mästung; Kühe und Ziegen geben darnach reichliche Milch.

Ein anderes, minder richtig sogenanntes Oel, ist dasjenige welches auf der zuvor angeführten Kokosmilch wie ein Rahm schwimmt, den man abnimmt und wie Butter genießt, bevor er jedoch in Säurung übergeht. Dieß Oel wird dann gleichfalls zum Einreiben der Haare, ja oft des ganzen Körpers gebraucht; es macht ihn glänzend, verhindert die zu starke Ausdünstung innerhalb der Tropenländer, und verscheucht die dort so häufigen Insekten.

Um nun den ganzen Werth dieser treflichen Palmart zu übersehen, muß man ebenfalls auf

das Holz selbst, sowohl des Baums als der Nußschale und auf die Blätter Rücksicht nehmen.

Die Behauptung mehrerer Nachrichten von dem Kokosbaum, als diene das Holz trocken wie starkes Bauholz zur Gründung und Errichtung großer Gebäude und Schiffe, ist freilich unrichtig, indem, dem genaueren le Gout zufolge, sein schwammiges Holz, sobald es gänzlich trocken ist, sehr leicht zerfällt, dagegen wiedersteht es mit einer bewundernswürdigen Elasticität, so lange es noch einigen Saft hat, sogar der Kanonenkugel. Das kleine französische Fort Alemparns dessen Mauern nicht 10 Kanonenschüssen würden Widerstand geleistet haben, hielt (1760) nur allein eine Belagerung von 12 Tagen aus, weil der Commendant Verri die Außenseite der Mauer mit aufgehangenen Kokosbäumen hatte umgeben lassen.

Ein anderer merkwürdiger Fall zeigte sich bei der berühmten Belagerung von Pondichery im Jahre 1778. Hier traf eine Stückkugel einen Kokosbaum der Allee. Die Kugel ging mitten durch ihn hin, ohne den Baum zu stürzen; er ließ sie, bezeugt le Goux, wie eine Matraze hindurch, schloß sich aber so schnell, daß die Wunde bereits bei der Uebergabe der Stadt wiederum völlig geheilt war.

Einiges Hausgeräth, z. B. glatte Kistgen, die wegen der gelben Adern auf schwarzem Grunde ein angenehmes Aeußere haben, werden indeß aus dem dünnen schwammigen Holze verfertigt, ja die Einwohner der Maldiven bauen daraus

leichte, aber freilich nicht sehr dauerhafte Fahrzeuge. Ferner werden aus der faserigen Hülle der Nuß des Kokos Taue verfertigt welche die unseres Hanfs an Elastizität übertreffen, man nennt diese Substanz Coir oder Koer. Es hat daher ein solches Fahrzeug ebenfalls alles Tauwerk von dem Kokosbaum; ja da endlich selbst die Segel von seinen großen, zu Matten gespaltenen Blättern ganz bequem befunden werden, so ist hier ein vollständiges Fahrzeug welches man gänzlich diesem einzigen Baume verdankt. Beladet man es nun, wie Dellon diesen Fall nicht selten sah, mit Kokosnüssen, mit Kokosöle, Kokoswein, Essig, Arrak, Zucker, Matten, daraus gewebten Zeugen und darauf geschriebenen Büchern, dann übersieht man auf einen einzigen Blick den bewundernswürdigen, kaum aufzuzählenden Werth der Kokospalme.

Und dennoch wären hiebei noch manche seiner Vortheile zurückgeblieben. So dienen z. B. die Blätter ebenfalls statt unserer Schiefer oder Ziegel zum Decken der Häuser; auch werden sie als Schlaf-Matten benutzt.

Aus den Kokosnüssen verfertigt man die saubersten Gefäße, Schachteln, Trinkgeschirre, Milchkannen und ähnliche Dinge.

Ihre Milch ist aber für die Färbereien von Bedeutung. Außer dem Nutzen der Reinigung der Zeuge von Flecken, bedient man sich ihrer beim Schwarzfärben der Zitze und wollenen Zeuge, indem sie es verhindert, daß die kaustischen Kräfte der Schwärze die Zeuge nicht zerbeizen.

Die Hindus setzen dieser Milch eine Säure aus einer dort Colechi genannten Pflanze hinzu. Hiedurch schlägt sich ein graulicher Kalch nieder, der mit einem fixen Alkali verbunden ein schönes Violet für die Zeugfärberein erzeugt. Mischt man dagegen diese Emulsion mit ungelöschtem Kalch, dann wird dieß Alkali rosenfarb, dieß giebt den Hindus den Rosenkalch, den sie gleichfalls zu ihrem Betel hinzusetzen.

Wie sollte, nach so großer Mannigfaltigkeit der hier aufgezählten Vortheile des Kokosbaums, ein so gescheutes, antikes Volk als die Hindus, daher nicht ganz vorzüglichen Fleiß und Achtsamkeit auf seine Kultur von je her verwendet haben? Und allerdings übertrift es darin alle bekante Nationen denen die Natur diese kostbare Palme hat zu Theil werden lassen.

Ihre Pflanzung wird nur in Hindostan sehr regelmäßig auf folgende Weise betrieben.

Schon zuvor ward bemerkt daß der Kokosbaum nur aus der Frucht gezogen wird. Die Jahrzeit der Anpflanzung ist willkührlich. Die gesundesten, dazu ausgesuchten Früchte werden mit ihrer großen, faserigen Hülle ein wenig schief in die Erde gelegt, und zwar so daß das Keim-Ende sich nach oben zu befindet. Man giebt der ganzen Pflanzung die Form einer viereckigen Baumschule, und jede Nuß wird mit etwa 6 Fuß Erde bedeckt, die jedoch nicht festgetreten werden darf. Hat man gehörig bewässert, worauf es sehr ankommt, so fängt die Nuß gegen den 18ten Tag an zu treiben; und gleich darauf

zeigt

zeigt sich bereits die Spitze, von Gestalt eines kleinen, sehr weissen Elephantenzahns. Diese Form behält sie länger als 14 Tage, dann ist sie von einem treflichen, zuckersüßen Geschmack, sowohl roh als in Asche geröstet. Auch sieht man sie auf den besten Tafeln der Europäer, welche sie Cari, die Hindus aber Kelingue nennen.

Zwischen dem 35sten und 40sten Tage bricht das Blatt hervor; es gleicht einem Bündel kleiner Bänder, fleischfarb mit gelben Streifen.

Die Wurzeln fangen sofort an sich in der holzigen Schale zu bilden. Sie machen anfangs ein Ganzes in der Gestalt eines Gänseeies, gelblich von Farbe, und sind wegen ihrer vorzüglichen Süßigkeit ein ähnlicher Leckerbissen als der Kelingue oder junge Keim. Endlich durchbrechen sie am 30sten Tage die Schale; dringen in allen Richtungen in die Erde, und häckeln sich fest ein.

Man verpflanzt den Baum zu jeder Jahreszeit, und was ebenfalls sehr schätzbar für seine Verbreitung ist, er gedeiet fast in jedem Erdreich, selbst das sandigste der Küsten ist ihm recht, sobald es nur nicht an Wasser mangelt. Daher sorgt der Pflanzer sehr genau für hinreichendes Begießen, und es ist bei ihnen von der Kokospalme das Sprichwort: „Bewässere mich ununterbrochen in meiner Jugend, dann werde ich Dich während meines ganzen Lebens hinreichend tränken".

Der Kokosbaum dauert gewöhnlich 85 Jahr, über 100 geht er nicht hinaus. Seine schnellste Entwickelung ist in den ersten 35 Jahren. Dann zeigt er sich in seiner wahrhaft majestätischen Gestalt; er überflicht seine großen Palmen mit den neben ihm stehenden Bäumen, und unter seinen Schatten gedeien der herrliche Pisang, die Helleonien, und überhaupt ansehnliche und mannigfaltige Gewächse der heissen Zone. Nach dem 50sten Jahre zeigt er ein Abnehmen der Kräfte, das heißt der Produktion. Nachmals fangen die Blätter an, gelblich zu werden; leidet sodann seine Spitze, oder wie die Hindus sagen, sein Kopf, auf irgend eine Weise Schaden, so hören die Wurzeln auf ihn zu ernähren, und er zerfällt in 8 bis 10 Tagen in Staub.

Der Ertrag eines Baums ist gewöhnlich gegen 8 Franken jährlich; der Chana oder Pflanzer macht daraus 14 bis 15, also gegen 4 Thaler, ein Gewinn der, verglichen mit dem wenigen Erdreich und dem geringen Aufwand, größer ist als der irgend eines andern Baums, sobald man besonders auf die außerordentliche Wohlfeilheit aller Lebensmittel in Hindostan Rücksicht nimmt.

Von der Kokospalme zählt Rumpf 13 Spielarten; le Gout nennt hievon nur 7.

Ueberflieht man die ganze Summe der bisher angezeigten verschiedenen Nutzbarkeiten dieser edlen Palmenart und setzt hiezu noch die mannigfaltigen Arzneikräfte, deren Rumpf 15 anführt, so kann es nicht unerfreulich seyn ihn so weit

verbreitet zu finden. Die Kokospalme findet sich nämlich nicht etwa bloß innerhalb der wärmsten Theile der alten Welt, nämlich in Hindostan, Arabien, dem größten Theil von Afrika; sondern ebenfalls im heißen Westindien; auf den Inseln und Ländern von Australien welche unter den Tropen gelegen sind, und endlich auf den damit fast zusammenhangenden Molucken; den Sund-Inseln und auf ganz Hinterindien.

Sie umgürtet daher gleichsam den gesamten Erdball bis etwa über die Wendekreise, und vielleicht, vermittelst Eigenheiten des Lokals, höhere Breitengrade. Wenn aber die Bewohner von mehreren Ländern der heissen Zone die unschätzbaren Vortheile dieser Palme nicht genießen, oder er ihnen überhaupt fehlt, so lag die Schuld nur selten an der Natur, sondern an der Stumpfheit oder Trägheit des Menschen selbst.

Der Kokos konnte ihm hier, die Beweglichkeit abgerechnet, fast überall das seyn was in höheren Breiten das Kameel, oder das Rennthier dem Nordländer, nämlich das Hauptmagazin oder der ganze Inbegrif seiner Lebensbedürfnisse; er speisete, tränkte ihn und erheiterte ihn; er kleidete ihn, selbst mit vielfachem schöngefärbtem Gewande; er gab ihm seinen Hausrath, errichtete und deckte seine Wohnung, bot ihm das Material seine Gedanken aufzubewahren, er führte sogar die aus ihm erzielten Waaren in die Fremde, und ward ihm sein Heilmittel in äußern und innern Krankheiten.

Wahrlich die weite Verbreitung eines so hundertfach nutzbaren Produkts verdient eben so sehr Bewunderung als Dank!

Wir dürfen hier zuletzt des seit Jahrtausenden dem Indier heiligen Baums, des in der Sanscritsprache Vata benannten Banianen-Baums nicht unangezeigt lassen; schon zuvor ist bei Gelegenheit von Cochinchina eine gute Abbildung ohne weitere Beschreibung davon gegeben *). Dieser bis zu einem ganzen Walde anwachsende Pflanzenriese war bereits den Griechen, zu Alexanders Zeit, als ein Wunder Indiens aufgefallen. Der Baum gehört zu den Feigenbäumen (Ficus benghalensis L.) wird über 30 Fuß hoch, hat eirunde, ungezähnte Blätter von dicker Substanz; die Früchte sind nicht groß, kugelrund und von hochrother Farbe. Das weißliche Holz ist schwammig, hat eine rothbraune Rinde. Die 6 Zoll langen, starken Blätter dienen statt der Teller. Die jungen zarten Blätter sollen in Milch gekocht als stärkende Arznei wirken; und seine gebrannten Früchte geben ein schwarzes Oel das zum Schwärzen der Schiffe benutzt wird.

Hat der Stamm eine Höhe von mehr als 10 Fuß erreicht, so gehen mehrere Aeste horizontal nach allen Richtungen heraus, und wann sie gegen 12 Fuß lang worden sind, dann treten

---

*) M. s. 9tr Jahrg. des T. B. der Reisen, S. 294.

kleinere Aeste fadenähnlich an ihrer untern Spitze hervor, um sich lothrecht zur Erde herabzusenken. Haben sie bei ihrem Fortwachsen diese erreicht, so wurzeln sie sich in den Boden, und indem sie nun hiedurch stark geworden und gleichsam zu eigenen Bäumen gebildet sind, treiben sie auf ähnliche Weise wie der Hauptstamm neue Zweige. So erzeugt dann die unterdessen stets fortwachsende, stets neue Zweige zur Erde herabsenkende Altmutter in Gesellschaft ihrer zahlreichen Kinder eine bewundernswürdige Baumfamilie, welche zuletzt, einem undurchdringlichen Walde gleich, eine ganze Region beschattet, unter welchem mehr als 10 Tausend Menschen der glühenden Sonne Bengalens Trotz bieten, der aber freilich auch den Schlangen und anderem giftigen Ungeziefer zu Schlupfwinkeln dient.

In dem heiligen Dunkel dieser dem Gott Rama geweiheten vasten Laube, versamlet sodann der Brahmine, der Volkslehrer, seine Schüler zum Unterricht; hier werden Pagoden erbauet; der Reisende findet Hütten und Schutzhäuser (Tschoultris), und der fromme Hindus errichtet sich sogar hier sein Grabmahl.

Diese wenige Züge scheinen hinreichend einen allgemeinen Begriff von dem Reichthum, der Nutzbarkeit und Schönheit von Hindostans Flora zu geben. Wir fügen nur noch hinzu, daß Dr. Roxburgh nur allein in einem Theile des südlichen Malabars, in Travancore, außer den bekannten Palmarten, eine besondere Art, dort Bessen Bittah genannt, entdeckte, aus deren

Kohl man ein dem Sago ähnliches Mehl erhält. Ferner fand er dort den Brodfruchtbaum; den Coffee; das Cassiaholz; wie auch Cedern, Haselstauden, und viele andere brauchbare Pflanzen. Er endigt daher seinen Bericht mit dem Ausrufe: „Wie könnte ich den unermeßlichen Pflanzen-Reichthum darlegen, womit die Natur die hiesigen Waldungen gesegnet hat!“

In einem solchen Lande sieht man ohne weiterem Errinnern einem noch größerm Aufwande der thierischen Schöpfung entgegen; und es würde schwer werden nur die sonderbarsten oder auch die dem Menschen nützlichsten davon auszuheben, wenn uns nicht bereits mehrere derselben, aus dem was schon zuvor in den übrigen Ländern des heißen Asiens vorgekommen ist, bekannt wären.

So dürfen wir daher hier den Elephanten übergehen, wenn gleich Hindostan und seine große Insel Zeilan, als das Land anerkannt ist woselbst dieses schätzbarste Thier sowohl dem Körper als besonders dem Geiste nach sein Höchstes erreicht. Nur einige Merkwürdigkeiten, welche man in Indostan bei ihm wahrgenommen, mögen hier noch Statt finden.

In Ansehung des Aeußern giebt es hier eine zwergigte Verschiedenheit, höchst wahrscheinlich nur einige kränkliche Individuen.

Diese Zwergart, sagt le Gout der uns, so viel mir bewußt ist, zuerst damit bekannt gemacht

hat, zeigt gar keinen weitern Unterschied, auch keine Misgestalt, als daß sie außerordentlich klein ist. Da dieser kleine Elephant aber zugleich weniger Verstand zeigen soll, als der vollgewachsene, so darf man hier nicht ohne Grund auf ein fehlerhaftes, an Leib und Seele verkrüppeltes Thier schließen, doch scheint es, jener Nachricht zufolge, als wenn dieses zwergartige Thier dort öfter vorkomme.

Die größten und gescheitesten Elephanten sollen auf Ceylon, ja im vormaligen Reiche Gingi, im Carnatic, zu finden seyn.

Ein so vollgewachsener Elephant ist 9 Ellen hoch; und 7 Ellen lang; er trägt 28 Menschen, und geht mit einem Gewicht von mehr als 2200 Pfund belastet 9 Stunden. Wird dieses ungeheure Thier von frühester Jugend als Tragelephant erzogen, so soll man es soweit bringen daß er sogar gegen 4800 Pfund fortzubringen vermag.

Die Elephanten dieses Theils von Indostan und der ihm angehörigen großen Insel sollen selbst allen übrigen Thieren ihrer Art eine Art von Ehrfurcht einflößen. Bei Cochinchina ward indeß bereits bemerkt, daß auch dort der Elephant zu einer außerordentlichen Größe gedeihe.

Nirgends finden sich aber so viele Beispiele von seltenen Talenten und von Gutmüthigkeit dieses Coloß der Landthiere als eben in Hindostan. Eins der neuesten hat uns vor kurzem Lord Valentia gelehrt.

Bei dem feierlichen Aufzuge eines Nabobs, wobei sich mehrere Elephanten befanden, entstand viel Gedränge unter dem Volke, wegen des vom Nabob ausgeworfenen Geldes. Der Engländer bewunderte hiebei die edle Sorgfalt der Elephanten, mit welcher sie die Menschen zu schonen suchten die zwischen ihren Füßen umherkrochen um das Geld aufzusuchen.

Einen noch deutlichern Beweis dieser ihm angebohrnen, verständigen Gutmüthigkeit veranlaßte der feierliche Einzug des Lord Wellesley in der Stadt Luknow. Zwei der ersten Elephanten wurden bei dem großen Gedränge unwiderstehlich gegen die Menschen gestoßen, welche ebenfalls nach den dabei ausgeworfenen Rupien griffen. Die sorgsamen Elephanten schoben und hoben die Menschen mit ihrem Rüssel aus dem Wege die sie sonst unvermeidlich hätten zertreten müssen.

Leisten gleich die Elephanten in jetzigen Kriegen selbst in Hindostan nicht mehr so wichtige Dienste als zu den Zeiten eines Porus, bevor unsere Feuerwaffen der ganzen Kriegskunst eine neue Gestalt gaben, und zugleich selbst den Elephanten Furcht einjagten, so bedient man sich ihrer dennoch stets bei dortigen Heerzügen auf mannigfaltige Weise.

Vorzüglich sind ihre Kräfte von hohem Werthe, bei Fortschaffung großer Lasten z. B. Vier und Zwanzigpfündiger Kanonen. Bei schlimmen Wegen, besonders innerhalb der Ghauts oder Gebirge heben sie dann, wenn die vorgespannten

Ochsen alle Kräfte vergeblich anstrengen, die Räder mit dem Rüssel aus den Untiefen, oder sie schieben die Kanonen selbst vorwärts.

Auch in Hindostan giebt man ähnliche Kämpfe der Elephanten mit dem Tieger, und gegen Elephanten, deren bereits bei den Birmanen und Siamern erwähnt ist. Ein solcher Kampf ward dem Lord Valentia von einem indischen Nabob gegeben. Die beiden Elephanten männlichen Geschlechts wurden durch einen weiblichen Elephanten zur Eifersucht, und dadurch zum Kampf gereizt. Ihre Führer (Cornacs) die sie dazu aufmunterten, saßen hiebei nicht wie gewöhnlich auf dem Nacken, sondern auf dem Rücken um den gefährlichen Schlägen und Schwingungen des Rüssels auszuweichen.

Das merkwürdigste bei diesem Schauspiele bestand darin, daß, als der stärkere den schwächern in das in der Nähe befindliche Wasser getrieben hatte, sie nicht nur darin fortkämpften, sondern sich auch mit großen, aus den Rüsseln hervorgesprützten Wasserstrahlen gleichsam beschossen.

Bei dem Kampfe mit dem Tieger verdient es noch angemerkt zu werden, daß man den Elephanten, wenigstens den gezähmten, hiezu nur nach und nach gewöhnen muß, und daß nur starke männliche Elephanten dazu brauchbar werden.

Der Elephant selbst scheuet den Tieger, ja der Anblick eines todten Tigers ist ihm widrig. Um ihn nun zur Tieger-Jagd anzuziehen, läßt ihn sein Führer anfangs auf ein Tigerfell treten,

und es mit den Stoßzähnen zerreißen. Sodann verbirgt man einen Knaben in dem Felle, der es dann unter lautem Geschrei bewegen muß, oder noch paßlicher um den Elephanten wirklich zum Angrif kommen zu lassen, ein lebendiges Kalb, welches dann der Elephant zertritt. Zulezt gewöhnt er sich mit Gleichmuth auf einen wirklich lebenden Tieger einen Angrif zu wagen. Es ist indeß sehr merkwürdig, daß es dem Elephanten äußerst zuwider ist einen todten Tieger auf den Rücken zu tragen. Unstreitig legte die Natur diese besondere Furcht für diese Lage in ihn, weil der Tieger ihm im Stande der Natur gern auf den Rücken springt, und ihm in dieser Stellung, bei welcher sich der Elephant am wenigsten zu vertheidigen vermag, am gefährlichsten wird.

Ist gleich des Elephanten bereits häufig bei Gelegenheit von Hinter-Indien gedacht worden, so blieb doch stets der Unterschied dieses asiatischen Elephanten von dem afrikanischen zurück. Es war zuerst der berühmte Camper welcher uns auf diesen Unterschied in Ansehung der Bildung der Zähne aufmerksam machte, und jezt hat die schätzbare, mit einer vorzüglichen Zeichnung begleitete Blumenbachische Auseinandersezung diesen Unterschied noch bestimmter dargethan. Auf den obern Kanten oder Flächen der Backenzähne des asiatischen Elephanten zeigen sich die erhabenen Leisten geschlängelt, oder wellenförmig (Elephas asiat. dentium molarium corona undulatis distincta Bl.), bei

denen des afrikanischen hingegen rhomboidalisch (Eleph. dent. mol. corona rhombis distincta Bl.).

Sollte diese merkwürdige Verschiedenheit aber wohl nur die einzige seyn? sollte sich der afrikaner wohl mit dem asiaten fortpflanzen? Stets bleibt es dabei anmerkenswerth, daß der afrikanische Elephant nicht als Hausthier, als dem Menschen durch Zähmung nützlich gewordenes Thier, erscheint, wenigstens erinnere ich mich keiner Nation in Afrika die gleich den Asiaten der heißen Zone dieß versucht hätte. In Afrika wird der dort ebenfalls heerdenweise anzutreffende Elephant nur um seines Fleisches willen gejagt. Ist dieß der mindern Fähigkeit dieser afrikanischen Art oder dem größern Stumpfsinn der Neger zuzuschreiben? Genug der Elephant Asiens ist gegen jenem bis jetzt gleichsam ein Wesen höherer Art. Er zeigt nicht bloß die größte Gewandtheit, die seiner colossalischen plumpen Masse kaum zuzutrauen wäre, sondern er vereinigt mit den Gefühlen, ja fast mit der Dankbarkeit und Treue des Hundes, beinahe die Klugheit des Menschen; schickt sich schnell in seine unnatürliche Zähmung, und es giebt selbst Beispiele daß der aufgereizte Elephant durch Ueberlegung seiner Wut Gränzen setzt.

Ein paar Beispiele von bengallischen Elephanten mögen hier zulezt dazu die Beweise liefern.

Ein in Brunst gerathener männlicher Elephant des Mogols, da er angeschloßen war, riß in der Heftigkeit seiner Leidenschaft sich los. Sein Cornac, dem er sonst sehr zugethan war, trat ihm in den Weg; allein von Wut überwältigt,

tödtete er ihn und suchte nun zu entfliehen. Die durch den Verlust unglückliche Frau des Cornacs (das Amt des Cornacs bei den vorzüglichsten Elephanten ist sehr einträglich) lief bei dem dadurch entstandenen Tumult mit ihren Kindern an der Hand herbei, stellte sich dem rasenden Thiere in den Weg, warf den ältesten Knaben vor ihn hin und rief: Hast du den Vater getödtet, so tödte auch das Kind. Der Elephant blieb, wie erstaunt, besonnen stehen, nahm den Knaben sanft mit dem Rüssel auf, setzte ihn auf seinen Nacken, kehrte ruhig damit in den Stall zurück, und litt nie einen andern Cornac als diesen; der Kaiser bestätigte den Knaben in dieser Würde.

Bei dieser Erzählung verdient folgende Erörterung über die Sitten und den Charakter des Elephanten hier beigebracht zu werden.

Fast alle Naturforscher schreiben diesem edlen Thiere von jeher eine besondere Schamhaftigkeit und Enthaltsamkeit zu. Man kannte nämlich beinahe keinen Fall, daß der Elephant im Stande der Zähmung sich begattet hätte, selbst wenn sich ihm dazu die bequemste Gelegenheit darbot.

Der englische Officier John Corse, der in Bengalen die Aufsicht über die Wärter Cornaks der Elephanten hatte, wollte hierüber gewiß seyn, und veranstaltete daher folgenden Versuch.

Ein schöner, junger, starker, aber gutartiger männlicher Elephant ward auf seinen Befehl von dem Wärter anhaltend reichlich mit dem besten Futter genährt. Sobald man nun erfuhr, daß

ein weiblicher Elephant in Brunst getreten sey, brachte man diese beiden Thiere in einen geräumigen Schoppen zu einander. Sie wurden von nun an nicht nur mit den nahrhaftesten Speisen gepflegt, man setzte diesen sogar stets starkreizende Mittel hinzu, z. B. Zwiebeln, Knoblauch und Ingwer.

Auch zeigte sich hievon bald die gewünschte Wirkung, beide wurden sich täglich mehr zugethan, und die Begattung erfolgte auf eben die Weise als bei unsern großen Hausthieren, dem Pferde und dem Hornvieh.

Der weibliche Elephant ward trächtig, und warf 20 Monat und 19 Tage von jenem Zeitpunkt angerechnet. Das Junge maas gleich anfangs, aufrecht, 3 Fuß $5\frac{1}{2}$ Zoll. Die Mutter reichte ihm stets stehend die Brust; das Junge sog wie alle übrige Quadrupeden mit dem Maule, druckte aber dabei die Brust der Mutter sanft mit dem Rüssel, wodurch sodann die Milch reichlicher floß.

Dieser Versuch war nun in vielfacher Hinsicht zwar sehr belehrend. Er gab Gewißheit über die Art der Begattung, über die Zeit des Trächtiggehens, über das Saugen, über das Benehmen der Mutter gegen das Junge, allein das was man dadurch zu widerlegen glaubt, scheint mir dadurch nichts weniger als hinreichend widerlegt, nämlich die Schamhaftigkeit und Enthaltsamkeit des Elephanten.

Befand sich doch dieß Thier bei diesem Versuche in einem ihm völlig widernatürlichen Zu-

stande. Er ward nicht nur weit besser als je genährt, sein Geschlechtstrieb ward ja sogar durch starke Reizmittel (stimulantia) unaufhörlich gespornt. Würde mancher gesunde, enthaltsame, bescheidene Mensch bei ähnlich bequemer Gelegenheit, dem man dabei nebst der ausgesuchtesten Nahrung stets Aphrodisiaca beibrächte, wohl einer größern Enthaltsamkeit fähig gewesen seyn? selbst ein Anachoret wäre vielleicht einem ähnlichen Versuch unterlegen.

Jetzt wiederum zu den weitern Bemerkungen über den Charakter dieses vorzüglichen Thieres.

Um die Fähigkeit eines als vorzüglich gescheidt beschriebenen Thiers auf die Probe zu setzen ersuchte ein Franzose einen der Cornacs folgenden Versuch anzustellen. Der kupferne Trog dieses Elephanten hatte eine kleine Oeffnung bekommen, der Cornac wollte ihn hinwegtragen um ihn ausbessern zu lassen. Auf das Ansuchen des Europäers ließ er aber den Trog an seiner Stelle und füllte ihn wie gewöhnlich. So bald das Thier die schnelle Abnahme des Wassers bemerkte, hob es in Gegenwart des Wärters den Trog mit dem Rüssel auf, und nun ward das Auslaufen des Wassers sehr sichtbar. Der Cornac nahm daher das Gefäß hinweg, trug es zwar fort, setzte es aber, auf Anrathen des Franzosen, unausgebessert und leer vor dem Elephanten hin, und entfernte sich. Das kluge Thier nahm sofort das Gefäß auf, und da es leer war eilte es damit zu dem nächsten Wasser, versuchte es selbst voll zu schöpfen, und ward,

da er sich betrogen fand, gegen den Cornac so grimmig, daß dieser ihn kaum durch die besten Worte und dargebotenen Arrak zu besänftigen vermogte. Er ließ schnell das Gefäß ausbessern, allein der Elephant, dem er jetzt das Trinken vor seinen Augen hineingoß, hielt dabei stets das Gefäß selbst in die Höhe, sah daß es nicht weiter rinne, und ward ruhig.

Die Elephanten werden häufig zum Wasser getrieben um sich durch Baden zu reinigen, dieß thun sie mit großer Geschicklichkeit indem sie in den Fluß treten, den Rüssel mit Wasser füllen, sodann ihn über den Rücken und die Seiten biegen und das Wasser darüber hinblasen.

Als in Pondichery mehrere zum Baden getriebene Elephanten vor einem an der Straße gelegenen offenen Schneiderladen vorüber getrieben wurden, legte einer derselben, vielleicht aus Laune oder Neugierde, den Rüssel auf den Laden. Die Schneider prickelten ihm den Rüssel mit Nadeln, und der Cornac trieb, da er dieß bemerkte und den Zorn des Thiers fürchtete, sie schnell vorwärts zum Flusse. Sie gingen fort und badeten sich wie gewöhnlich. Jener gereizte Elephant behielt aber nach verrichtetem Reinigen den ganzen Rüssel voll Schlamm und Wasser, und da er wiederum zu dem Laden kam überschwemmte er seine Necker mit dem ganzen Strom des dazu aufbehaltenen Unraths.

Noch größere Unterscheidungskraft bewies aber durch ein ähnliches Benehmen der Elephant,

welcher in Paris sollte für die Akademie gezeichnet werden.

Unter mehreren Stellungen, in welchen man ihn zeichnen wollte, wünschte man ihn auch mit in die Höhe gerichtetem Rüssel und offnem Munde zu sehen. Der Zeichner saß seitwärts in einiger Entfernung, und ließ durch seinen Bedienten für den Elephanten Obst in die Höhe werfen, welches dieser dann auffing. Um ihn länger in dieser Stellung zu sehen befahl er, den Elephanten durch die Bewegung des Werfens einige male zu hintergehen, ohne ihm jedesmal das Obst wirklich hinzuwerfen. Der getäuschte Elephant ersah sofort mit richtigem Blick den Urheber dieser Beleidigung. Er rächete sich nicht an dem Bedienten, er blies vielmehr durch den Rüssel auf den Zeichner und auf sein Gemählde einen Strahl von Wasser und vernichtete die ganze Arbeit. Welch herrliche Lehre für so manchen blödsichtigen Richter!

Wer aber auch nur mit Aufmerksamkeit das obgleich kleine Auge eines gesunden Elephanten beobachtet hat, dem kann das so von allen Thieraugen sich Auszeichnende, Gescheite, Menschliche nicht entgehen, welches sich vorzüglich bei dem ruhigen, alles wahrnehmenden Umdrehen des Augapfels auf das deutlichste ausspricht.

Wie alles diesem entgegengesetzt bei seinem mächtigen Gegner dem Königs-Tieger! Hier ist selbst in der Ruhe der wilde Wüthrig, und dabei kaum augenblicklich im Stillstande. Auch ist keines, selbst der größten Quadrupeden, das

den

den Tieger nicht fürchtet, das einzige Nashorn höchstens ausgenommen, denn sogar der junge Elephant ist nicht vor ihm sicher. Selbst überfällt er ganze Gesellschaften von Menschen, und wenn er nicht von geübten Jägern erlegt wird, gelingt es nur durch Zufall ihm zu entkommen. Eine Gesellschaft von Herren und Damen vergnügte sich im Schatten am Gestade eines Flusses in Bengalen. Ein Tieger der ihnen unbemerkt nahe gekommen war, stand im Begriff den tödtlichen Sprung gegen einen der Gesellschaft zu thun, als eins der Frauenzimmer glücklich genug war es zu bemerken. Mit großer Fassung des Geistes ergrif sie den, ihr nahe gelegenen Sonnenschirm, und, indem das Ungeheuer wirklich auf das von ihm gewählte Opfer losprang, entfaltete sie ihm plözlich den ganzen Schirm in das Gesicht. Der Tieger erschrak über das ihm gänzlich fremde, wahrscheinlich ihm furchtbar scheinende Phänomen, floh aufs schnellste zurück (Pennant).

Selbst den geübtesten Jägern entgeht der Tieger oftmals durch die besondere Elasticität seines Felles. Trift die Kugel nicht gerade einen Hauptlebenstheil des Körpers woselbst zugleich die Haut genau anliegt, so verursacht sie bei der Stärke und Nachgiebigkeit des Felles, nur eine Contusion oder höchstens eine leichte Wunde; das Thier wird hierauf noch wütender, und dringt sofort auf den Jäger ein, den sodann nur die Schnelligkeit des Pferdes rettet; denn

so erstaunlich der Sprung ist womit er
großer Weite anfällt, so übertrift ihn den
ein gutes Pferd an Schnelligkeit im Laufe.
diese wird durch die Furcht, welche das P
sogar schon bei dem Anblick eines todten Tie
äußert, außerordentlich erhöhet.

Die Größe des Sprungs, mit welchem er
seine Beute stürzt, ist oft mehr als zwei Kla
Die größten Tieger Bengalens messen,
Schwanz abgerechnet, auf 10 Pariser Fuß,
es finden sich Tieger von der Höhe eines mitt
Pferdes. Ihre Stärke ist dabei so erstaun
daß man sahe ein solches Thier mit dem
ihm erlegten Büffel mit so großer Leichti
davon fliehen, als wäre diese ungeheure La
seiner Schnelligkeit ihm gar nicht hinderlich

Daneben ist der Tieger ein vorzügl
Schwimmer. Eine Tieger-Jagd unweit
Flusses ist daher ein merkwürdiger An
Während mehrere der Jagdparthie auf Elep
ten längst den Ufern halten, um auf das
Wasser forteilende Thier zu feuern, gehen e
der Elephanten weit in den Fluß selbst hi
einige Jäger aber eilen dem schwimmenden T
auf einem leichten Bote nach *).

Es wird zwar einem geübten Jäger n
schwer dem Thiere mehrere Schüsse beizubrin
allein er muß sich hiebei sehr hüten dem dad
noch wütender gemachten Tieger nicht in

*) M. s. das Kupfer.

Nähe zu kommen, denn dieser achtet sodann weniger auf seine Rettung als auf die Befriedigung seiner Rache.

Der Elephant schwimmt übrigens selbst sehr gut, indem er stets den Rüssel über dem Wasser empor hält.

Die Königstieger sind in Bengalen in großer Anzahl. Ihr vorzüglichster und dem Menschen gefährlicher Aufenthalt, ist im hohen Schilf und verwachsenem Dickigt. Ein Engländer der längst dem Jellinghee, dem Flusse der nachmals den Dugly bildet, Tiegerjagden anstellte, tödtete in einer Woche dort 23 Königstieger und über dieß mehrere Leoparden.

Unter diesem Namen kommen in Bengalen, und überhaupt in Hindostan mehrere Thierarten des Katzengeschlechts vor; z. B. der wirkliche Leopard (Felis Leopardus cauda mediocri, corpore fusco, maculis subcoadunatis, nigris, Erxleb.) mit beinahe zugerundeten schwarzen Flecken auf gelbem Grunde, und die weißlichere Unze (F. Uncia cauda elongata corpore albido, maculis irregularibus nigris. Erxl.) mit unregelmäßigen Flecken; wie auch endlich der eigentliche Jagd-Leopard (Hunting Cat, Pennant. Felis jubata, Schreber) gleichfalls gefleckt auf hellerem Grunde und mit einer Mähne. Alle drei scheinen in Indien zur Jagd benutzt zu werden, wenigstens ist dieß von den beiden letztern gewiß. Die Art sich ihrer für die Jagd auf Antilopen zu bedienen ist bereits zuvor im Allgemeinen

angezeigt *). Unstreitig gilt dieß aber der Unze, denn diese große Katzenart ist gutmüthiger und gewöhnt sich eher zum Menschen. Nur mag hier noch hinzugefügt werden, daß man diese Thiere auch wohl in einem eigenen, auf Rädern stehenden Kasten mit sich zur Jagd führt, und sie dann, sobald Antilopen aufgetrieben sind, herauslässt, die Blende oder Kappe abnimmt, worauf sich die Unze an jene heranschleicht und über eins davon mit einem sichern Sprunge herfällt. Gelingt ihr dieser aber nicht, so kriecht sie gleichsam beschämt zu ihrem Herrn zurück.

Der berühmte, ältere, Naturforscher Conrad Gesner gedenkt sogar einer ähnlichen Jagd in Europa, die man in Frankreich, den König zu belustigen, mit einem so gezähmten kleineren Leoparden, (so nennt er dieß Thier das in der Menagerie aufbewahrt wurde) vorzunehmen wagte.

Der Jäger ließ ihn an einer Kette zur Jagd mit laufen, jedoch ebenfalls durch eine Binde geblendet, sobald ein Hase aufging, ward er losgelassen, erhaschte ihn mit einem Sprunge und würgte ihn sofort.

Es muß aber von den größern Leoparden eine ungefleckte Varietät in Hindostan geben von gänzlich schwarzem Körper worauf kaum einige dunklere Stellen sichtbar waren, denn ein solches Thier, welches Hr. W. Hastings aus Bengalen als eine Seltenheit gesandt hatte, sahe ich in

*) S. 58.

London selbst. Das Thier hatte eine schlankere Gestalt als der gewöhnliche Leopard, war aber länger; übrigens schien er nicht sehr wild. Auch gedenkt Pennant noch einer andern Art die aus Bengalen stammte; sie war ebenfalls völlig dunkel, trug aber ein Paar weiße Streifen zwischen den Augen, und auch einige gelbliche Flecke am Körper, der Schwanz war geringelt.

Zu denen für die Jagd dort benutzten starken Katzenarten gehört dann ebenfalls das Schwarzohr oder Syah-gush (Felis Caracal L.). Dieses in Vergleich mit den ebenbenannten Würgern schmächtige Thier, das seinen Namen von den schwarzen Haarzöpfen trägt die seine langen Ohren beendigen, ist nur einfärbig bräunlich gelb mit weißlicher Brust. Seiner geringen Größe ungeachtet gehört es unter die kühnsten gewandtesten und daher dem Wilde furchtbarsten Thierarten dieses Geschlechts. Der Syah-gush bietet selbst dem Königstieger Trotz. Hyder Aly gab unter mehreren ähnlichen Thierkämpfen auch das Schauspiel einen Syah-gush (le Goux schreibt Siai-goß) gegen einen solchen Tieger los zu lassen. Kaum hatte das große Thier in dem umzäunten Kampfplatz den kleinern Gegner wahrgenommen, so stürzte er sofort auf ihn los, und dieser hatte den Muth nicht auszuweichen. Mit großer Gewandtheit drükte er sich gegen den Boden, so daß der Sprung des Tiegers über ihn hinging. Diesen Augenblik benutzte er, saß pfeilschnell dem Tieger auf dem Rücken und zerriß ihm das Genick. Der Tieger

wälzte sich sogleich auf den Sand, und der Syah-gush entging dem Zerquetschen durch einen schnellen Sprung. Unter dem grellesten Geschrei erneuerte nun das kleine Thier den ähnlichen Kampf, und ward zuletzt Meister seines furchtbaren Feindes; er selbst kam mit einigen Quetschungen und Wunden glücklich davon.

Es bedarf nur einer allgemeinen Anzeige daß Hindostan mehrere ähnliche Luchsarten z. B. den Serval und andere ernährt; sie lassen vermuthen daß die Natur dort reichlich für den Unterhalt so vieler großer Katzenarten müsse gesorgt haben.

Diesen finden sie denn vornehmlich an der großen Anzahl von Antilopen, Hirschen, wilden Schweinen und Affen aller Art womit die dortigen Dickigte und Waldungen angefüllt sind.

Von den ersten erwähnen wir nur einige welche besonders Hindostan eigen zu seyn scheinen. Eine der merkwürdigsten ist unstreitig die kameelähnliche Antilope (Antilope Tragocamelus, Pallas). Unser Landsmann v. Mandelslo hat die erste Nachricht davon gegeben. Er sah (1639) dieses seltne Thier bei dem Vice-König von Goa, woselbst man es Biggel nannte, und beschreibt es als einem Rennthier ähnlich, aber mit Halshaaren wie am Esel. Nochmals hat Parson dies Bengalische Thier umständlicher beschrieben und gezeichnet *). Hienach hat es

*) M. s. das Kupfer.

Antilope Tragocamelus. Die Kameel Gazelle.

kurze vorwärtsgebogene Hörner, einen ſtarken Hals mit der Mähne, einen Buckel auf dem Rücken dem des Buckelochſen ähnlich; der Hinterleib iſt wie am Eſel geſtaltet, der Schwanz, zwei Fuß lang, endigt mit langem Haare; das kurzhaarige Fell iſt aſchfarb, hat jedoch an der Stirn einen ſchwarzen Fleck und iſt an der Bruſt weiß. Das Thier war an den Schultern nächſt dem Buckel 12 Hände hoch. Es kam aus den entlegenſten Theilen des mogoliſchen Reichs, und ließ nur einen knurrenden (croaking) Ton von ſich hören: es legt ſich nieder und ſteht wieder auf nach Art des Kameels. Der Biggel verdient aber auch deßwegen unſere Achtſamkeit weil er gleichſam zwiſchen den Ochſen und den Antilopen in der Mitte zu ſtehen ſcheint.

Eine faſt ähnliche Bewandnis hat es mit dem Nyl-ghau d. iſt dem blaugrauen Stier; er wird auch die weißfüßige Antilope genannt (Antilope picta Pall.) doch iſt dieſe mit einer minder ſtarken Mähne als der Biggel, aber unten am Halſe mit einem ſchwarzen Haarzopf verſehen. Sie hat wie jener etwa 5 Fuß Höhe, die Farbe iſt ebenfalls grau, das Weibchen dunkler und dabei ungehörnt, bei dem Männchen ſtehen die kurzen Hörner aber wie beim Biggel vorwärts gebogen. Die Füße haben über den Hüften weiße Flecke, und ein ähnlicher findet ſich über dem Haarzopf des Halſes. Der Kopf iſt hirſchähnlich, die Beine zierlich und der lange Schweif endigt mit einem Haarbüſchel.

Diese Antilopen leben im nördlichen Dekan, und waren vormals, zu Aurengzebs Zeiten, häufiger als jetzt, daher ein Hauptgegenstand der Jagd. Beide Thierarten haben die besondere Art sich zu vertheidigen und mit einander zu kämpfen, indem sie sich auf die Knie legen und so gegen einander rutschen; eine Gewohnheit die sich auch an der stierähnlichen, afrikanischen Gazelle vom Cap, der Gnou genannt, findet. Zwar werden sie leicht gezähmt, wie man dieß an denen nach England gebrachten sieht, indeß zeigen sie sich mehrmals bösartig, und greifen in dem Park oftmals ungereizt Menschen an.

Außer diesen beiden Gazellen finden sich noch in Hindostan einige mit größern gewundenen Hörnern z. B. die Bezoar oder gemeine Gazelle (Antilope Cervicapra, Pallas) deren Hörner die Apollosleier bilden. Von ihr kommt die eine Art des vormals so berühmten Bezoar-Steins. v. Mandelslo gab davon ebenfals eine Abbildung; ferner findet sich hier die Antilope mit glatten aber gewundenen Hörnern (Smooth horned Antilope, Pennant) und einige andere von Persien und von dem südlichsten Sibirien.

Hirscharten mit rundem Geweihe trift man in Hindostan drei bis viere; nämlich den Apishirsch, ein schön gesflecktes Thier, wovon sich drei Arten besonders durch die Größe unterscheiden, 1) der gewöhnliche, 2) der große der vorzüglich auf Ceylon vorkomt, und 3) eine mittlere Gattung. Auch brachte Lord Clive noch eine sonderbare Hirschart aus Bengalen, welche wegen der kurzen

Füße und des verhältnißmäßigen dicken Körpers, dort der Schweinehirsch (Porcine Deer, Pennant) genannt wird. Sein nicht sehr großes Geweihe ist dreizackig. Man fängt sie in Fallen oder vielmehr in Gruben welche man mit Blättern bedeckt.

Eines der schönsten Thiere eines verwandten Geschlechts, nämlich des Moschus, ist das bengalische Zwerghirschgen. Dieses Thierchen ist gleichsam unter den Quadrupeden das, was der Kolibri unter den Vögeln ist, das zierlichste, schönste und sanfteste der ganzen Ordnung.

Der kleine, leichte Körper von kaum anderthalb Fuß Länge, ruhet auf den zierlichsten, proportionierlich-hohen Beinen von der Dicke eines starken Federkiels. Sein feiner Hals trägt einen wohlgestalteten Kopf, und das Auge kündigt Sanftmuth an, die mit einer Art von stolzem Gefühl seiner Schönheit gepaart ist. Ueber den großen, strahlenden Augen stehen Augenbraunen mit sehr langen Wimpern, und dieß alles wird durch zwei darunter gezeichnete helle Striche erhoben welche ihm den Namen Malanimand. ist, des kleinen Hirsches mit vier Augen beigelegt haben. Die Farbe ist rothbräunlich, an der Kehle und am Leibe durch helle weißliche Striche und Flecken verschönert. Dieser Liebling der Natur, so nennt ihn le Goux, bewohnt hauptsächlich Ceylon und wahrscheinlich die gegenüberliegenden Küsten. Bei seiner Leichtigkeit und Schnelligkeit wird der

Nalanimau seltner die Beute der Raubthiere. Er nähret sich hauptsächlich von jungen Kräutern und Blumen, liebt aber vorzüglich Honig und Milch. Es war bis jetzt nicht gelungen dieß schöne Thierchen lebendig nach Europa zu bringen, auch scheint es eben so zweifelhaft ob es nicht mit einem andern Zwerghirsche Ostindiens, den wir ebenfalls unter dem Namen des Zwerg-Moschus (Moschus Pigmaeus) kennen, einerlei sey. Dieser findet sich aber auch auf Java, woselbst er von den Indianern häufig in Schlingen gefangen, und zu dem geringen Preise von kaum zwei Groschen verkauft wird.

Das hohe Gränzgebirge von Tibet wird, wie bekannt ist, von dem wahren Moschus-Thier bewohnt, und daher finden diese sich gleichfalls in Caschemire und dem übrigen nördlichsten Indostan; uns ist es bereits bei Tibet vorgekommen.

Ehe wir zu den Hausthieren kommen, dürfen wir ein Paar merkwürdige fleischfressende Quadrupeden nicht übergehen, wovon besonders der Jakkal oder Adive auf doppelte Weise unsere Aufmerksamkeit verdient.

Diese wilde Hundsart (Canis aureus cauda recta, corpore pallide fulvo) findet sich fast über alle Theile des Orients verbreitet, und bewohnt im eigentlichen Hindostan, ganz Malabar eben sowohl als Coromandel, das ganze innere Decan, wie auch die nördlichen gegen Persien gelegenen Provinzen von Lahor und Moultan, in so großer Menge, daß man sie zur Nacht in

den Städten nicht nur schreien oder heulen hört, sondern sie wagen sich selbst zuweilen bis in die Straßen ja in die Häuser.

Gestalt, Stimme, Instinkt, leichte Zähmung, zeigen aber daneben daß dieses Thier unfehlbar einer der Urväter unsers zahmen Hundes sey *), also für die Geschichte des Menschen selbst ein sehr bemerkenswerthes Thier. Es soll, einigen Beobachtern in Indien zufolge, die großen katzenartigen Raubthiere begleiten, und ihnen gleichsam das Wild auftreiben.

Das zweite hier aufzuführende Quadruped ist dann die Zibetkatze (Viverra Zibetha) eine auf hellerm Grunde schön gestreifte und gefleckte Viverre mit starkem schwarz gefleckten Schweife. Sie lebt hauptsächlich wie unsere Marder von Vögeln und kleinem Wildprett und findet sich in Hindostan nicht selten. Bekanntlich wird bei ihm aus den Glandeln zwischen dem After und den Geschlechtstheilen der Zibet in einem eigenen Beutel oder Falte abgesondert, welchen wir theils als krampflindernde Arznei theils zum Wohlgeruch benutzen.

Auf diese Viverre mag dann eine nach merkwürdigere folgen; die berühmte Gegnerinn der giftigen Brillenratter. Der Mungos, in Indien Monguntia genannt (Viverra Mungos oder Maugusta) bräunlich gelb, oftmals etwas gestreift, von der Größe einer Katze, lebt in

*) M. s. hierüber die zoologische Geographie 1.

Hindostan innerhalb der Länder des südlichen Ganges, scheint aber das Klima des kältern nördlichen Hindostan nicht ertragen zu können.

Von dem Ichneumon Egyptens weicht es ab, nicht nur durch die geringere Größe, durch die Bildung des Schweifes, der bei dieser Art endigt, und endlich durch das Vaterland selbst. Von der Feindschaft und Kampflustigkeit gegen die Schlangen war unser Kämpfer ein Zeuge und lieferte auch eine Zeichnung davon. Das Thier greift selbst die giftigsten Nattern wütend an; ergreift sie, wie Rumpf erwähnt, auf eine sehr gewandte Art bei der Kehle und vermeidet dadurch den Biß; hat es indeß dennoch gelitten oder ist es durch den Kampf ermüdet, dann sahe Kämpfer es schnell hinwegeilen und nicht etwa eine besondere Pflanze sondern mehrere fressen, und hiedurch wie gestärkt von neuem zum Kampfe mit der Schlange auftreten. Es ist mithin nicht die von den Indiern als ein mächtiges Gegengift berühmte Pflanze Mungo, wovon auch die Manguste den Namen soll erhalten haben, welche dem Thiere neue Stärke giebt, denn dieses lebt und kämpft in Indien selbst an Orten wo sich diese Pflanze gar nicht findet. Indeß leugnet jener gültige Naturforscher deßhalb nicht daß es eine Pflanze dort gebe, welche als ein kräftiges Gegenmittel gegen den Schlangenbiß von den Mucassaren mit Nutzen gebraucht wird. Genug die Manguste ist glücklich gegen die giftigsten Vipern, hat auch, wie unsere Hunde, einen natürlichen Haß gegen die Katzen,

und wird sehr leicht zahm, ist von grosser Behendigkeit, rutscht oft auf dem Bauche behende fort als hätte es gar keine Füße, und sitzt wiederum mehrmals aufrecht wie ein Eichhörnchen.

Dieß giebt Gelegenheit wenigstens im Vorbeigehen hier anzuzeigen daß Hindostan mehrere Arten sehr schöner Eichhörner erzeugt. Hierunter zeichnen sich besonders aus 1) das größte Eichhorn der Malabarischen Küste, fast von der Größe einer Katze, die rothbraune Farbe herrscht auf dem Kopfe, dem Vordertheile des Rückens und den Seiten, allein der Hinterhals und Hintertheil des Leibes, wie auch der Schwanz sind schwarz, doch läuft ein rothbrauner Streifen über einen Theil des Halses und krümmt sich auf die Seiten des Körpers. Man zähmt es leicht. Es liebt vorzüglich die Kokosmilch und zernagt deßhalb die reifende Frucht auf dem Baum.

2) Der Rukkai (Sciurus macrourus) nach dem von ihm hervorgebrachten Ton sogenannt, von Andern aber das schwarze Eichhorn von Ceylon, ist ebenfalls sehr groß, und richtet in den Gärten auf Malabar und Ceylon bedeutende Verheerung an. Es ist ein schönes vielfarbiges Thier, der Rücken, die Backen, Füße und der Bauch sind gelb, der Schwanz dreimal so lang als der Körper, aber grau; die Schnauze rosenfarb, und ein sich gabelnder schwarzer Streif läuft von den Ohren über die Backen hin.

3) Das purpurfarbne Eichhorn (Bombay Squirrel, Pennant). Der größte Theil des Körpers ist dunkel purpurfarb, die Beine und der Bauch gelb, der Schwanz orange. Wahrscheinlich sind auch hier zu hause 4) der Palmist, grau mit drei gelblichen Streifen und 5) das rothäugige Eichhorn (Sc. erythraeus) dem Pallas zufolge ward es aus Ostindien gebracht.

Da hier von kleineren Thieren die Rede ist so dürfen wir den Vampyr (Pteropus Briſſon und Illiger) nicht übergehen. Obgleich mit Flügeln versehen die denen der Fledermaus ähnlich sind, so ist dies große Thier, (es hält oftmals mit ausgesperrten Flügeln über fünf Fuß) doch durch sein Gebiß und seine ganze Gestalt völlig davon verschieden. Seine zugespitzte Schnauze und starkes Gebiß haben ihm bald den Namen des fliegenden Hundes, bald des fliegenden Fuchses gegeben, so nennen sie auch noch häufig die Engländer in Ostindien, und schießen sie als Wildpret da die Einwohner sie gern genießen. In Mysore, dem Carnatic und auf Ceylon bewohnen sie die höchsten Bäume, besonders den Banianenbaum in großer Anzahl. Sie leben von Pisang und andern saftreichen Früchten auch suchen sie den Palmensaft begierig auf. Das Fleisch der jungen Thiere ist sehr schmackhaft. Da sie durch ihre Menge viel Früchte vernichten, so scheucht man sie, wie bei uns die Vögel mit eigenen Klappern. Sie beißen sehr scharf, und eine Art derselben hat die Gewohnheit, den im Freien schlafenden Menschen, auch den Thieren,

vermittelst ihrer scharfen Zungenwarzen das Blut auszusaugen. Daher der Name Vampyr. Uebrigens gehört dies Thier unter die sehr weit verbreiteten Quadrupeden der heißen Zone.

Zu den übrigen Quadrupeden der dortigen Waldungen gehören vorzüglich die Affen.

Hier geht dann mit Recht allen übrigen vor der auf Malayisch sogenannte Ourang-Outang d. ist Waldmensch (Simia Satyrus, Bl).

Bereits vor einigen dreißig Jahren, machte Vosmaer auf ein Unterscheidungszeichen dieses asiatischen Ourangs von dem ihm so nahe stehenden Afrikaner aufmerksam. Il se pourroit, sagt er, indem er von dem diesem Thiere fehlenden Nagel der Fußzehe spricht, que cet ongle fut un caractere distinctif entre les Africains et les Asiatiques; aber nur erst unser Blumenbach hat nachmals die Unterschiede beider menschenähnlichen Affen bestimmter auseinandergesetzt, sie auch durch gute Zeichnungen bestätigt.

Der afrikanische menschenähnlichste Affe, der Baris, heißt ihm Simia Troglodytes nigra, macrocephala torosa, auriculis magnis; der asiatische, der Ourang-Outang hingegen S. subfusca auriculis minoribus, pollice manuum posteriorum mutico, ungue destituto.

Also außer dem so eben angezeigten Mangel des Zehen-Nagels, stehen hier noch die schwarze Haarfarbe, der fleischigere Körper und die sehr großen weniger menschlichen Ohren als Hauptunterschiede beider Affenarten.

So sehr sich nun aber auch beide Arten mit der Ehre unserer Verwandtschaft dem Aeußern nach zu rühmen scheinen, so fehlen ihnen nicht etwa bloß die Fähigkeit stets aufrecht zu gehen, sondern sogar die physische Möglichkeit der Sprache. Zwei oder auch ein einziger heutiger Beutel mit einer Oeffnung in das Werkzeug der Stimme, fängt die Luft der Lunge gleichsam auf, bevor dadurch die Stimme gebildet werden kann. Diese Beutel sind aber gänzlich verschieden von den Backentaschen der übrigen Affen, welche dem Ourang fehlen.

Beides hat zuerst der scharfsichtige holländische Anatom Camper dargethan. Auch erreichen, so viel wir jetzt von diesen seltnen Affen kennen, beide nicht die menschliche Größe, sie hatten nur die Statur eines achtjährigen Knaben.

Höchstwahrscheinlich ist es daß der Ourang in mehreren Theilen von Hindostan wie auch von Hinter-Indien anzutreffen sey oder wenigstens vormals war. Großens Nachrichten von den merkwürdigen in Hindostan gefangenen Affen geben zu viel Eigenschaften an, die nur dem Ourang zukommen. Ein Paar derselben war in den nördlichen Wäldern von Coromandel gefunden und nach Bombay gebracht. Da nun die ganze Art überhaupt nur schwach an Individuen zu seyn scheint, so ist es wohl glaublich, daß sie dort nachmals entweder gänzlich ausgegangen oder sich in die undurchdrungenen Dickigte, wovon sich, wie wir zuvor sahen, noch sehr

beträchtliche Strecken vorfinden, zurückgezogen haben.

Mag nun aber diesem Affen auch Sprache und weiteres Nachdenken mangeln, so viel ist doch nicht zu leugnen, daß er weit über die übrigen Arten seiner Ordnung hinaus ragt, in allem was die Nachahmungsfähigkeit menschlicher Handlungen betrift. Sowohl Buffon als Vosmaer bezeugen, daß sie keinen andern Affen so oft und so lange aufrecht gehen sahen als den Ourang, ohne daß man ihn dazu genöthigt hätte, obgleich sein gewöhnlicher Gang vierfüßig war; auch stand der in Holland beobachtete mit einem Stock in der Hand oftmals sehr lange aufrecht: Indeß ging er fast selbst dann nie wie der Mensch auf dem flachen Fuß mit ausgestreckten Zehen; er bog vielmehr diese dabei um, so daß ihr Rücken oder ihr oberer Theil gegen den Fußboden gekehrt stand.

Da seine Zähne den unsrigen näher kommen als die der übrigen Affen, so tritt er auch der menschlichen Natur dadurch sehr nahe, daß er sowohl Fleisch, selbst zuweilen rohes Fleisch, als Früchte genoß und vorzüglich Eier liebte. Vosmaer bezeugt ausdrücklich er habe fast alles Eßbare genossen was man ihm darbot; besonders war ihm Gebratenes und Fische willkommen. Dahingegen waren ihm Fliegen und andere Insekten, worauf andere Affen so begierig Jagd machen, sehr zuwider.

Auch trank er, obgleich gewöhnlich Wasser, dennoch ebenfalls jede Sorte Wein, besonders behagte ihm der Mallaga. Er trank aus einem Glase wie ein Mensch. Gab man ihm eine verkorkte Bouteille, so zog er den Kork heraus, trank sodann ganz geschickt und trocknete sich nachmals die Lippen, bald mit der Hand bald mit einem Tuche. Auch verstand er es sich der Zahnstocher nach dem Essen zu bedienen, und bei seiner Seefahrt holte er sich mitten unter den Matrosen, mit welchen er sehr freundschaftlich spielte, seine Portion Speisen aus der Schifsküche. Viel Ueberlegung und Vorsorge bewies er beim Schlafengehen. Er schlief ungern in seinem Kasten oder Käfig, aus Furcht eingeschlossen zu werden. Gegen die Nacht hin bereitete er sich selbst ein Lager. Hiezu schüttelte er zuerst das Heu, welches sich in seinem Kasten befand, auseinander, und legte davon eine größere Quantität zu oberst zum Kopfkissen. Sodann streckte er sich darauf hin gewöhnlich auf eine Seite, und zog eine Decke über sich, denn er war überhaupt sehr frostig. Das merkwürdigste bei dem Einrichten seines Nachtlagers bestand aber darin, daß er sich mehrmals ein wirkliches Kopfkissen zuzubereiten verstand. Hiezu breitete er eine in der Nähe liegende Leinewand aus, belegte sie mit Heu, schlug die vier Zipfel des Tuchs darüber zusammen, und trug dieß Kissen sodann zu oberst, zum Kopfe seines Lagers. Wer lehrte ihn dieß? oder sah' er

vielleicht auf seiner Seereise etwas ähnliches von einem Matrosen?

Einen besondern Hang äußerte er zur Reinlichkeit. So reinigte er stets unaufgefordert vermittelst eines Tuchs die Stelle welche er mit seinem Urin benässet hatte; auch wischte er von einem ihm nahe stehenden Schranke den Staub ab, und ein ähnliches beobachtete er jedesmal wenn jemand mit bestäubten Stiefeln zu ihm trat.

Waren ihm, um etwas zu ergreifen, die Arme und Hände zu kurz, dann legte er sich auf den Bauch hin, und indem er sich so lang als möglich ausstreckte, ergriff er es mit den Händen der Füße; ein andermal bediente er sich einer Rolle von zusammengewickeltem Zeuge, und schob oder rakte es durch den hiedurch verlängerten Arm zu sich.

Nur selten hörte man die Stimme des Ourangs, sie hatte einige Aehnlichkeit mit dem Heulen eines jungen Hundes, und endigte sich mit dem rauhen Ton den eine Säge beim Durchschneiden des Holzes hervorbringt. Uebrigens ließ er nur in der Einsamkeit seine Klagen hören.

Er hielt viel auf seinen Wärter, lud ihn durch Geberden nicht nur ein sich neben ihn zu setzen, sondern bereitete für denselben deßhalb einen eigenen Sitz, indem er Heu an der einen Seite dazu anhäufte und in Ordnung legte.

Dieser Ourang-Outang war weiblichen Geschlechts und von äußerst sanftem Charakter.

Auch zeigte er nie jenen wilden Geschlechtstrieb der übrigen Affen. Nur ein einziger Fall schien indeß dergleichen anzudeuten. Als sich einstens sein Wärter neben ihn setzte, umfaßte er ihn mit solcher Heftigkeit und so lange, daß der Mann darüber in große Beklemmung gerieth und dabei nicht vermögend war sich von ihm loszumachen, denn die Stärke des Affen war außerordentlich, jedoch that er dem Wärter nicht das mindeste Leid. Zum Glück trat der Director Vosmaer herein, und suchte den Mann zu befreien. Dieß gelang ihm endlich dadurch, daß er dem Thiere Erdbeeren, die es besonders liebte, auf einer Tasse vorhielt, die es dann jedesmal einzeln herauslangte indem es dabei mit der andern Hand das Tassenschälgen, wie ein Mensch, festhielt.

Beide Durangen wovon hier die Rede ist, waren sehr ernsthaft, oder vielmehr traurig, niedergeschlagen. Man bemerkte an ihnen nichts von dem Boshaften wodurch sonst die großen Affen so widrig sind; auch thaten sie alles was man von ihnen wünschte, blos aufs Wort, ohne weiteres hartes Antreiben. Dennoch verlangte man von dem in Paris wirklich viel. So mußte er den, ihn besuchenden Gästen die Hand geben, um mit ihnen umherzugehen und sie wieder bis an die Thür zu begleiten, und dieß that er mit vielem Ernst; ferner setzte er sich förmlich zu Tisch und breitete sein Tischtuch vor sich hin; bediente sich des Löffels und der Gabel; schenkte selbst ein, und stieß mit dem Glase an; holte

Zucker, und warf es in die Tasse. Dabei war er, obgleich ein Männchen, sanft und sah' es gern wenn man ihn streichelte.

Sei hiebei viel gelerntes, dem Nachahmungstriebe und der Neugier aller Affen viel angehörendes, dennoch zeigt sich hier weder jene widrige unanständige Wildheit und lächerliche rastlose Unruhe, noch auch das Boshafte der Pavians. Alles deutet auf eine genauere Ueberlegung, auf eine höhere, der menschlichen sich nähernde Intelligenz; daher ist es stets zu bedauern daß dieß sonderbare Geschöpf uns nur so selten vorkommt.

Von ungeschwänzten großen Affen bewohnt noch der Golok (Simia Lar) oder der langarmige Affe, von Buffon Gibbon genannt, unsere Halbinsel, und erstreckt sich ebenfalls nach Hinter-Indien. Daß auch große Paviane sich in Hindostan finden bezeugte bereits v. Mandelslo.

Langgeschwänzte Affen finden sich in den Waldungen in so erstaunlicher Menge, daß sie sogar nach Tavernier's und v. Mandelslos Erfahrung den Reisenden beschwerlich fallen. Hierunter trift man ebenfalls die schwarzen und weißen Bartaffen; letztere sieht man besonders in Menge auf Ceylon. Ferner kommen hier vor, der Malbruc; der Talapoin; der Tiaetko; der Hutaffe und noch mehrere Arten.

Der Aberglaube der Hindus ist unstreitig eine der Hauptursachen der großen Vermehrung der Affen, da sie den Hanuman oder Affenkönig als

eine Gottheit in eignen Pagoden verehren *) daher auch das ganze Geschlecht der Affen für heilig ansehen, und an einigen Orten große Schaaren ernähren.

Den Affen stehen in Rücksicht der Bildung der Pfoten oder vielmehr Hände die Loris oder Makis (Lemur L. Prosimii Illiger) sehr nahe. Hievon darf man besonders zwei Arten für Hindostan rechnen; 1) den Lori des Büffon, ein kleines Thier mit menschenähnlichen Vorder-Händen; die stärkern Hinterhände haben an den Fingern eine beträchtliche Erhöhung, und der Zeigefinger ist mit einer langen Kralle versehen, 2) den Coucang oder den trägen Maki, wovon uns Vosmaer unter dem Namen des Paresseux pentadactyle de Bengale, eine gute Abbildung geliefert hat. Beide Thierchen haben, obgleich ihr Aeußeres sehr geringe Thätigkeit zeigt, dennoch eine bewundernswürdige Geschicklichkeit kleine Vögel und fliegende Insekten zu ihrer Nahrung zu erhaschen; ein einziger, genau berechneter Grif liefert ihnen sicher das vorübereilende Thier. Uebrigens sind diese bengalischen Faulthiere, welche man durchaus von den weit größern amerikanischen Faulen, den Ai unterscheiden muß, obgleich das ostindische ebenfalls denselben Laut ai ai von sich hören läßt, selbst in Bengalen selten.

Weit seltener muß aber das Thier seyn, welches jenen Amerikanern einigermaßen ähnlich,

*) M. s. den Artikel Religion.

hier einer genauern Anzeige verdient; da uns überhaupt nur erst seit einigen zwanzig Jahren seine Existenz bekannt worden ist. Dieß Thier ist aber auch noch deßhalb merkwürdig, weil es bis jetzt in der Natur durchaus isolirt steht. Es hat Eigenschaften die es mit zwei sehr verschiedenen Geschlechtern in Analogie setzen, ohne deßhalb zu einem von beiden gerechnet werden zu können. Daher man ihm dann auch ein eigenes Geschlecht in dem System anweisen sollte. Dieß ist das Bären ähnliche Faulthier, Bradypus ursinus, wovon wir hier die getreue Abbildung liefern *).

Die Gestalt, die Größe, die starkhervorragende Schnauze und selbst der dicke schwarze Pelz, geben dem Thiere völlig das Ansehen eines Bären; allein der gänzliche Mangel der Vorderzähne, die Bildung des Fußes, der Zehen und der Krallen und endlich die Sitten und ganze Lebensweise nähern es den amerikanischen Faulthieren.

In Ansehung der Zähne hat es allerdings viel ähnliches mit dem amerikanischen Faulthiere (dem Unau und Ai von Büffon), jedoch war bei diesen nur ein Hundszahn, bei unserm Thiere hingegen 2 in jeder Kinnlade, auch die Anzahl der Backenzähne des amerikanischen war von diesem hier verschieden. Ferner weicht letzteres in Ansehung der Anzahl der Zehen, und also

*) M. s. das Kupfer.

der Klauen von jenen ab, da der Unau nur 2 Zehen am Vorder und 3 am Hinterfuße hat, der Ai aber an jedem Fuße 3 Klauen; unser bengalisches Thier hat dagegen an jedem Fuße 5 starke Klauen.

Der ganze Kopf, besonders aber die Schnauze zeichnet es nun gänzlich von jenen Thiere des neuen Continents aus, sie ist nicht nur weit hervorragend und mählich zulaufend, sondern die überhangenden Lefzen haben gleichsam eine knorpelige Abtheilung, welche ihnen eine besondere Biegungsfähigkeit giebt. Noch deutlicher sondert es aber die Größe von jenen beiden kleinen Faulthieren ab; denn dieses hier kam der Masse nach unserm Bären gleich. Hr. Prof. Illiger hat ihm also mit Grund eine eigene Stelle unter dem Namen des Lefzenthiers (Prochilus) in der Familie der Schleicher angewiesen.

Die Physiognomie ist traurig. Kleine Augen in dem mit dickgewölbten Augenbraunen beschatteten und mit kurzen Haaren bedeckten Gesichte, welches wie aus einer schwarzen zottigen Parücke finster hervortritt. Alles scheint ein schwerfälliges, nächtliches Thier anzudeuten. Auch soll es einen Hang zum Miniren geäußert haben, und anfänglich in Bengalen unter der Erde gefunden und ausgegraben seyn. Damals hatte es nur die Größe eines Raton, (amerikanischen Waschbären) wuchs aber binnen den 4 Jahren zu obiger Statur an.

Es ist übrigens kein sehr träges Thier; vielmehr ziemlich lebhaft; hatte auch die Gewohnheit

unserer Hunde, nämlich mehrmal sein Lager gleichsam wählend zu umgehen, bevor es sich niederlegte. Die Stimme war anfangs dem Bellen eines Hundes ähnlich, in London hörte man von ihm ein kurzes, abgebrochenes Nahren, besonders wenn man es sehr beunruhigte und dadurch unwillig machte.

Es ist gutartig, lebt vorzüglich von Vegetabilien und Milch, liebt besonders Aepfel, Honig und Zucker, und nimmt nur ungern thierische Nahrung, höchstens nur zarte Dinge, so saugt es z. B. gerne das Mark aus den Knochen.

Nach so vielen Jahren seit unserm Bekanntwerden mit Bengalen tritt hier also ein völlig für uns fremdes, großes Quadruped hervor, aber nicht bloß eine neue Art, sondern sogar ein neues Geschlecht. Dennoch war längst vor dem Jahre 1786, denn etwa um diese Zeit ist es zuerst entdeckt, Hindostan von mehreren kenntnißreichen Franzosen, Engländern und Holländern durchsucht.

Was für Sonderbarkeiten der organisirten Schöpfung mögen dort noch zu erwarten stehen; um wie vielmehr dieß aber in ganz Hinter-Indien, das für uns zum Theil noch eine unbekannte Welt ist!

Mögen die kleinern Quadrupeden hier übergangen bleiben, obgleich eine Mausart wohl verdiente näher bekannt zu seyn, da sie einen so heftigen Moschusgeruch an sich trägt, daß sogar die Flüssigkeit in einer verkorkten Bouteille da-

von leidet, so bald das Thier nur über den Kork hingelaufen ist.

Jetzt zu den nützlichsten Hausthieren. Der erste Platz gebührt in Hindostan dem Ochsen; denn hier ist dieß Geschlecht von weit größerm Werth als in Europa. Es liefert nicht etwa bloß vielartige Nahrung, nebst seiner Haut; es dient als Reit- Kutschen- und Karrenpferd, bearbeitet das Feld und drischt durch Austreten das Korn, kann man es daher dem Hindus nicht leicht verzeihen wenn ihm die Kuh so heilig ist?

Hindostan erzeugt aber mehrere Arten dieses Geschlechts. Zuerst findet sich dort unser gewöhnliches Hornvieh. Perrin sagt, es sey dort in so erstaunlicher Menge daß man einen Ochsen für 12 Franken kaufen könne; er habe 80 und mehr Tausend zusammen gesehen, die als Lastthiere bei den Armeen zur Bagage benutzt wurden, jedoch so wie in Europa nur langsam ihre kurzen Tagereisen machten.

Die zweite Ochsengattung ist aber dort weit wichtiger und geschätzter; dieß ist der Buckelochse, wahrscheinlich ebenfalls eine Spielart des alten Stammes, des Aurochsens. Dieser hier zeichnet sich durch Größe, Schönheit, Farbe, und Gelehrigkeit so wie durch seinen Höcker oder Buckel besonders aus.

Die Buckelochsen aus der Provinz Berar, wie auch aus Malabar und dem Lande der Maratten sind weiß, und oft von solcher Größe daß sie Elephanten genannt werden (le Goux). Ihre

Der Hackeri mit Buckel Ochsen bespannt.

Hörner sind groß und sie tragen einen Höcker auf den Schultern der aus so schmackhaftem Fett besteht, daß man diese Humpus, wie man sie dort nennt, eingesalzen nach England verschickt.

Der große Werth dieser Ochsenraee besteht aber in der Benutzung zum Ziehen und Tragen. Selbst die Vornehmsten bedienen sich ihrer zum Fuhrwerk. Hyder Aly ließ sein ganzes Serail oftmals durch solche Fuhrwerke fortbringen. Bereits v. Mandelslo hat uns eine treue Zeichnung von einem Fuhrwerk mit diesen Buckelochsen geliefert, und die hier beikommende, *) zeigt ein schönes zweirädriges Staatsfuhrwerk dieser Art. Hiebei sind diese Ochsen sodann nicht nur mit schönen Decken, so wie mit Halsbändern und Schellen um den Hals geziert, sondern selbst die Hörner endigen sich in kupferne oder messingene Spitzen, ja bei einigen Fürsten sind die Spitzen sogar von Golde, das Halsband aber von Silber. Solche Staatsochsen pfleget man aufs beste, schmeichelt ihnen sehr und striegelt sie häufig. Zugleich besitzen sie eine erstaunliche Stärke zum Tragen; le Goux theilt ihnen bis gegen 800 Pfund an Gewicht zu. Man regiert sie vermittelst der Leine die durch die Nase geht, oder auch vermöge eines Ringes der an der Leine befestigt ist. Ein Paar solcher Ochsen kostete dem berühmten Tavernier 600

*) M. s. das Kupfer.

Rupien, ja man bezahlt sie oftmals mit Tausend Rupien (Gulden.)

Dagegen zeichnen sie sich sowohl durch Schnelligkeit als Gelehrigkeit aus. Sie laufen sehr leicht, oft selbst im Gallop, und trottiren 60 Tage hintereinander täglich über 7 deutsche Meilen. Haben sie die Hälfte ihrer Tagereise beendigt, so giebt man ihnen Klöße von Weizenmehl mit Butter und Zucker durchknetet; zu Abend hingegen erhalten sie nur das gewöhnliche Futter, nämlich geschrotene, und eine halbe Stunde in Wasser geweichte Erbsen. Einige dieser Ochsen halten im Trabe mit dem Pferde aus.

Perrin gedenkt einer zweiten Gattung von Buckelochsen von minderer Größe, jedoch gedrungener als die unsrigen, und mit kürzern Hörnern. An diesen schätzt man nicht so sehr die Farbe, als das seidenartige, lange Haar der Mähne oder vielmehr des Halses, welches ihnen oftmals wie ein Segel bis zur Erde herabhängt. Ein glänzendes Schwarz wählt man hiebei gern zur Hauptfarbe. Ihr Naturell und Gelehrigkeit kommt den vorhergehenden gleich; allein sie werden nur vorzüglich zum Reiten und zum Tragen benutzt, wobei sie denn ebenfalls vermittelst eines durch den Nasenknorpel gezogenen Ringes regiert werden. Diese Ochsen erreichen einen solchen Grad der Zähmung, daß sie auf Befehl sich auf die Erde legen; sich hin und her wälzen; aus der Hand fressen, und sich tief bis zur Wurzel die Zunge fassen lassen.

Ihr Trott ist sehr sanft, und sehr sicher; man macht täglich 7 D. Meilen, wie bei den zuvor erwähnten, viele Tage hindurch; und sie tragen das Gewicht von 6 Scheffel (boisseaux) Korn.

Größere Lasten fortzuschaffen bedient man sich aber in Hindostan vorzüglich des stärkern, dunkelgrau gefärbten Büffels (Bos Bubalus L.) Er findet sich häufig hier im Zustande der Wildheit, und ist eins der gefährlichsten Thierarten. Ja selbst dem gezähmten Büffel ist nie völlig zu trauen. Er geräth sehr leicht in Wuth, vorzüglich durch die rothe Farbe, daher verursacht er dem englischen Militair manches Unglück. Wüthend rennt er sodann auf den Gegner zu, stürzt ihn zu Boden, tritt ihn mit Füßen, und versucht nur erst sodann ihm mit den Hörnern den Rest zu geben. Ueberhaupt ist dieses Thier von finsterer Mine, weit unlenksamer, störrischer als der Ochse, ist schmutzig und wälzt sich oftmals in dem Koth.

Man spannt ihn indeß, ebenfalls durch einen Nasenring regiert, in den Pflug für den Reißbau und vor Wagen mit schweren Lasten. Das Fleisch ist sehr grobfaserigt, dabei schwärzlich und von schlechtem Geschmack, wie auch die Milch; doch werden in vielen tropischen Ländern, woselbst er eigentlich zu Hause gehört, fast alle Käse daraus verfertigt. Die Haut ist, wegen ihrer Stärke, von vorzüglichem Werth.

Die fünfte Ochsenart dieses Landes ist der Zebu des Buffon, ein sehr kleiner, gefleckter Buckelochse ohne Mähnen. Er soll ebenfalls,

jedoch in Verhältniß zu seiner Größe, im nordwestlichen Hindostan zum Tragen benutzt werden (Perrin); sonst glaubte man ihn hauptsächlich auf Ceylon einheimisch.

Auf dieser Insel findet sich aber auch eine andere Gattung sehr kleiner wilder Ochsen; Knox nennt sie Gauveru, sein Rücken soll scharfkantig in die Höhe stehen.

Endlich verdient hier der Arno oder Arny mit den kolossalischen Hörnern bemerkt zu werden, der sowohl in den wenlger besuchten Ghauts als in den nördlichen Theilen Hindostans vorkommt, uns aber bis jetzt nur wenig bekannt ist. Dieses riesenmäßige Thier, welches es sogar mit dem Königstieger aufnimmt, soll sich nicht weiter in dem südlichen Hindostan zeigen als bis gegen die Ebenen von Plassey. Seine Höhe beträgt, ausgewachsen, gegen 14 Fuß, und ein junges Thier, welches man nach Calcutta brachte, wog 1440 Pfund, so daß man einen vollwüchsigen Ochsen zwischen 3 und 4000 Pfund schätzt. Die Hörner halten, der guten Blumenbachschen Zeichnung zufolge, jedes nach der Krümmung gemessen, über viertehalb Fuß. Pallas hat sie in Sibirien ausgegraben gesehen und beschrieben. Die Farbe des Thiers ist durchaus schwarz, bis auf einen Fleck zwischen den Hörnern, woselbst ein kleiner Büschel rother Haare steht.

Es scheint keinem Zweifel unterworfen daß sich in den hohen nordischen Gränzgebirgen Hindostans ebenfalls der Yac oder der grunzende Büffel mit dem Pferdeschweif findet, er

gehört aber eigentlich nach Tibet, und da ist er uns bereits bekannt worden. Aber auch ohne ihn zählt Hindostan nebst der ihm angehörenden Insel sieben verschiedene Ochsenarten.

Dem Pferde scheint dieß Klima weniger angemessen. Nur in Lahor, Moultan und nahe gelegenen nördlichen Theilen gedeien sie vorzüglich. Die Afghanen, die Seiks und besonders die Maratten, halten viel auf gute Pferde, denn ihre ganze Macht besteht hauptsächlich in Cavallerie. Die besten Pferde erhalten sie aber, ihrer Stuterei ungeachtet, aus Arabien und Persien. Das indische Pferd ist schmächtig, muthig, und schnell, aber nicht zum Lasttragen gebauet; zum Ziehen bedient man sich weit häufiger der Ochsen. In Hindostan erzielt man vorzüglich gute Pferde in dem Bezirk Lacky Jungly. Er stößt in Westen an die große Wüste und liegt nach Moultan hin an den Gränzen von Bickanier. Das Land ist dort, obgleich sandig, nicht ohne Wasser und ziemlich fruchtbar an Reiß und anderm Getreide. Die ursprüngliche Race dieser Pferde stammt aus Persien, und wenn die dortigen Großen nicht die Unterthanen oft zwängen ihnen die Pferde zu einem geringen Preis zu überlassen, würde diese Zucht, mit mehrerer Sorgfalt getrieben, noch vorzüglichere Thiere liefern. Dennoch ist der Preis eines solchen Pferdes von 200 bis 1000 Rupien (Gulden); für die Stuten fordern sie das doppelte, überlassen sie dennoch nie einem Ausländer.

Die größten Stutereien Hindostans finden sich bei den Mahratten, da diese oft mit mehr als 200000 Pferden ins Feld rücken, ferner in Caschemire, in Moultan und Lahor.

Die bengalischen Pferde, Tattu genannt, sind nur klein, eine Art Klepper.

Man hat dort eine uns sehr fremde Art die Pferde zum Verkauf zu mästen, indem man sie mit Klößen von gekochtem Schafskopffleisch und Kräutern füttert.

Der Esel und das Maulthier sind bei den Hindus nicht sehr im Gebrauch; einige Provinzen z. B. Aschimere, wie auch Madure, schätzen sie noch einigermaaßen, sonst hält man es nicht sehr ehrenvoll einen Esel oder Maulthier zu reiten.

Das Kameel ist ebenfalls hier sehr ungewöhnlich, doch kommt es in Moultan und Guzurate, dem Tavernier zufolge, also im Norden noch fort, allein im Dekan sieht man es nicht; überhaupt scheint dies Thier da großentheils aufzuhören wo der Elephant anfängt. Schon zuvor ist bei Caschemire des Schafs gedacht, aus dessen Wolle die treflichen, und theuren Shawls gewebt werden, da übrigens die tropischen Landschaften Hindostans nur ein mit gröberer Wolle oder vielmehr mit Haaren bedecktes Schaf erzeugen. Die Race des sogenannten Adimain, ist hochbeinigt, wird nicht gemolken, allein das Fleisch soll nicht unschmackhaft seyn.

Der Sonderbarkeit wegen muß ich hier die Erzählung eines der neuesten Reisenden, des Missionairs Perrin beibringen, worinn er behauptet

häupter: die Indoſtaner brächten auf eine künſtliche Weiſe an ihren Schafen jede ihnen beliebige Anzahl Hörner hervor.

„Sie reiben, ſagt er, die Hörner des Thiers mit einer rothen, fetten Erde, und umwinden ſie hierauf während ein oder zwei Tage mit Zeug. Sodann laſſen ſich die Hörner ohne große Anſtrengung losdrehen. Nun ſpalten ſie, wie er ſagt, die innern Nerven oder Knorpel in eine beliebige Anzahl von Theilen, ſo viel Hörner ſie nämlich an dem Thiere zu ſehen wünſchen, und geben dieſen die gehörige Richtung. Jede von dieſen nervöſen oder knorpelichten Theilen (alſo wahrſcheinlich die bereits daraus hervorkeimenden Hörner?) überziehen ſie mit eben dem Sediment (vielleicht jenem Thon?) deſſen bereits Erwähnung geſchehen iſt (?) ſie wickeln ſie dann einzeln, ihrer ganzen Länge nach, ſehr enge mit Fäden oder Werg (filaſſe) ein, hierüber legen ſie ferner eine Schicht Kuhmiſt, um die äußere Luft durchaus abzuhalten, da dieſe dem Thiere tödtlich werden könnte. Bald darauf bilden ſich die neuen Hörner; die Bandagen fallen ab; und wenn das Thier die Operation glücklich überſteht, ſo zeigt es ſich bald wie ein Hirſch, bald wie ein vielgehörnter Widder, je nachdem man die Anlage dazu gemacht hat.“

Da kein anderer Reiſender von dieſer höchſt ſonderbaren Metamorphoſe des Schafskopfs etwas erwähnt hat, ſo mag der Miſſionair Perrin, als Geiſtlicher, ſie auf ſein Gewiſſen nehmen.

Ziegen finden sich in Indien von mehr als einer Race.

Die mit röthlichem Haare soll von den Hindus als ein heiliges Thier verehrt werden, auch erwähnt man dort der Ziege mit langen Ohren, der syrischen Mamber Ziege. (Wahl).

Da das wilde Schwein in Hindostan häufig ein Gegenstand der Jagd ist, so findet sich begreiflich auch unser zahmes Schwein; der Mahomedaner haßt sie, wie auch der Indier, indeß zieht er sie dennoch an, um sie für die dortigen Europäer auf die Märkte zum Verkauf zu bringen. Das Fleisch soll indeß nicht schmackhaft seyn.

Unsere beiden Hausfreunde der Hund und die Katze, leben dort so wie hier in mehr als einer Race. Besonders wird ersterer von den dortigen Europäern, welche der Jagd sehr ergeben sind, hoch geschätzt.

Aus dieser kurzen Anzeige von den Quadrupeden Indostans ergiebt sich ein großer Reichthum, obgleich mehrere übergangen wurden. So z. B. ist hier des Nasehorns gar nicht gedacht, weil es die neuen Reisenden dort fast gar nicht erwähnen. Es muß mithin anjetzt wohl höchst selten dort vorkommen, da es dennoch zu Zeiten des Kaisers Acbar noch bei Jagden aufgetrieben ward. Wir sahen daß es anjetzt hauptsächlich in Hinter-Indien hauset.

Von schwimmenden Säugthieren kommen in diesen Meeren mehrere Wallfischarten und Delphinen vor. Schon Pyrard, ein für seine

Zeit kundiger und dabei gültiger Reisender, erwähnt einer sehr großen Anzahl von Wallfischen in hiesigen Gegenden, auch soll eine Art der Seekuh, vielleicht der Dugong, sich zuweilen an den Küsten zeigen.

Wir gehen nun zu dem Geflügel. Es belebt hier die Waldungen so reichlich, und in so mannigfaltiger Form, daß wir nur, wie bei den Quadrupeden, im Allgemeinen davon reden können, jedoch mit einer Anzeige derjenigen Arten wodurch sich Hindostan vor andern Ländern Asiens mehr oder weniger auszeichnet.

Von großen Raubvögeln sind hier unter mehrern andern besonders bekannt, der Königl. Geyer von Pondichery (Vultur Ponticeranites Latham). Er hat die Größe einer starken Gans, der nackte Kopf und Hals sind, so wie die Brust, fleischfarb, der Rücken wie auch der Bauch und die Flügel mit schwarzen Federn bedeckt, auch ist der starke Schnabel schwarz.

Von etwas geringerer Statur ist der große Indische Geyer (Vultur Indicus) der sich in Menge an dortigen Küsten findet und sich selbst mit todten Fischen, die das Meer auswirft, begnüget; ferner der bengalische Geyer Tscerlwary; der Geyer von Gingi im Carnatic, wahrscheinlich weil man ihn dort am häufigsten findet.

Adler und Falken könnten wir hier leicht 10 und mehrere aufführen. Es sey hinreichend anzuzeigen daß man, wenigstens in frühern Zeiten unter dem Kaiser Acbar, eigene Falknereien zur Jagd der Gazellen und ähnlicher Waldthiere

hielte. Eine große gefleckte Falkenart ist durch die Lehre der Seelenwanderung dem Hindus besonders heilig; Perrin nannte ihn daher l'Epervier Dieu. Wahrscheinlich war es dieser Vogel weßhalb ein Franzos beinahe sein Leben verlohr, weil er einen solchen Raubvogel geschossen hatte. Ein Hindus drang wütend auf ihn ein, indem er behauptete, der Franzos habe seine Großmutter getödtet. Schnelle Gegenwart des Geistes rettete jenen. „So ist's, sagte der Franzos, allein ich nahm nur gerechte Rache an ihm, denn dieser Falke hat so eben einen Papagei getödtet, der mein Großvater war."

Von den Papageien, deren eine unglaubliche Anzahl die Wälder von Hindostan belebt, sind aber seit den ältesten Zeiten dort mehrere Arten heilig. Bereits Aelian (Hist. animal. II. p. 149 ed. Gronov.) erwähnt, daß die Brachmanen sich gänzlich enthalten hätten diese Vögel zu essen. Alexander der Macedonier brachte zuerst den grünen Papagei nach Europa, deßhalb nannte Linné eine solche Art mit rother Halsbinde nach dessen Namen (Psittacus Alexandri L.) und man kannte lange nachher nur diesen grünen Papagei, selbst noch zur Zeit des Plinius, der ihn ziemlich genau beschreibt.

Zu Aelians Zeiten (im Jahre 222 n. Chr.) kannte man indeß schon drei verschiedene Arten (Ebend. p. 865). Da wir hingegen jetzt, besonders seit der Entdeckung von Amerika, über 140 Arten kennen wovon wohl über 40 Ostindien angehören. Es wäre hier zweckwidrig alle die e

Arten aufzuführen, ein Paar der merkwürdigsten werden hinreichen. Schon von Mandelslo gedenkt dort der gehäubten, der von ihrem Geschrei sogenannte Kakatu, wie er sie nennt. „Sie nisten, sagt er, selbst unter den Dächern der Häuser; einige sind weißfahl, andere kleiner, schön roth, hangen an die Zweige der Bäume ihre Nester, verwirren sie mit langem dürren Grase damit sie von dem Ungeziefer befreiet bleiben.“

Die kleinen grünen Papageien sind aber in solcher Menge daß sie höchst beschwerlich fallen. Sie sind dabei so zuthunlich, dem Menschen so leicht anhänglich daß die Nothwendigkeit sie zu tödten leid thut.

Von jenem merkwürdigen Geschlechte, die gleichsam mit doppeltem Schnabel bewafnet erscheinen, dem Calaos (*), finden sich auch hier, besonders im südlichen Decan drei verschiedene Arten.

Unter den kleineren Vögelarten (Passeres L.) wovon begreiflich eine sehr große Anzahl hier die Wälder belebt, kommen einige vor die eine besondere Aufmerksamkeit verdienen.

Hievon zuerst der Baja oder der indische Dickschnabel (Loxia philippina L.). Er hat die Größe eines Sperlings, ist am Körper gelbbraun, der Kopf und die Füße gelb; sein kurzer dicker

*) M. s. den vorhergehenden Band des T. B. der Reisen.

Schnabel, wie bei diesem Geschlecht überhaupt. Er zeichnet sich vorzüglich durch zwei Eigenschaften aus, nämlich durch sein sonderbar zweckmäßig gebauetes Nest, und durch den Grad der Gelehrigkeit und Anhänglichkeit an den Menschen.

Gewöhnlich wählt er für sein Nest den höchsten Baum der Gegend, am liebsten den indianischen Feigenbaum, vorzüglich wenn ein Wasser darunter hinfließt. Das Nest selbst flicht er aus Gras zu der Dichtigkeit eines Filzes. Er hängt es an einigen starkgeflochtenen Faden, wie eine Flasche gestaltet, an den äußerst überhangenden Zweig. Hier schwingt es, mit jedem Winde beweglich, dabei ist stets aus Furcht vor Raubthieren die Oeffnung gegen die Erde gekehrt. Es ist in zwei ja drei Kammern abgetheilt, in einer derselben finden sich die schönen, großen Perlenähnlichen Eier, und es ist sehr wahrscheinlich daß die zweite als Vorrathskammer von ihm benutzt wird. Man findet nämlich darinn gewöhnlich eine Art Feuerfliegen, welche, so wie mehrere andere Insekten z. B. Heuschrecken, ihm zur Nahrung dienen, und sonderbar genug, unter einer Bekleidung von Kuhmist; etwa um sie frisch zu erhalten?

Die Zähmung dieses Thierchens ist ebenfalls bewundernswerth. Er bringt nicht nur leichte Sachen, z. B. ein Papier, welches ihm sein Herr andeutet, herbei; er holte, dieß bestätigte ein Augenzeuge, sogar einen Ring, den jener in ein Quellwasser warf, tief aus dem Wasser mit

solcher Schnelligkeit, daß er den Ring ergriff, bevor er den Boden berührte.

Auch bedient man sich seiner fast auf ähnliche Weise als die Perser der Posttauben; er überbringt nämlich ein Billet nach dem ihm angedeuteten Ort.

Die Indianer benutzen diese Eigenschaft zu ihren galanten Neckereien. In Benares und den benachbarten Gegenden haben die jungen Mädchen die Gewohnheit sehr dünne Goldblättchen, Tica genannt, als einen leichten Schmuck zwischen die Augenbraunen zu hängen. Muthwillige Liebhaber, welche deshalb ihre Bajas mit sich führen, geben ihrem Vogel nur einen Wink; er fliegt sofort zu der Schönen, pickt das Goldblättchen hinweg, und bringt es im Triumpf zu dem Liebhaber.

Der zweite kleine sich hier auszeichnende Vogel gehört zu den Bachstelzen (motacilla). Er heißt dort Tati, bei uns wegen seiner Geschicklichkeit der Schneidervogel (Mot. Sartoria). Dieß sehr kleine, im Ganzen kaum drei Zoll lange Vögelchen, von gelber Farbe, scheint die Gefahr bestimmt zu ahnen in welche die Lüsternheit der Schlangen seine Eier und seine Jungen versetzt. Es bedient sich deßhalb seines sehr dünnen, scharfen, pfriemenförmig gestalteten Schnabels, und nähet ein welkes abgefallnes Blatt, das er zu dem Endzweck von der Erde zu den höchsten, weit abhängigen Zweigen hinaufführt, an ein frisches Blatt des Baums. Die Fäden bestehen bei dieser Schneiderarbeit

aus Pflanzenrippen oder Sehnen. Den Zwischenraum futtert er auf das sorgfältigste mit den weichsten Pflaumfedern aus, und brütet sodann in Sicherheit auf seinen Eiern, die etwa die Größe der sogenannten Ameiseneier (Ameisenlarven) halten. Sein Schnabel muß indeß nicht so schwach seyn; so fand man drei der starken Blätter des Pompelmuß (citrus decumanus) zusammen genähet, und in ihrer Mitte das Nest eines Tati.

Von Singvögeln ist in Hindostan der bengalische Bulbul besonders berühmt. Er heißt daher auch die indische Nachtigall (Turdus Boubil Forster). Diese Drossel, fast von der Größe der unsrigen, ist der einzige Vogel den Indien unserm treflichen Sänger einigermaaßen entgegen setzen könnte. Dabei hat er die sonderbare Eigenschaft daß er sich auch zum Kampfe mit seines gleichen abrichten läßt. Viele andere hiesige Drosselarten übergehen wir, da sie außer ihrer Gestalt nicht besonders merkwürdig; es kommt auch die herrliche Rosendrossel (Turdus roseus) darunter vor.

Wichtiger ist dann das Geschlecht der Hühner. Das merkwürdigste für uns ist hier unser Hahn und Henne im wilden Zustande. Diese Entdeckung verdanken wir vorzüglich dem französischen Naturforscher Sonnerat. Mehrere Reisende wollen bereits weit früher wilde Hühnerarten in verschiedenen Theilen der Erde vorgefunden haben, die sowohl dem Haushuhn ähnlich gebildet waren und besonders in Ansehung

der Hahnenkämme ziemlich mit der der unsrigen zutrafen; so z. B. Dampier auf Timor, Pulo-Condor und St. Yago, Gemelli Carreri auf den Philippinen; Acosta in Peru; Merolla in Congo. Und es wäre allerdings ein eben so merkwürdiges, als dem Menschen höchst schätzbares Phänomen, wenn auch dieses so nützliche Hausthier über einen großen Theil der Erde sich verbreitet gefunden hätte. Denn angenommen diese Gattungen seyen unter sich verschieden, so waren sie dennoch des nöthigen Grades der Zähmung fähig um dem Menschen nutzbar zu werden, und es ließen sich zugleich die vielen Spielarten unsers Haushuhns sodann leichter erklären. Daneben scheint es dann auffallend, und bietet zu geologischen und ethnographischen Aussichten die Hand, daß gerade alle die hier aufgeführten Wohnsitze des zähmungsfähigen Huhns unter oder doch in der Nähe der heissen Zone gelegen sind. Sonnerat behauptet indeß das diejenige wilde Hühnerart, welche er in den Wäldern von Hindostan vorfand, und für den Stamm unseres zahmen Huhns annimmt, letzterem vor den von Andern beschriebenen am ähnlichsten sey. Die Abbildung welche er davon gegeben, besonders die vom Hahne, zeigt unleugbar ein sehr treffendes Uebereinkommen mit unserm zahmen Hühnervieh. Dazu ist seine Beschreibung im Allgemeinen folgende.

Der Hahn ist etwa ein Drittel kleiner als unser Haushahn. Sein Schnabel hält 15 Linien von der Oeffnung angerechnet. Das Bein ist

aus Pflanzenrippen oder Sehnen. Den Zwischenraum futtert er auf das sorgfältigste mit den weichsten Pflaumfedern aus, und brütet sodann in Sicherheit auf seinen Eiern, die etwa die Größe der sogenannten Ameiseneier (Ameisenlarven) halten. Sein Schnabel muß indeß nicht so schwach seyn; so fand man drei der starken Blätter des Pompelmuß (citrus decumanus) zusammen genähet, und in ihrer Mitte das Nest eines Tati.

Von Singvögeln ist in Hindostan der bengalische Bulbul besonders berühmt. Er heißt daher auch die indische Nachtigall (Turdus Boubil Forster). Diese Drossel, fast von der Größe der unsrigen, ist der einzige Vogel den Indien unserm treflichen Sänger einigermaaßen entgegen setzen könnte. Dabei hat er die sonderbare Eigenschaft daß er sich auch zum Kampfe mit seines gleichen abrichten läßt. Viele andere hiesige Drosselarten übergehen wir, da sie außer ihrer Gestalt nicht besonders merkwürdig; es kommt auch die herrliche Rosendrossel (Turdus roseus) darunter vor.

Wichtiger ist dann das Geschlecht der Hühner. Das merkwürdigste für uns ist hier unser Hahn und Henne im wilden Zustande. Diese Entdeckung verdanken wir vorzüglich dem französischen Naturforscher Sonnerat. Mehrere Reisende wollen bereits weit früher wilde Hühnerarten in verschiedenen Theilen der Erde vorgefunden haben, die sowohl dem Haushuhn ähnlich gebildet waren und besonders in Ansehung

der Hahnenstimme ziemlich mit der der unsrigen zutrafen; so z. B. Dampier auf Timor, Pulo-Condor und St. Yago, Gemelli Carreri auf den Philippinen; Acosta in Peru; Merolla in Congo. Und es wäre allerdings ein eben so merkwürdiges, als dem Menschen höchst schätzbares Phänomen, wenn auch dieses so nützliche Hausthier über einen grossen Theil der Erde sich verbreitet gefunden hätte. Denn angenommen diese Gattungen seyen unter sich verschieden, so waren sie dennoch des nöthigen Grades der Zähmung fähig um dem Menschen nutzbar zu werden, und es ließen sich zugleich die vielen Spielarten unsers Haushuhns sodann leichter erklären. Daneben scheint es dann auffallend, und bietet zu geologischen und ethnographischen Aussichten die Hand, daß gerade alle die hier aufgeführten Wohnsitze des zähmungsfähigen Huhns unter oder doch in der Nähe der heissen Zone gelegen sind. Sonnerat behauptet indeß das diejenige wilde Hühnerart, welche er in den Wäldern von Hindostan vorfand, und für den Stamm unsers zahmen Huhns annimmt, letzterem vor den von Andern beschriebenen am ähnlichsten sey. Die Abbildung welche er davon gegeben, besonders die vom Hahne, zeigt unleugbar ein sehr treffendes Uebereinkommen mit unserm zahmen Hühnervieh. Dazu ist seine Beschreibung im Allgemeinen folgende.

Der Hahn ist etwa ein Drittel kleiner als unser Haushahn. Sein Schnabel hält 15 Linien von der Oeffnung angerechnet. Das Bein ist

5 Zoll lang und der ſtarke, krumme ſchwarze Sporn 1½ Zoll. Der große, gezähnte Kamm iſt hochroth, ſo wie auch die beiden Backenlappen von eben der Figur als bei unſerm Hahn, die Backen ſelbſt und ein Theil der Kehle ſind fleiſchfarb und nackt, auch läuft eine ähnliche Linie zwiſchen dem Kamm und dem Auge. Ueber letzterm ſteht ein perlfarbener Fleck kurzer Federn. Die nackten Beine ſind mit graulichen Schuppen bedeckt. Die Kopf- und Halsfedern ſind lang und ſtehen dicht, ſie nehmen beim Halſe an Größe zu und fließen bis zum Rücken hinab. Die Farbe des Kopfes und des Halſes, wie auch die vom Rücken fällt ins Graue, jedoch läuft an letzterm eine weiße Linie hin und wieder mit ſchwarz gefleckt. Die Bruſt ſchillert ins Rothe, und viele der Deckfedern ins Violette und Stahlfarbe. Der Schwanz beſteht aus 14 anſehnlichen Federn die ſich in zwei gegen einandergebogene Hälften theilen. Die beiden mittlern ſind vorzüglich groß, und ſchwingen ſich, wie bei unſerm Hahn, bogenförmig. Die Henne iſt um ein Drittel kleiner als der Hahn, dabei ohne Kamm, und die Farben ſind weder ſo mannigfaltig noch ſo lebhaft.

Aehnliche wilde Hühner ſoll es auch andern Nachrichten zufolge in der Songarei und andern Theilen der Tartarei geben, jedoch ſcheint die Angabe weniger beſtimmt als die von dem wilden Huhn Hindoſtans.

Auch unſer Pfau lebt in Hindoſtan im Stande der Natur. Man findet ihn ſowohl im Dekan

als auf Ceylon oftmals schaarenweise. Allein daselbst wächst er zu einer ansehnlichern Grösse, ist von prächtigerm Gefieder, höhern Beinen und längerm Schweife.

Barringtons Beobachtung, daß ebenfalls unser Puter dort original sey, ist sowohl von Pennant als neuerlich von unserm gelehrten Beckmann hinreichend widerlegt worden. Diesen Liebling der Tafel haben wir der neuen Welt zu verdanken; freilich findet er sich anjetzt in Menge in Indien als Hausthier.

Phasanen mehrerer Art, worunter vorzüglich der aus dem Reiche Nepaul von seltnem Metallglanz, so wie auch verschiedene Gattungen Auerhähne und mehrere Arten Wachteln sieht man hier ebenfalls.

Sehr reich ist Hindostan an wilden Tauben. Es liessen sich aus den Reisenachrichten sicher über 10 verschiedene Arten aufzählen. Eine der bedeutendsten hievon ist die große Zimmttaube, von schönem Grün, welche auf Malabar und Ceylon von den Früchten des Banianenbaums lebt. Sie bewohnt dort besonders die Zimmtwälder, läßt sich aber fast niemals zur Erde nieder, sondern hauset vorzüglich in den Gipfeln der Bäume. Sie ist wegen ihres sehr schmackhaften Fleisches ein bedeutender Gegenstand der Jagd.

Die Taubenzucht war in ältern Zeiten von Wichtigkeit. Die des Kaisers Akbar war berühmt, auch die sogenannte Brief- oder Posttaube be-

fand sich unter denselben, wahrscheinlich nur eine Spielart unserer Haustaube.

Wir übergehen die Menge kleinerer Vögel z. B. die übrigen Drosseln, worunter auch der sprechende Minho, die Finken, Ammern, Meisen u. s. w. und erwähnen nur noch derer die in Sumpf und Wasser leben.

Von großen Reiherarten ist hier besonders der Riesen-Reiher (Ardea gigantea) merkwürdig; weil die Hindus ihn von den Seelen der Braminen belebt glauben. Er ist weiß mit rother Stirn und rothen Schläfen, so wie auch die Beine, aber die 10 vordersten, die Schwungfedern sind glänzend schwarz. Die Flügel (wahrscheinlich ausgebreitet) waren 14 Fuß 10 Zoll lang, von der Spitze des Schnabels bis zur äußersten Spitze der Klauen betrug 7 Fuß 6 Zoll. Im Magen fand man eine Landschildkröte, und eine große schwarze Katze.

Ferner sieht man hier den Dschungbil oder den weißköpfigen Ibis, dessen Schwanzfedern den indischen Schönen zum Kopfputz dienen. Auch der Flamingo soll am Ganges häufig vorkommen, nebst der Löffelgans, dem Pelican, und vielen Arten kleinerer, Rohrdommel, Kranichen und Brachvögel.

Nicht minder mannigfaltig sind die Schnepfen, worunter die schöne weiße Schnepfe mit schwarzen Füßen; auch giebt es Regenpfeifer (Charadrius) Wasserhühner und Taucher.

Wir würden ermüdend bei der weitern Anzeige des Reichthums des hiesigen Gefieders.

„Es zeigt sich, sagt Sonnerat, kein schöneres Schauspiel als das einer hindostanischen Waldung; die Bäume selbst scheinen zu leben. Ihre stärksten Aeste dienen unzähligen Affen zum Theater ihrer Seiltänzersprünge, während daß die dünnern Zweige von den Tausenden der schönsten Vögel jeder Art hin und her schwanken. Von allen Seiten vernimmt das Ohr ein unaufhörliches Singen und vielfaches Zwitschern, und das Auge wird von den herrlichsten Farben des glänzenden Gefieders geblendet. Ganze Heerden sich wiegender Pfauen werfen den Glanz ihrer beaugeten Schweife strahlend zurück. Lange kann der Zuschauer indeß dieser entzückenden Naturscene nicht genießen. Bald ist die Hitze der Sonne unerträglich, ein andermal stürzt der Regen stromweise auf ihn herab; bald verscheucht ihn das ferne Brüllen der Tieger und Leoparden oder das Zischen der Schlangen, oder er wird von unermeßlichen Heeren Muskiten und anderer blutsaugender Insekten vertrieben.“

Die Amphibien spielen in diesen heißen Ländern eine höchstgefährliche Rolle. Wenn gleich hier, soviel bekannt ist, die Klapperschlangen nicht zu Hause sind, wie einige Autoren dieß wohl mit Unrecht behaupten, so ersetzt dieß dagegen mehr als eine giftige Natter.

Hierunter zuerst die berühmte Cobra di Cabelo oder Brillenschlange (Coluber Naja L.). Dieses schöne Thier scheint mehr gebildet angenehme Empfindungen als Schrecken einzuflößen. Es ist drei bis vier Fuß groß, hat feurige Augen und be-

sonders am Halse erscheinen die Schuppen glänzend. Die Hauptfarbe ist blaßroth, auch wohl schön gelb, gegen den Bauch hin weißlicher; einige sind dabei mit purpurnen Querbändern gezierd. Der Hals erweitert sich in eine Wulst, eine Haut die das Thier anschwellen und sinken lassen kann, so daß im ersten Falle sich gleichsam eine Bedeckung oder ein Hut über den darauf folgenden Kopf erhebt; letzteres ist besonders der Fall sobald dieß Thier zornig wird, und den Gegner anzugreifen gedenkt. Auf diesem Hute zeigen sich dunklere Ringe welche einer Brille gleichen, doch sind bei allen Najen die eigentlichen Brillenringe nicht genau geschlossen. Daher der Name. Eine lebhafte Einbildungskraft sieht leicht in dieser Zeichnung ein menschliches Gesicht, oder hält diese aufgeblasene Haut mit jener Zeichnung für den Kopf des Thiers, so daß die beiden weißlichen Flecken der Brille für die Augen gelten; da doch der Kopf selbst weiter vorwärts liegt, und also auf die Brille folgt.

Diese Schlangenart ist äußerst gefährlich. Wann sie angreifen will richtet sie sich in die Höhe, bläßt die Kopfhaut auf, geht mit funkelnden Augen auf den Gegner los und versetzt ihm vermittelst der beiden großen scharfen Fangzähne einen Biß, wobei denn die Giftbläschen, welche unweit ihrer Wurzel gelegen sind, zusammengepreßt den Gift, durch diese als Kanäle hohlgebildete Zähne, in die Wunde hinabfließen lassen. Die Folgen des Gifts sind gräßlich. Der Mensch

fällt gleich darauf in Convulsionen, die Zähne werden ihm dadurch so heftig zusammengedruckt, daß man sie kaum auseinander brechen kann, der Schlund wird zusammengeschnürt, und wenn nicht frühere Hülfe gebraucht wird, erfolgt der Tod in kurzem.

Man hat selbst in Indien oftmals gegen alle Schlangen- und giftige Insektenbisse, sich des Oels bedient; allein jetzt wissen wir, daß dieses kein Rettungsmittel ist. Das wahre Gegengift gegen alle ähnliche Gifte ist, fast unfehlbar, das flüchtige Alkali. Der Engländer Williams hat uns darüber eine Reihe höchst belehrender Versuche mitgetheilt. Er gab in mehreren Fällen mit gutem Erfolg das sogenannte Eau de Luce, (bekanntlich aus dem mit Kalch aus Salmiac gezogenen flüssigen flüchtigen Alkali und rektificirten Bernsteinöl zubereitet) ließ aber letzteres, da er vermuthete, das Oel mögte die Wirkung vermindern, hinweg, und nahm nur das reine kaustische Alkali. Hievon fand er die herrlichste Wirkung bei jedem Schlangen und Nattern Biß. Sechzig oder nach Befinden 40 Tropfen mit Wasser vermischt, einigemal wiederholt und zugleich etwas in die Wunde gegossen, hemmten schnell die Wirkung des Gifts, und stellten binnen kurzem die Kranken wieder her.

Der Doktor White bestätigte diese Wirkung dem L. Valentia, er bezeugt daß er durch jenes Mittel über 100 von Schlangen gebissene Personen gerettet habe.

Auch für unsere Gegenden ist wohl das hier gesagte nicht ohne Nutzen, da die europäische Viper und andere kleine Schlangenarten, sehr gefährlich sind.

Dieser Tödtlichkeit ungeachtet wagt es der Hindus jene furchtbare Schlangenart nicht nur anzugreifen, sondern selbst aus ihrer Zähmung ein eigenes Gewerbe zu machen.

Die sich diesem Geschäfte Unterziehenden sind theils Hindus der niedrigsten Casten, theils Mohren, d. ist Muhamedaner, welche denn mit mehreren solcher gezähmten Schlangen im Lande umherziehen und sie als Gaukler für Geld sehen lassen.

Kämpfer, der auch hiebei einer der genauesten Beobachter war, behauptet, die Indier seyen dennoch selbst bei diesen gezähmten Schlangen ihrer Sache nicht so gewiß. Sie suchten daher der von ihnen gefangenen Naja täglich dadurch das Gift zu benehmen oder es wenigstens sehr zu mindern, daß sie das Thier reizen und es auf eine geschickte Weise nöthigen in das ihm vorgehaltene Tuch tief einzubeissen, und also das Gift darin zurück zu lassen.

Gewöhnlich benehmen sie sich bei dem Gaukelspiel selbst auf folgende Art.

Die Schlange liegt in einem runden Gefäß oder Korbe zusammengerollt. Der Schlangenbeschwörer fängt an, sobald der Verschlag geöffnet ist, auf einer Oktavflöte zu spielen, verbindet diese auch wohl mit einer kleinen Trommel.

Sofort

Sofort erhebt sich die Naja, richtet sich sehr weit aus dem Korbe empor, oder geht, wie Kämpfer sahe, bei dem Gesange des Gauklers ganz auf den Boden heraus; spannt ihre Kopfhaut aus, und tritt mit offnem Maule und Gezische gegen den Mann auf. Dieser bewegt sodann seine Hand, worinn er, wohl nur zum Scheine, eine Wurzel, ein von ihm sogenanntes Antidot hält, nach der Musik hin und her. Die Schlange folgt der Bewegung und der Musik genau, denn letztere allein scheint sie dabei anzufeuern. Sie hält dieses ungewöhnliche Spiel viele Minuten aus, da denn der Gaukler, sobald er ihr Ermüden und deßhalb ihr Entfliehen befürchtet, mit Gesang, Musik und Handbewegung nachläßt, worauf sich die Naja in ihre Zelle abgemattet verkriecht und zusammenrollt.

Kämpfer lernte in Hindostan einen Braminen kennen welcher ein eigenes Geschäft und Gewerbe daraus machte, diese Hutschlangen zu fangen und abzurichten, er verhandelte sie so gezähmt an jene Gaukler. Und das Handwerk des Braminen muß warlich gefährlich genug gewesen seyn, da er sie täglich Nachmittags aus den Gefäßen herausjagte und vermittelst eines Stocks zu ihrer Lection oder wie man es dort nannte, zu ihrem Tanze, nöthigte, welcher oftmals über eine Viertelstunde dauerte.

Eine zweite außerordentliche Schlange Hindostans verdient wegen ihrer oftmals in Zweifel genommenen Größe hier bemerkt zu werden.

Dieß ist die sogenannte Königs- oder Riesenschlange (Boa Constrictor L. Rex Serpentum). Ob diese mit jenen ungeheuern Schlangen deren wir bereits bei Guinea *) oder mit der welche in Surinam **) und in dem angränzenden Gujana vorkommt, von ein und derselben Art sey, bleibt mir unentschieden; genug in Hindostan und seiner großen Insel lebt dieß Thier. Schon die Armee Alexanders fand dort Schlangen welche, dem Diodor von Sicilien zufolge, 16 Ellen hielten. Auch scheint dieß nicht übertrieben zu seyn, denn mehrere gültige neuere Reisende reden von so großen Schlangen, besonders auf Ceylon, die da im Stande sind selbst die Tieger und wilde Stiere zu bekämpfen. Sie schlingen sich um den Körper des starken Thiers mit einer solchen Gewalt, daß ihm dadurch die Knochen zerbrochen werden, und wenn ihnen dieß gleich anfangs zu schwer wird, so schleppen sie das Thier, dem sie zuvor mit ihren furchtbaren Zähnen beträchtliche Wunden beigebracht haben, gewaltsam zu einem starken Baume, umspannen den Baum nebst dem Thiere in einigen Windungen und zerschmettern ihm alle Gebeine durch den Stamm. Sobald die Beute getödtet ist, lassen sie eine große Menge Geifer über den Körper hinfließen; dehnen den Rachen, wie dieß bei mehreren Schlangen der Fall ist, ungeheuer

*) M. s. das Tasch. B. der Reisen 1. Jahrgang.

**) T. B. der Reisen 5. Jahrg. S. 218.

auseinander und würgen endlich mühsam das Ganze in ihren Schlund hinab. Es ist factisch, daß man junge Tieger in dem Rachen solcher Ungeheuer noch brüllen hörte.

Ist dieß gräßliche Mahl geendigt so verfallen sie in völlige Starrsucht, oder Atonie, sie werden durchaus irgend einer Anstrengung unfähig. Auch ermangeln dann die Indier nie, sie mit Keulen zu erlegen, denn das Fleisch dieser Schlange ist ihnen vorzüglich angenehm. Ja man weiß bestimmt Fälle, daß, da die Verdauung sehr langsam vor sich geht, man ein verschlungenes Büffelkalb fast unversehrt herausschnitt, und es noch eßbar fand. Von den neuern Reisenden führt Perrival als Augenzeuge, eine Königsschlange, er nennt sie Felsenschlange, an von 22 Fuß.

Dieses furchtbare Thier ist übrigens durchaus nicht giftig. Auch ist es nichts weniger als häßlich, vielmehr hat die Natur ihm ein schönes Gewand angethan. Die Schuppen zeichnen sich sowohl durch die Lebhaftigkeit ihrer Farben als durch ihre Größe aus. Der ganze Rücken ist oben mit großen eiförmigen Flecken von zwei bis drei Zoll Länge auf hellerm Grunde bestreuet, welche mit kleineren Flecken von verschiedener Gestalt umgeben sind. Alles ist so symmetrisch geordnet, daß man es für ein Kunstwerk ansehen sollte. Die eiförmigen Flecken sind gewöhnlich goldgelb, oder röthlich mit Weiß eingefaßt; andere heller, oder kastanienbraun mit schwarzen oder hochrothen Punkten, und einzel-

nen Stellen die wie die Augen oder Spiegel des Pfauenschweifs glänzen. Der Leib ist gewöhnlich aschgrau, schwarz gemarmelt. Indeß sind diese Farben bei einigen verschieden und verändern sich bald nach dem Tode des Thiers.

Wahrscheinlich hat ihre Schönheit und Größe Anlaß gegeben daß sie in verschiedenen Tropenländern göttlich verehrt wird, und daher den Namen Abgottsschlange erhalten hat.

Der Kopf zeigt sofort die Stärke; man hat ihn mit recht mit dem eines Hühnerhundes verglichen. Der Rachen ist groß, und die Zähne sehr lang, jedoch gänzlich ohne Giftzähne. Der Schwanz ist verhältnißmäßig nur kurz; er beträgt etwa den zehnten Theil des ganzen Körpers.

Daß übrigens auch minder heiße Länder einzelne ungeheure Schlangen hervorbringen, bezeugen nicht bloß ältere Nachrichten, sondern es ist sicher Mehreren noch erinnerlich daß uns vor kaum sechs Monaten die Zeitungen von den Spuren, ja von dem ganzen Gleis einer ungeheuern Schlange Nachricht gaben welche sich an den Gränzen der französischen Schweiz hatte sehen lassen.

Der vorzügliche Naturalist unsers Vaterlandes, Hr. Bechstein, führt aus den Abhandlungen der kaiserlichen Academie der Naturforscher ein ähnliches Ungeheuer an, welches sich 1682 unweit Lausanne sehen ließ. Sollte vielleicht der Genfersee einzelne sehr große Wasserschlangen hegen? Doch wir kehren nach Hindostan zurück.

Daß es hier Klapperschlangen geben soll, davon ist mir, soviel ich auch darüber nachgesucht, keine einzige gültige Nachricht bekannt; denn Seba, der eine seiner Klapperschlangen hieher versetzt, gehört durchaus nicht zu den bewährten Zeugen, sobald es auf das Vaterland der bei ihm aufbewahrten Naturschätze ankam, wenn ihm andere gültige Zeugnisse zur Seite stehen. Jenes fürchterliche Natterngeschlecht scheint gänzlich der Neuen Welt eigen zu seyn.

Außer den beiden hier genauer angezeigten Schlangen, finden sich mehr als 10 verschiedene, theils äußerst giftige, theils unschädliche Thiere dieses Geschlechts hier zu Hause, worunter ebenfalls die wegen ihrer großen Dünne verhältnißmäßig gegen die Länge sogenannte Peitschenschlange gehört. Diese Ahâtull Natter (Coluber Ahaetullus; Anguis gracilis) ist wegen ihrer außerordentlichen Schönheit sehr berühmt und geliebt. Bei einer Länge von drei Fuß hat ihr Körper kaum einige Linien im Durchmesser. Die Schuppen des Rückens schillern mit ihrem Blauen, Weißen und Grünen so treflich in einander, daß alles wie Smaragden glänzt. La Cepede nennt daher dieß Thierchen das güldene Colibri unter den Schlangen; und es muß freilich ein angenehmer Anblick seyn an den Bäumen dieß glänzende und harmlose Geschöpf im Sonnenschein hin und her schwingen zu sehen; denn es ist so unschädlich daß die Kinder damit spielen.

Unter den Eidechsen dieser Länder nimmt begreiflich der Krokodill die erste Stelle ein. Die Natur hat aber in Hindostan mehrere Arten davon hervorgebracht. Pennant zählt dorten drei verschiedene Arten; nämlich den gemeinen ostindischen, vielleicht mit dem Nilkrokodill einerlei; sodann den Gavial oder Gangeskrokodill, mit der langen, schmalen Schnauze oder Rachen (Crocodilus Gangeticus, maxillis elongatis teretibus subcylindricis, cauda supernè cristis binis confluentibus, Meyer) und eine dritte, kleinere Art, nur etwa 12 Fuß lang, die sich nicht im Ganges findet, auch nie Menschen anfällt, obgleich sie einen ungeheuern Rachen hat.

Die Beschreibung des Krokodills überhaupt scheint wohl überflüssig, diese gräßliche Thierart ist zu bekannt, und wir sind über die Zeiten hin da man, um den Krokodill noch auffallender zu machen, annahm, der Oberkiefer sey gegen die Gesetze der animalischen Welt nebst dem ganzen Oberkopfe beweglich, während der untere feststehe.

In mehreren Theilen Indiens wird auch dieß Thier heilig gehalten. Ein ähnlicher Fall trift sich bei einigen Völkern Hinter-Indiens, woselbst sogar der Krokodill für Gottesrichter angesehen wird, indem nämlich der vermeinte Missethäter zu ihm in den Fluß oder Teich geworfen wird, und je nachdem das Thier ihn verschlingt oder unangerührt läßt, für schuldig oder unschuldig erklärt wird.

Persien behauptet die Engländer rechneten viel auf die Vertheidigung verschiedener Festungen in Hindostan vermittelst der Krokodillen. Vellore im Carnatic, diese Festung die zur Zeit von Hyder Aly sehr wichtig war, weil sie zum Theil zum Schlüssel des Eingangs in seine Länder diente; sagt dieser Missionair, ist eben sowohl gesichert durch die vielen in ihren Graben gesetzten Krokodille als durch ihre Pallisaden. Wahrscheinlich ist dieß sehr übertrieben, da Rennel sagt, es sey eine starke dreifache Festung; indeß mag in ehemaligen Zeiten eine solche Leibwache von Krokodillen furchtbar genug gewesen seyn.

Uebrigens sind die großen Flüsse und vorzüglich der Ganges sehr stark mit Krokodillen besetzt, so daß man ihrer viele selbst tief landeinwärts findet. Tavernier bezeugt, daß er auf seiner Reise von Patna nach Daca mehr als einmal viele dieser Thiere an den Ufern liegend sahe und auch unter sie geschossen. Er redet sogar auf eben dieser Fahrt von einer unendlichen Menge derselben.

Daß auch der zweite Gränzfluß Hindostans, der Indus, so wie einige große Binnensümpfe und kleinere Flüsse, dieses selbst den Palmgärten und Fruchtfeldern schädliche Thier ernähre, bezeugen mehrere Reisende.

Unter den Eidechsen von minderer Größe kommt dann hier vor: der Leguan (Lacerta Iguana L.) den wir bereits bei den Antillen

kennen lernten *), der auch hier in Ostindien, besonders auf Ceylon, für eine herrliche Speise gilt. Auch das Chamäleon hat die Verbreitsamkeit mit dem Leguan gemein; es lebt so wie dieser sowohl in der Neuen Welt, als in Afrika und hier in Ostindien. Neben diesem durchaus unschädlichen Thier findet sich aber auch der gefährliche Gecko (Lacerta Gecko). Er ist so giftig, daß sogar die Lebensmittel über welche er hinläuft, nur allein durch die Berührung seiner Füße schädlich werden, und sein Biß ist, den gültigsten Zeugnissen eines Bontius und Valentins zufolge tödtlich. Hasselquist sahe in Aegypten, denn der Gecko nimmt in der alten Welt ebenfalls beinahe die ganze heiße Zone ein, drei Frauen dem Tode nahe, weil sie von einem Käse gegessen hatten über welchen diese Eidechse hingelaufen war; auch entzündete sich die Hand eines Mannes der sie haschen wollte, sofort, und ward mit Beulen bedeckt. Indeß soll die Jahrszeit die Stärke des Gifts erhöhen oder vermindern. Zum Glück gab die Natur diesem schädlichen Thiere eine ziemlich helle, warnende Stimme, da die meisten der übrigen Eidechsen stumm sind. Der Gecko ist bereits, jedoch nur mit wenigen Worten in Siam unter dem dortigen Namen Tcko vorgekommen **). Naturforscher unter-

*) T. B. der Reisen 2. Jahrg. S. 215. f.

**) M. s. den vorhergehenden Jahrgang.

scheiden verschiedene Gattungen dieses furchtbaren Thiers.

Noch führen wir hier als merkwürdig auf, den sogenannten fliegenden Drachen (Draco volans L.) ein kleines harmloses Thier, also gerade jenem schrecklichen Drachen in Lybiens Wüsten, dem Gegenstand der Ritterkämpfe die die Einbildung erfand, entgegengesetzt. Unser kleine Drache, er ist überhaupt nur gegen einen Fuß lang, unterscheidet sich besonders dadurch von den übrigen Eidechsen, daß er zwischen den Hinter- und Vorderbeinen mit einer geribbten Haut begabt ist, welche er, um seinen Flug zu machen, gleich einem Segel aufspannet, denn von dem kleinen Beutel welcher ihm unter der Kehle herabhängt, findet sich bei einigen andern Eidechsen etwas ähnliches. Jene Flughaut giebt ihm indeß nicht das Vermögen, wie ein Vogel, oder nur wie die Fledermaus zu fliegen. Sie dient nur, wie die Haut des fliegenden Eichhorns, sehr große Sprünge zwischen weit auseinanderstehenden Bäumen zu erleichtern. Dagegen leistet sie ihm im Wasser ebenfalls zum Schwimmen die Dienste der Schwimmhaut der Wasservögel. Das Thierchen vermag daher seine Beute, Insekten aller Art, sowohl in der Luft als unter dem Wasser zu verfolgen.

Ein nützlicheres Geschlecht der Amphibien ist das der Schildkröten, besonders gehören hieher die Meerschildkröten.

Die Karette (Testudo imbricata) und die geometrische (Test. geometrica), sowohl wegen des

Fleisches als wegen der trefflichen Schale, der sogenannte Schildpatt, höchst schätzbar, kommen an den hiesigen Küsten vor. Ferner hat man noch an der Küste von Coromandel die große indische Schildkröte (Testudo indica) entdeckt, bei welcher, nach unsers berühmten Pr. Schneiders Angabe, der Oberschild über den Hals auf- und rückwärts gebogen ist, und die drei vordersten Felder der Scheibe jedes mit einem Höcker besetzt sind. Sie ist fünftehalb Fuß lang und 14 Zoll dick. Pernault hat eine gute Abbildung davon gegeben.

Wahrscheinlich finden sich auch einige Arten von Landschildkröten in Hindostan; denn dieß ergiebt sich aus dem Ives.

Wir übergehen die Frösche und Kröten, wovon man dort, wie Percival sagt, große Schaaren antrift, indeß ist uns hievon weiter nichts neues oder merkwürdiges angezeigte vorgekommen. In dem durch unsern Bechstein noch vorzüglicher gewordenen Werke von la Cepede, über die Amphibien, findet man besonders nur zweier Froscharten als in Ostindien einheimisch erwähnt. Da hingegen ist die Anzahl der Frösche der neuen Welt sehr groß, dennoch kennen wir Ostindien weit länger, und seitdem England dort so weit um sich gegriffen hat, haben uns mehrere Naturforscher viele Aufschlüsse über die dortigen Naturerzeugnisse gegeben. Amerika scheint mithin stets, wie bereits Pauw bemerkte, der an Sumpfthieren bei weitem reichere Erdtheil zu seyn.

Hindostans Fische aufzuzählen wäre hier unnütz ja kaum thunlich, so wie bei den eben beendigten Thierklassen begnügen wir uns nur einige Fische auszuheben.

So reich sind die Fischereien Hindostans daß sich eine eigene Caste, eine eigene Abtheilung unter den Hindus, findet welche sich der Fischerei ausschließlich widmet. Dieß ist die Caste *) der Sputtirer und Jallevenyvantee. Begreiflich gehören sie zu den Casten welche animalische Speise genießen, indeß sind sie hiebei doch so religiös, daß wenn die Fische an einem heiligen Orte, deren es dort viele giebt, gefangen werden, sie sie nicht genießen.

Daß die Seefische aller Art in Menge hier die Küsten umschwärmen bedarf wohl keiner weitern Auseinandersetzung. Es verdient aber einer Bemerkung wie die Malabaren aus einem der gefürchtetsten Seeungeheuer wichtige Vortheile ziehen.

Dieß sind die Haien (Squalus).

Da die Chineſen die Flossen dieser Raubfische für Leckerbissen halten, und sie nebst dem zuvor angeführten merkwürdigen Schleimthiere, der sogenannten Seeschwalbe **), und den berühmten Vogelnestern, (ebenfalls hauptsächlich ein Produkt aus schleimigen Seethieren) auf die Tafeln der Großen und der Schlemmer bringen.

*) M. s. nachmals die Darstellung der Hindus.

**) M. s. Cochinchina.

so wird die Fischerei der Haien auf beiden Küsten besonders aber auf der von Malabar stark betrieben. Die Ausbeute ist so beträchtlich, daß dieser Handel jährlich zweihundert Tausend Rupien (510000 Liv.) abwirft. Die Exportation dieses sonderbaren Artikels nach China ist gänzlich in den Händen der Engländer. Sie nehmen die Haifossen bei Mangalore und bei Goa ein, indem sie zugleich ihre Schiffe mit Sandelholz, Pfeffer und Cardamomen befrachten. (le Goux.)

Von andern Seefischen kommen hier noch als für den Haushalt bedeutend vor, die Sardelle; der Mangofisch (Polynemus paradiseus L.), ein schöner orangefarbener Fisch, der unter die schmackhaftesten Fische Bengalens gehört und bei seinem Hinauftreiben in den Ganges gefangen wird. Der Schwerdtfisch (Xiphias), der Thunfisch und der wegen seines treflichen Goldglanzes nicht minder als wegen seines eßbaren Fleisches berühmte Goldfisch (Coryphana Hippurus L.). Mehrere Arten electrischer Fische wie auch Remoren. Der Rüsselköpfige Klipfisch (Chaetodon rostratus L.); Die Natur gab ihm das merkwürdige Talent, vermittelst seines röhrenförmigen Rüssels die ihm zur Nahrung dienenden vorüberfliegenden Insekten durch einen sichern Schuß von einigen Tropfen Wasser herab zuschmellen.

Rochen (Rajae), Schollen, Makrelen, Boniten und viele andere Arten bedürfen hier nur allein des Namens, da sie in andern Meeren ebenfalls vorkommen.

Flußfische sind hier ebenfalls in Menge vorhanden, besonders Barben und Aale, auch treten mehrere Lachsarten in die grössern Flüsse hinauf; daß aber auf der andern Gränze Hindostans, der Indus reich an schmackhaften Flußfischen sey, bezeugt Hamilton; er aß in Tatta treffliche Karpen wovon einzelne 20 Pfund wogen.

Daß aber auch die Insel Ceylon keinen Mangel an Flußfischen leide wissen wir bereits durch Knox. In den großen Fluß Mavelogonge, der aus dem tiefgelegenen höchsten Gebirge entspringt und bei Trincomale ins Meer fällt, findet sich eine sehr ansehnliche Lachsart, und Percival erwähnt eines Ueberflusses von kleinern süß Wasser Fischen die sich sofort nach dem Regen in den dortigen stehenden Gewässern antreffen lassen.

Die Entomologie müßte in Hindostan ein unermeßliches Feld zu bebauen vorfinden, schade daß bis jetzt, soviel mir bekannt ist, kein eigentlich sachkundiger Naturalist dieß unternommen hat. Wir kennen nur einige Bruchstücke, und selbst diese nicht einmal genau. So haben wir etwa 20 eigentliche Käfer oder Erdkäfer (Scarabeus) hauptsächlich durch einige der protestantischen Missionäre von Tranquebar, also der Küste von Coromandel, kennen gelernt, allein von ihrer Haushaltung oder Lebens- und Verwandlungsart wissen wir nichts. Wahrscheinlich ist dann auch hierunter der ungeheure Käfer welcher auf Ceylon regelmäßige Löcher mehrere Zoll tief in die Bäume schneidet und daher dort der Zimmermann genannt wird. Ist die von ihm

gemachte große Höhle fertig, dann schlägt er seine Wohnung darinn auf. So erzählt es Percival; indeß scheint es wahrscheinlicher, daß die Larve oder Käferraupe sich diese große Wohnung zu ihrer Verwandlung zimmert, wie bei uns alle große Käferlarven, und daß man den Käfer hat daraus hervorgehen sehen.

Von Insekten mit bestäubten Flügeldecken (Lepidoptera) findet sich hier sicher eine eben so reiche als glänzende Ausbeute. Dieß läßt sich aus denen wenigen schließen welche die Cabinette von dorther aufzuweisen haben, z. B. dem Hector, Helenus, Palinurus und andern; von Nachtvögeln aber die den Fledermäusen an Größe fast gleiche Phalaena Atlas. Ihre Raupe bewohnt dort die Orangenbäume, und aus ihrem Gespinst oder dem Kokon bereitet man eine feste brauchbare Seide.

Ueberhaupt erzeugt Hindostan, außer der Maulbeerraupe, mehrere Nachtvögelraupen deren Gespinste gute Seide liefern. So hat der berühmte Jones von einer dem Dr. Anderson Nachricht gegeben; er nennt sie nach dem Futter der Raupe, dem Wunderbaum, Phalaena Ricini.

Das Klima von Bengalen giebt dem Maulbeerbaum, wovon sich stets auch hier die gewöhnliche und einträglichste Seidenraupe nährt, eine so vorzügliche Güte daß die Franzosen vormals darauf bedacht waren diese Varietät des Maulbeerbaums in Frankreichs wärmsten Provinzen einheimisch zu machen. Denn eben der Güte dieses Laubes schreibt man die Vorzüglichkeit

e bengalischen Seide zu Bengalen, und
uptsächlich die von den beiden Zweigen des
anges gebildete Insel, produciren eine außer-
dentliche Menge Seide. Die Stadt und die
nze, durch die Ueberschwemmung des Ganges
chtbar gemachte Insel von Cossimbazar ist
shalb besonders berühmt, so wie an der Ost-
ite des Ganges die Städte und Orte Rungpor,
Kaulbah, Baulea u. a. In diesem milden
lima und reinem Himmel spinnen die Seiden-
ürmer das ganze Jahr hindurch in freier Luft,
der in völlig offnen Schoppen. Auch ist ihre
Seide von so großer Schönheit, daß le Goux
ehauptet sie übertreffe die beste Orgasin (ge-
wirnte) Seide von Frankreich und Italien.

Der Landstrich um Cossimbazar erzeugt allein
uf 2000 Centner Seide, welche gänzlich in den
andesfabriken verbraucht wird.

Seit einiger Zeit führt aber auch die englische
Ostindische Compagnie von dieser Seide einige
underd Centner, abgesiedet und gewaschen, be-
nders für ihre schönen Strumpffabriken aus;
nd vormals verbrauchte Holland ebenfalls von
orther eine große Quantität zu Schnupftüchern
nd sogenannten Cassimbazars, seidene Zeuge,
affete mit einfachem und zusammengedrehetem
Einschlage von ungemeiner Schönheit und ohne
preetur, die sich wie Leinewand waschen lassen.
n ihrem Handel auf den Molukken hatte vor-
ls die holländisch Ostindische-Compagnie da-
jährlich 40000 Stück nöthig.

Daneben werden aus dieser Seide Tücher, Shawls und broschirte Attasse zur Ausfuhr verfertigt; wie auch die Mangadoutis, eine eigene Art Taffet, die aber nur für die Bewohner Asiens passen.

Der Gewinn mit jenen ausgeführten Waaren ist sehr beträchtlich; so giebt le Goux an, daß die engl. Ost. Compagnie auf die nach dem rothen Meere und Persien gesandten Zeuge 30 bis 40 pr. cent gewinne.

In unsern neuesten Zeiten ist, Lord Valentia zufolge, Dschongepor der Hauptstapelplatz für die Seide, obgleich Cossimbazar deßhalb einen berühmtern Namen führt. Die hiesigen Gebäude, welche 1773 errichtet sind, beschäftigen 3000 Menschen. Bei jedem der 600 Oefen ist ein Mann zum Abspinnen der Kokons, und ein Knabe der das Rad dreht; hievon erhält der erste monatlich 4½ Rupien, der andere drei. Die drei hier benutzten Arten Seidenwürmer werden von Weibern und Kindern erzogen. Die Würmer sind Privateigenthum. Der Seidenwurm von Tipra ist der größte und beste, hierauf folgt der eigentlich hiesige; die chinesische oder madrassische ist die schlechteste. Beide Arten geben im Jahre eine achtmalige Erndte. Im Abhaspeln bedient man sich der italienischen Manier. Es werden dreierlei Arten Seide verfertigt. Die Compagnie kann die Quantität beliebig vergrössern. Der Sihr (2 Pfund) gesponnene Seide kostete der engl. Compagnie in diesen Zeiten, alle Kosten mit eingerechnet, 10 Rupien und 4 Anas.

Die

Die Seidenkultur soll erstlich nach Kaiser Achars Zeiten besonders in Flor gekommen seyn; dieß ist sonderbar genug, da man von ältesten Zeiten in Serica und Sina, also Hinterindien und auch aus Persien Seide erhielt, mithin das eigentliche Hindostan zwischen beiden gelegen, diese Kultur lange vernachlässigte. Vielleicht waren die treflichen Baumwollen-Zeuge Hindostans daran schuld.

Von Insekten mit halben Flügeldecken (Hemiptera) äußern auch hier die Heuschrecken nur zu oft ihre Schädlichkeit. Eine gelbe, fingerslange Heuschrecke verdunkelt zu Zeiten, wie eine große Wolke, die Luft und bedeckte in Orixa ganze Felder; man nennt sie Tscheddys (Anquetil).

Auch besuchen höchstwahrscheinlich andere Zugheuschrecken aus Persien das Dekan.

Mehrere Arten von Fangheuschrecken (Mantis), Schaben, und Schildläuse finden sich, wie besonders Dr. Anderson von lezten uns Nachricht gegeben hat; anjezt soll das wahre Cochenill-Insekt dort eingeführt seyn.

Daß der Entomologe hier eine zahlreiche Liste von Afterwespen und Gallen aufzunehmen fände, bezweifelt wohl Niemand. Uns sind die hiesigen Bienen wegen ihrer Nuzbarkeit wichtiger. Wenn gleich die Arten der hiesigen Bienen nicht genau bestimmt sind, so ergiebt sich doch ihr Vorhandenseyn aus der beträchtlichen Quantität Honig welches man aus ihren Höhlen in den Waldungen holt. Knox gedenkt drei verschiedener

Arten von Bienen auf Ceylan; die Meulasses, die Bamburos und die Conameyas. Die erstern bauen ihre Stöcke, und also ihren Honig, in den großen Ameisen-Hügeln, die zweite, die größte, aber in den Höhlungen der höchsten Baumzweige. Der Honig dieser Bamburos ist von vorzüglicher Güte, so hell wie Wasser; das der dritten, kleinern Art ist unbedeutend.

Die nördlichen Provinzen Hindostans liefern den meisten Honig und eine so beträchtliche Menge Wachs, daß die Engländer es als Handelsartikel ansehen.

Wie fast in allen heißen Ländern fallen dann auch die Fliegen, Mosquiten so wie mehrere Arten unzähliger Ameisen besonders den Europäern zur Last. Wir haben den Termiten und seine Verwüstung schon auf der Küste von Guinea hinreichend kennen gelernt *).

Perrin nennt eine dieser alles minirenden und verzehrenden Ameisen, etwas größer und runder als unsere Ameise, dabei völlig weiß, Karia. Er untergräbt die Häuser und steigt bis ins Dach hinauf, sobald man nicht gleich anfangs seinem Zerstören Einhalt thut. Nach ihrer Verwandlung in fliegende Insekten werden diese Allverzehrer selbst verzehrt; wenigstens sagt dieß Perrin, ob sie aber auch von den Europäern gegessen werden oder nur von den Hindus? Letzteres scheint deßwegen eher wahrscheinlich,

*) T. B. der Reisen 1r Theil.

weil die Afrikaner, wie wir sahen, die ungeheuern weiblichen Termiten ebenfalls schmackhaft finden. Diese Karias sind dann höchstwahrscheinlich dieselben Thiere welche Knox auf Ceylan unter dem Namen Vacos beschreibt, denn ihre Farbe und Gestalt, so wie ihre Art bedeckte Gänge zu treiben, alles ist wie bei den Karias.

Unter den Spinnen finden sich mehrere seltne Arten z. B. ein Paar sehr schön gezeichneter Gartenspinnen, wovon die eine die langhaarichte, der güldne Lorbeer, die andere das silberne Band genannt wird. Auf Ceylan soll sich ein in seiner Art ungeheures Thier zeigen, wovon Percival behauptet die Beine hielten 4 Fuß in der Länge (vielleicht 4 Zoll?) also wohl vielmehr eine Afterspinne (Phalangium); der Körper ist mit schwarzen dicken Haaren besetzt, und das Gewebe so stark daß sich kleine Vögel, wovon sie lebt, darinn wie im Netze fangen.

Der Skorpion ist hier sehr gefährlich. Er ist schwarz und etwa 4 Zoll lang; das tödtliche Gift soll einer Milch gleichen. Eine andere Art die Perrin angiebt ist grau und fast durchsichtig; die Wirkung des Skorpions Gifts hält er für weniger gefährlich als die des dortigen Tausendfußes, es verursache nicht nur heftige Hautentzündung, sondern zugleich Schwindel bis zum Wahnsinn.

Ein höchst merkwürdiges Gewürm hegt Ceylan in seinen Erd-Blutigeln. Sie halten sich nicht im Wasser sondern auf der Erde in den Waldungen auf. Diese Thiere sind nicht viel größer

als eine Stecknadel, von Farbe dunkelroth und gesprenkelt. Sie kriechen nicht, sondern gehen in Sprüngen, indem sie den Kopf zuerst anstemmen und sodann mit einem schnellen Ruck den Schwanz nachbringen. Auf die Art sitzen sie den durch die Wälder Reisenden schnell und unvermerkt auf den Kleidern, und suchen sofort eine Oeffnung zur Haut. Sobald sie diese gefunden saugen sie das Blut; und da sie hier schaarenweise leben, so findet man sich bald mit Blut überdeckt. Dieß dem Anscheine nach unbedeutende Thier wird besonders dem Schlafenden höchst gefährlich. Mehrmals verlohren die Holländer, auf ihren Märschen in Ceylan, viele Soldaten, die von bloßer Entkräftung durch den Blutverlust umkamen.

Die Meere der großen Halbinsel sind so voll von den schönsten und nutzbarsten Schaalthieren daß sich hier an den Küsten die treflichste Gelegenheit darbietet ein schönes Muschelcabinet zu errichten. Die uns hierüber von Ie Beck ertheilten Erläuterungen verdienen auch deßhalb hier einen Platz, weil wir dadurch zugleich eine allgemeinere Ansicht von der Perlenfischerei erhalten, und manches von dem was davon zuvor gesagt worden ist, berichtigt werden wird.

Der Ort, etwa 4 engl. Meilen südlich von Aripo auf Ceylan, der Hauptstapelplatz dieser Fischerei heißt Condatschy. Er liegt in einer halbmondförmigen sandigen Bay, woselbst das Wasser so schlecht ist, daß man es von Aripo holen muß.

„Dieser sonst wüste, unfruchtbare Flecken bietet zur Zeit der Fischerei ein erstaunungswürdiges Schauspiel dar. Hier zeigt sich, sagt le Beck als Augenzeuge, eine Mischung von Tausenden von Menschen von verschiedenen Farben, Ländern, Casten und Beschäftigungen, eine Menge von Zelten und Hütten am Meeres Ufer errichtet nebst ihren Läden oder Bazars, und endlich viele Boote die insgemein Nachmittags reichbeladen zurückkehren. In Ansehung der Taucher ist es aber sehr merkwürdig was die Gewohnheit endlich der Natur des Menschen abzugewinnen vermag. Man sieht hier Taucher welche gegen 7 Minuten ununterbrochen unter Wasser bleiben und nur bei ihrem Heraufsteigen etwas Wasser selten aber Blut von sich geben. Jeder Eigenthümer eilt zu seinem Bote hin, sobald es das Ufer erreicht, in der Hoffnung es mit unermeßlichen Schätzen beladen zu finden, freilich nur zu häufig sehr getäuscht. War ihm aber heute sein Schicksal ungünstig, so verkündigt ihm der Brahmine, auf Astrologie gestützt, morgen ein besseres.

Um Aufruhr zu verhindern schickt man einen Officier mit einem Commando Malayen hieher. Sie bewohnen ein großes Viereck, wo sie ein Feldstück und einen Flaggenstock zu Signalen haben.

Hier und da findet man Mäckler, Juwelierer und andere Kaufleute, wie auch Marketender die da Lebensmittel feil bieten. Bei weitem die größte Menschenzahl ist aber mit den

Perlen beschäftigt. Einige assortiren sie vermittelst der schon zuvor beschriebenen kupfernen, durchlöcherten Platten; andere wiegen die Perlen und bieten sie zum Verkauf aus; noch andere drillen, d. h. durchbohren sie. Dieß geschieht zu einem sehr geringen Preise vermittelst einer eigenen hölzernen Maschiene in deren Oeffnungen die Perlen festgehalten werden, und mit einem Stiele unter stetem Bewässern, fast wie auf einer Drehbank durchbohrt werden. Andere reinigen und poliren die Perlen mit Perlpulver. Endlich trift man hier Bettler, Fakiere und andere Mönche, die durch die widernatürlichste Beschwerung und Peinigung selbst der empfindlichsten Theile des menschlichen Körpers Almosen zu erhaschen suchen.

Vielartig zeigt sich zugleich das Spiel der Leidenschaften. Gespannte Hoffnung, lebhafte Freude und tiefster Kummer stehen gedrängt neben einander. Die Muscheln werden nämlich ungeöffnet feil geboten, und Viele die ihr ganzes Vermögen auf diesen ungewissen Einkauf, eine wahre Lotterie, verwandt haben und sich getäuscht fanden, gerathen in die äußerste Verzweiflung. Andere hingegen machen oftmals mit dem Einkauf von ein Paar Muscheln ein erstaunliches Glück. So kaufte ein Tagelöhner für einen einzigen Kupferfanam (etwa 2 Pence oder 15 Pfennig) drei Perlen-Austern und fand eine der größten schönsten Perlen des ganzen damaligen Fanges; sein Glück war auf immer gemacht.

Zwar hat man einige Kennzeichen um den Werth oder innern Gehalt einer Perlauster zuvor vor dem Eröffnen zu schätzen; allein diese sind sehr ungewiß. Gewöhnlich finden sich indeß die Perlen am reichlichsten und schönsten in solchen Austern deren Schalen mit Korallen, Sertularien, Madreporen und ähnlichen Gewürmhäusern besetzt sind, wahrscheinlich daher unter die ältern gehören. Man hat oftmals Austern gefunden worin zwei ja dreihundert, freilich sehr kleine Perlen lagen. Die jungen Muscheln enthalten keine; dennoch entzieht man sie, zum großen Nachtheil der Fischerei, dem Meere.

Verleidet wird aber der hiesige Aufenthalt durch die pestilenzialische Luft, welche die Fäulniß der hinweggeworfenen Austern verursacht. Man häuft sie, nachdem die Perlen herausgenommen, in großen Massen an, und fühlt, bei der erstaunlichen Landeshitze, nach kurzer Zeit die traurigsten Folgen. Faulichte Krankheiten aller Art brechen hervor, und da das hiesige Wasser brak und salzig ist, das frische weit herbei zu holende aber für die größere Menge zu theuer, so nehmen diese pestartigen Uebel schnell überhand.

Die Perlenfischerei vom April 1797 gab nun Gelegenheit den Reichthum des hiesigen Meers an Muscheln und Schnecken aller Art ins gehörige Licht zu stellen. Hr. le Bock ermunterte nämlich die Taucher durch beträchtliche Preise, für ihn alle Arten von Seemuscheln und See-

gewachsen mit heraufzuholen. Dadurch erhielt er nun verschiedene Arten von Kammmuscheln (Pectines); den Königsmantel; ferner die gestreifte Scheide, (Solen radiatus), die arabische Buchstabenmuschel (Venus castrensis); den doppelten Hahnenkamm (Aftrea hyotis); Hammermuscheln, nämlich den polnischen Hammer und den Forskälischen (Ostrea malleus und Ostr. Forskalii); das Vögelchen (Mytilus hirundo); die Lazarusklappe (Spondilus Crovius); die Bohrpholade (Pholas putillus); die Bischofsmütze (Mitra episcopalis); Pennants Meereichel (Lepas Pennanti); den Dreikiel (Patella tricarinata); die Taucherschnecke (Bulla maculata); die Harfenschnecke (Buccinum oder Tritonium Harpa); die Porcellanschnecke (Cyprea Salica, die Podagraschnecke (Strombus Scorpius) und andere von geringerm Werth.

Ueberdieß erhielt er von Zoophyten, mehrere seltne Arten, Schwämme, Corallinen, Sertularien; nebst einer Menge Arten Seesterne und Seeprodukten die sich nicht in Spiritus aufbewahren lassen, sondern auf der Stelle müssen beschrieben werden; wahrscheinlich Quallen, Asterien u. d. gl.

Dieß sey genug um im Allgemeinen auf den großen Reichthum dieser Gewässer zu schließen. Es muß wohl nur die Jahrszeit oder auch der Mangel an bequemer Gelegenheit gewesen seyn, weßhalb der Lord Valentia hier nicht so viel Conchylien und andere Meereskörper erhielt, als er erwartete.

Wir endigen hiemit die Uebersicht der Naturerzeugnisse Indostans, und gehen zu der ihm angehörenden großen Insel Ceylan hinüber.

Auch bei dieser großen Trümmer des Continents mag hier eine kurze Ansicht des Landes vorangehen. Der Mensch, der Ceylaner, bleibe dagegen, bei der unverkennbaren Aehnlichkeit mit dem Malabaren und anderen Bewohnern des festen Landes, bis zu der Darstellung der Bewohner von Hindostan aufgespart.

Ceylan oder Seilan.

Zwischen 5° 45′ und 9° 50′ nörd. Breite und 79° 43′ und 82° 40′ öst. L. v. Gr. hängt Ceylan, das Taprobana der Alten, der Gestalt nach einer Birne ähnlich, die sich durch den gekrümmten Stiel der Halbinsel Jafna gegen das feste Land hinbiegt, an Coromandel herab. Einige geben dem Ganzen, nach Tempelman 1733, Andere über 1800 deutsche Quadratmeilen Oberfläche. Der größere Durchmesser, der von Norden nach Süden, beträgt, den Stiel von Jafnapatam mit gerechnet, etwa 60; der kleinere aber von Osten nach Westen, da wo er am größten ist, nur einige 30 deutsche Meilen.

Schon zuvor *) ist es bemerklich gemacht wie im Nordwesten von Ceylan die Bildung, die kleinen Inseln und die aneinandergereiheten Sandbänke und Untiefen bei Manaar deutliche

*) S. 22.

Anzeigen des ehemaligen Zusammenhanges mit Hindostan darbieten.

Die Zertrümmerungen der großen Insel zeigen sich aber hauptsächlich, ja man darf sagen fast ausschließlich, in Norden. Hier sind nämlich die vielen, theils größern theils kleinern Bruchstücke. So ist z. B. die ganze sehr ansehnliche Provinz oder vielmehr das Reich Jafnapatnam, eigentlich selbst eine Insel da sie bereits bei Siomalai und weiter hinab bei Sio-cotta-clai, (etwa gegen $9\frac{1}{2}$ Gr. Breite) wirklich von dem Ganzen abgeschnitten oder in Insel verwandelt ist, dennoch hält sie, dem Baldaeus zufolge, sechs deutsche Meilen in der Länge, und halb so viel in ihrer größten Dimension in der Breite; sie war damals in 4 Provinzen getheilt worin sich 159 Dörfer oder Ortschaften befanden.

In äußerstem Norden ist aber Jafnapatam selbst wieder getheilt. Die Insel Wademoratschie enthält die, in ältern Zeiten durch die Kriege der Portugiesen so berühmte, und so theuer von den Holländern erkaufte Festung Jafna selbst.

Ebenfalls ist die Insel Manaar nicht unbeträchtlich, ihr größter Durchmesser beträgt über $2\frac{1}{2}$ deutsche Meilen.

Im Ganzen gewährt Ceylan einen schönern, fruchtbarern Anblick als die Küsten von Malabar oder Coromandel; indeß erscheinen dennoch die östlichen Küsten, besonders die südöstliche zwischen Punto de Galle und Batacole felsigt und kahl. Geht man die Küste von Norden aus in Osten hinab, so zeigt sich zuerst als tiefer Einschnitt,

der trefliche Hafen Trinconomale unter 8° 35′ n. Br. und 81° 27′ öst. v. Gr. Er faßt auf 100 Schiffe, und stellt sie gegen alle Winde sicher. Er wird nicht nur durch sein eigenes Fort, sondern vorzüglich durch die Festung Ostenburg, gegen feindliche Angriffe gedeckt. Daher ist er seit langer Zeit ein blutiger Zankapfel zwischen dem Kaiser von Candy, den Portugiesen und den Holländern gewesen.

Trinconomale ist für England, welches bekanntlich 1795 davon Besitz nahm, von sehr grosem Werth; da es außer Bombay der einzige Hafen ist, in welchem die Schiffe bei dem heftigen Monson sichern Schutz finden; und ein Schiff von Madras innerhalb 2 Tagen hier landen kann.

Ein zweiter wichtiger Platz dieser Küste ist Batacalo, ebenfalls ein guter Hafen, wenn gleich von mindern Werth, hinter welchem sich ebenfalls ein tief ausgeschnittenes Land befindet. Mit geringen Auszackungen läuft die Küste dann bis zum südlichsten Puncte, Dondra Head hinab, jedoch finden sich mehrere benutzbare kleine Bayen auf diesem langen Striche.

Gleich hierauf folgt, nach Südwesten, Mature, die Hauptstadt einer an Pfeffer und Kaffee reichen Provinz. Indeß ist die Gegend umher dennoch ein Aufenthalt vieler wilder Thiere, besonders der Elephanten. Bei einer Jagd, welche auf Befehl der Regierung deßhalb angestellt ward, fing man nicht weniger als 176, die größte Anzahl die man je auf einer Jagd gefangen hat.

Punto de Galle, dreißig Meilen westlicher, unter 6° n. Breite, ist als die dritte wichtige Stadt der Insel berühmt, und daher mit einer ansehnlichen Garnison besetzt. Der Hafen ist geräumig, indeß können die Schiffe nicht bei allen Winden auslaufen. Die hiesige Fischerei ist sehr beträchtlich, auch wächst in dieser Gegend Zimmt, aber weder von besonderer Güte noch Menge. Die Bevölkerung ist ansehnlich, nach der von Columbo die stärkste.

Die Küste läuft nun ziemlich gleichförmig nach Nordwesten und Norden hinauf, bis zu einem der wichtigsten Posten auf Ceylan, zu der Festung Caltura.

Sie ist an dem großen Zweige des ansehnlichen Flusses Mulivaddy gelegen, und beherrscht eine romantische Gegend. Bei der großen Menge von Wildprett ist hier zugleich ein Hauptsitz der Jagd; besonders häufig findet sich hier Roth- und Schwarzwildprett.

Nach einem Abstand von 30 engl. Meilen gelangt man von hier zu dem Hauptorte aller fremden, jetzt englischen Besitzungen, zu Colombo.

Sie ist einige Minuten oberhalb des 7ten Breiten-Grades gelegen; das Fort steht auf einer ziemlich weit ins Meer hinreichenden Halbinsel, und ist dadurch vermöge der Winde, die es in aller Richtung bestreichen, gesund und kühle; wird auch von keiner nahe gelegenen Anhöhe beherrscht. Auf einem, landeinwärts gelegenen Landsee findet sich eine Insel die

wegen der vielen Kokospalmen mit den darauf gelegenen schönen Häusern und Gärten einen sehr reizenden Fleck bildet; man kommt von ihr sogleich in die dahinter gelegenen Zimmtwälder, die wir bald näher werden kennen lernen.

Colombo selbst ist regelmäßig gebauet; zwei Hauptstraßen, die einander durchkreutzen, theilen es fast in vier gleiche Theile. Kleinere Straßen laufen diesen parallel. Auf der einen Seite des großen Paradeplatzes stehen die öffentlichen Gebäude für bürgerliche und Kriegs-Geschäfte. Auf der andern aber die großen Zimmtmagazine go-downs jetzt genannt.

Die Stadt hat ein sehr gutes und wohlbedientes Hospital, und eine eigene Wohnung für den Oberarzt; sie enthält, gleich daneben, zugleich ein Vorrathshaus für alles was das Hospital bedarf.

Das Gouvernementshaus liegt im Angesicht des Hafens; dahinter ein treflicher Garten der anfangs zu einem großen Tank oder Wasserbehälter im Belagerungsfalle dienen sollte, wenn gleich sonst jedes Haus seine eigene Cisterne hat, da es an gutem Wasser gebricht.

Percival bemerkt bei dieser Gelegenheit eine sonderbare Art hier die Armeen auf dem Marsche mit Wasser zu versehen. Jedes Regiment hat eine Anzahl lederner Schläuche, diese werden mit Wasser gefüllt und auf Trageochsen von mohrischen Knaben in die verschiedenen Soldaten-Quartiere getrieben. Auf dem Marsche hingegen laufen Neger mit kleineren Wasserschläuchen,

an welchen sich lederne Röhren befinden, neben den Regimentern her, und tränken jeden der es bedarf; man nennt diese Wasserträger, Beasties.

Colombo zeichnet sich besonders dadurch von der gewöhnlichen Bauart der Indischen Städte aus, daß die Häuser hier mit Glasfenstern wie in Europa versehen sind, da sonst nur Blenden, zum leichtern Durchströmen der Luft unter diesem heissen Himmel Mode zu seyn pflegen. Die Häuser haben aber eben deßhalb Verandos oder Seulen = Gänge mit hervorstehendem Dache um in freier Luft im Schatten zu sitzen oder zu spazieren.

So wie mehrere Städte Indiens, findet sich bei Colombo eine sogenannte schwarze Stadt, oder Pettah, weil sie vorzüglich von Schwarzen, nämlich Mohrischen und eingebornen Kaufleuten bewohnt wird. Indeß sieht man darin ebenfalls mehrere treffliche Häuser europäischer (holländischer) Kaufleute.

Der Hafen ist nur eine offene Rheede, welche den Schiffen bloß während der 4 Monate December bis zum April nutzbar ist, da während dieser Zeit die Nordwestwinde, welchen diese Rheede sehr ausgesetzt ist, nicht heftig wehen. Vom May an müssen hingegen die Schiffe bei zunehmendem Winde in den Häfen von Trinconomale oder Punto de Galle Schutz suchen.

Colombo ist einer der volkreichsten Plätze Indiens. Aeltere Nachrichten setzen die Volkszahl auf 300 Tausend.

Und diese Bevölkerung muß dem Ethnographen höchst merkwürdige und belehrende Scenen gewähren.

„Es giebt nämlich, sagt Perrival, wohl keinen Ort in der Welt, wo so viele Sprachen gesprochen würden, oder der eine solche Mischung von Nationen, Sitten und Glaubensarten enthielte. Außer den Europäern und Cingalesen, letztere sind die Eingebornen der Insel, trift man überall in der Stadt fast jede Volksart Asiens an. Da giebt es Mohren von aller Art, Malabaren, Travancorianer, Malayen, Hindus, Gentus, Perser, Türken, Maldivier, Javaner, und Eingeborne von allen großen Inseln Asiens; Persis oder Feueranbeter, die lieber ihre Häuser abbrennen lassen und in den Flammen umkommen, als das Feuer löschen. Man sieht hier Afrikaner, Caffern und Buganesen, eine vermischte Race von Afrikanern und Asiaten. Außer den Halbkasten findet man ebenfalls farbige Leute, und andere Arten, die von Vermischung der ursprünglichen Racen abstammen. Jede dieser verschiedenen Volksklassen hat ihre eigene Sitten, Gebräuche und Sprache; sicher könnte man hinzufügen: und eigne Physiognomie."

Ungeachtet der Schwierigkeit des Zugangs zu Colombo und des Mangels eines sichern Hafens ist dennoch der Handel von Colombo sehr wichtig. Aus seinem Gebiete wird jährlich eine große Menge Zimmt und Pfeffer, Stapelgewächse der Insel, nach Europa geführt. In der Nachbarschaft der Stadt distillirt man eine große

Quantität Arrack, welcher nach Bengalen und Bombay gegen Reiß und andere Produkte welche man auf Ceylan nicht hinreichend bauet, ausgetauscht wird. Auch verlodet man eine Menge hier verfertigter Coir-Tane. Daneben führen die Mohren und Malabaren aus: Betelblätter, Arekanüsse, Honig, Wachs, schwarzen Zucker, Cardamomen, Corallen, Elfenbein und andere Artikel: und handeln dafür ein, viele Arten Baumwollene Zeuge, Strümpfe, chinesisches Porcellan, Zinn, Kupfer und andere Artikel.

Von hier kommt man nordwärts ein wenig längst der Küste nach Negumbo. Kurz zuvor zeigen mehrere der ältern Karten eine Erdzunge, einige eine völlige Insel, Veganpattin, die große Karte von Visscher nennt es Pitt van Karf; warum ist dieß nicht auf der neuesten von Arrowsmith? Negumbo ist nur ein großer Flecken, jedoch mit einer Schutzwehr für die Zimmtschäler versehen.

Höher hinauf zeigt sich aber eine sehr beträchtliche Zersplitterung der Küste, wodurch, fast allen Karten zufolge, das ansehnliche Landesstück Calpentyn eine Insel bildet; auf Arrowsmiths Karte von Ceylan, hängt sie indeß in Süden noch durch eine schmale Landenge zusammen. Ihr im Norden sind zwei kleine Inseln Caradive gelegen.

Sodann folgt nach einer geringern Wölbung die schon erwähnte Insel Manaar, mit ihren beinahe bis zum festen Lande hinreichenden Sandbänken, der Adamsbrücke.

Fast nur die Küsten des großen Eilandes sind den Europäern bekannt; denn der vieljährigen Besitzung der Holländer ungeachtet reichten doch ihre Etablissements nicht tief ins Innere. Auf Visschers oder Ottens Karte findet sich indeß noch die Holländische Flagge bei einer Ortschaft Billawolle bis gegen 22 D. Meilen von Süden, und gegen 10 von Westen im Binnenlande der Insel. Jetzt soll dennoch das gesamte Binnenland den Eingebornen oder eigentlich dem Kaiser von Candy eigen seyn.

Nach Arrowsmiths Karte reicht aber jetzt das Gebiet der Engländer, die nun die Stelle der Holländer eingenommen haben, nur im Norden am tiefsten landeinwärts, von Caretschi angerechnet, etwas über 12 D. Meilen; in Süden und Osten nur etwa die Hälfte.

Ceylan wird von einem großen, ziemlich aneinanderhangenden Gebirge von Süden nach Norden durchschnitten. Die eben angeführte Karte lehrt hierüber leider gar nichts.

Dieses Kettengebirge theilt die Insel in dieser Richtung fast in zwei gleiche Theile, und sondert sie eben so von einander ab wie dieß bei den Ghauts des festen Landes der Fall war. Nämlich das Klima und die Jahrszeiten sind selbst dadurch unter einander verschieden, indem diese Gebirge die Wirkung der Monsoons selbst hemmen. Letztere kommen aber, so wie die Temperatur, größtentheils mit der auf Coromandel und Malabar beinahe überein.

Von diesem Hauptgebirge laufen aber mehrere Seitenzweige ab; einige davon in Norden sind auf Werseb's Karte gut angedeutet. Indeß scheinen sie sich doch von den Küsten selbst ziemlich weit entfernt zu halten; sie umfassen das heutige Gebiet des Kaisers und sichern es einigermaaßen, da die Zugänge steil und verwachsen sind.

Sie schützen aber auch das Binnenland vor den großen Stürmen, welche bei der Umsetzung der Monsoons an den Küsten stark gefühlt werden.

Unter diesen Bergen ist wohl der höchste, wenigstens der berühmteste, der Adams Pik, unter 6° 49′ n. Br. und 89° 19′ öst. v. Gr. gelegen, etwa 12 D. Meilen von Colombo. Er hat die Gestalt eines Zuckerhuts, eine holländische Zeichnung zeigt ihn aber als ein gedoppeltes Gebirge. Er ist fast gänzlich bewaldet. Einige geben die Höhe zu 2, wahrscheinlich englische Meilen an; man soll ihn auf eine Weite von 12 Meilen im Meere bereits sehen.

Dieser Berg, bei den Ceylanern Hamalel genannt, wird von ihnen heilig gehalten. Die davon herabströmenden Gewässer, durchlaufen weiter hinab angenehme Ebenen, und bilden gegen den Fuß hin einen Teich worinn sich dessen Verehrer baden um sich von ihren Sünden zu reinigen. Hierauf wallfahrten sie zu der Spitze des Gebirges selbst. Da dieß sehr felsicht und steil ist, so hat man nicht nur Staseln eingehauen, sondern eiserne, zum Geländer dienende Ketten angebracht woran sich die

Böschenden hinauf helfen; dieser Weg beträgt etwa eine viertel Meile. In einiger Entfernung von dem Gipfel sind zwei steinerne Säulen errichtet, worauf ein Queerstein ruhet, an welchem eine Glocke nebst ihrem Klöppel hängt. Die Pilger ziehen den an ihn befestigten Riemen, und wann sodann die Glocke keinen Ton von sich hören läßt, ein Fall der äußerst selten eintritt, so sehen sie dieß als ein böses Zeichen an, als einen Beweis daß sie nicht hinreichend von ihren Sünden gereinigt sind. Der Gipfel des Berges soll aus einer Fläche, 150 Schritt lang und 110 breit bestehen, und ein darauf gelegener Stein einen Eindruck zeigen von einem riesenmäßigen Menschenfuß, der zwei Spann 8 Zoll lang ist. Dieser wird für den Eindruck von Adams Fußsohle gehalten und hoch verehrt, daher hat man um den Stein nicht nur Bäume gepflanzt und Hütten darum errichtet, sondern es stand vormals hier eine eigene Pagode.

Von dem Hauptkettengebirge strömen nach den meisten Richtungen mehrere Flüsse herab. Zwei derselben sind von vorzüglicher Größe. Der Malivagonga oder nach Knoxen, Mavalagonga und der Mulivaddy. Den ältern und neuern Karten zufolge entspringt der erste am Fuße des Adams Pic, mehrere Meilen südöstlich der kaiserlichen Hauptstadt Candy. Er läuft beinahe um die ganze Stadt, senkt sich etwas nach Süden, erhebt sich sodann nach Norden, und geht in dieser Richtung gegen die Ostküste hin

zur Bay von Trinconomale, woselbst er sich dreiarmig ins Meer ergießt.

Die Quelle des zweiten, des Multivaddy, ist nicht weit von der jenes ersten entfernt. Er richtet seinen Lauf nach Westen und theilt sich in verschiedene Arme; der größte derselben Motwal genannt, durchschneidet die wichtigsten Kaneelwälder, bildet durch seinen Bogenförmigen Lauf eine sehr reizende Halbinsel, und ergießt sich etwa drei engl. Meilen oberwärts von Colombo in das Meer.

Es ist zu bedauern daß diese Flüsse, so wie die meisten der übrigen, durch Felsen und seichte Gründe bis jetzt für den Handel wenig benutzbar sind. Doch gehen Böte auf dem Motwal bis Sittivacca, etwa 35 engl. Meilen hinauf. Einige andere Flüsse und Seen bieten indeß schon izt einen Anfang zu künftigem bessern Handelsverkehr dar. Das eigentliche Binnenland, das große, dem Kaiser von Candy gehörende Gebiet, ist noch so sehr ohne Kultur, und so von Gebirgen und mit wilden Elephanten, Schweinen, Büffeln, Leoparden und andern furchtbaren Thieren angefüllt, daß die Verbindungen äußerst beschwerlich, ja oftmals unmöglich werden.

Dieses Mittelland, jetzt das einzige Eigenthum der Eingebornen, muß überhauptgenommen sehr hoch seyn. Es hat daher auch seinen Namen, denn Candi, genauer Candi — Ouda, heißt im Cingalesischen das hohe Gebirge. Man rückt daher bei der Reise zur Hauptstadt Candy stets

hergan, und findet sie beinahe gänzlich von steilen Felsen und undurchdringlichen Waldungen eingeschlossen. Und da die Ceylanischen Beherrscher durch lange, widrige Erfahrung gegen die Europäer mit Recht eingenommen und höchst mistrauisch geworden sind, so suchen sie die zu dieser, wenn gleich in sich selbst elenden Kaiserstadt führenden Wege und Zugänge auf alle nur mögliche Weise zu erschweren. Daher sieht man höchstens einzelne schmale Wege durch dichte Waldungen zwischen Felsen sich durchwinden, und die Zugänge mit eigenen Thoren von starkem stachlichten Gesträuch verrammelt, welche man nach Willkühr in die Höhe ziehen, oder zum Verschliessen herablassen kann.

Diese Gebirge, nämlich die von dem grossen Kettengebirge gegen Westen hinlaufenden Zweige, sind es denn höchstwahrscheinlich, welche bei dem zwischen dem Kaiser von Candy und den Engländern geschlossenen Vergleich die Gränzen bestimmen, wie weit letztere nach Osten vorgehen dürfen, um Zimmt zu schälen. Sie heißen die Balanie Berge, und es ist nicht leicht ihre Lage auf den Karten genau zu bestimmen, da selbst die Arrowsmithsche Karte von dieser wichtigen Gränzlinie gar nichts angiebt. Nur dadurch lassen sie sich einigermaaßen angeben, wenn man weiß daß die Balane Berge, oder wie der englische Vertrag zwischen dem Gouverneur North und der kaiserlichen Regierung von Candy sie nennt: Balanie Hügel, zu den 4 Corles

(Abtheilungen) gehören welche fast gerade Colombo im Osten gelegen sind.

Uebrigens finden sich unter den Provinzen des innern (Candischen) Reichs einige Wiesen in offenen Gegenden ohne alle Waldungen. Diese sind aber nach Süd-Osten gelegen und hierunter rechnet man vorzüglich Dúwah oder Dewah, wie auch die kleinere, nordöstliche Provinz Dudipulat.

In Ansehung des Klimas von Ceylan fügen wir nur noch zu dem was bereits zuvor von den dort herrschenden Winden und Monsoons gesagt ist, folgendes hinzu. Die hohen dichten Waldungen, der durch die Gebirge mehr oder minder verschlossene Boden, dies zusammengenommen erzeugt begreiflich unter dem heissen Himmel ein Stocken der Ausdünstungen der Erde und der Gewässer, und bringt mithin eine der Gesundheit schädliche Atmosphäre hervor. Daher dann das häufige sogenannte Gebirgsfieber, faulende Krankheiten und Ruhren, wovon hauptsächlich die Ausländer das Opfer werden.

Aber auch einige Theile der Küsten sind nicht viel weniger ungesund. So z. B. die Gegenden um die und auf der Insel Calpentyn, woselbst der große Sumpf oder Lagun zwischen dem Hauptlande und der Insel sich befindet, hier nimmt das sogenannte Sumpffieber viele Menschen, besonders Europäer hinweg. Dieß erfuhr die englische Garnison des hiesigen Forts Putlam. Hiezu tragen dann die dauernden Regen, - be-

sonders in den ersten Monaten des Jahrs das ihrige gleichfalls bei. Das Land selbst wird sodann so sehr unter Wasser gesetzt, daß man nur in Böten von einem Küstenorte zu dem andern kommen kann; so mußte z. B. Lord Valentia deßhalb von Putlam nach Arippo in einem Fahrzeuge gehen. Eben daher und wegen vormaliger Erdbeben vermuthet L. Valentia daß dieses Land vormals mit Ceylan zusammen gehangen habe. Zugleich bemerkt er indeß, das Meer mache jetzt keine weitere Eingriffe in das Hauptland, ja dieser Reisende giebt selbst ein Zeugniß für das Zurücktreten des Meers unweit des Forts von Negumbo, jedoch nur hier an der Westseite, da man hingegen glaubt, es rücke an der Ostseite dafür weiter vor.

Wenn gleich die natürlichen Erzeugnisse dieser Insel zum Theil bereits mit unter den zuvor erwähnten des festen Landes begriffen wurden, so verdienen dennoch einige noch einer besondern Erwähnung.

Nur wegen ihres Nutzens darf ich im Vorbeigehen hier der Salzpfannen erwähnen, welche hauptsächlich gleichfalls unweit der eben erwähnten Insel Calpentyn am gegenübergelegenen Ufer des Hauptlandes aus dem Meere Salz erzielen.

Dagegen macht sich hier ein Mineral besonders bemerklich, wovon man wenigstens in unsern Zeiten auf dem festen Lande von Hindostan keine

Minen bearbeitet. Dieß ist das Queckſilber. Die Holländer ließen auf Ceylan ſeit langer Zeit auf Queckſilber graben, und noch 1797 fand der engl. Obriſt Robertſon eine Queckſilbergrube zu Cotta, 6 engl. Meilen von Colombo, woraus er 6 Pfund reines Queckſilber erhielt.

Daß die Inſel Eiſen, Blei und Schwefel hervorbringt, bezeugt bereits Knox.

Der engliſche Arzt Chriſtie hatte Gelegenheit auf ſeiner Reiſe von Trinconomale nach Candy einige heiße Bäder zu unterſuchen, welche ſich bei Cannia 6 Meilen von Trinconomale befinden. Sie waren etwas eiſenhaltig, zeigten keinen Schwefel, hielten 98 bis 106½ Grad Hitze Fahrnh. Maas und werden ſowohl innerlich als äußerlich zum Gebrauch empfohlen.

Ceylan war aber von jeher berühmt wegen der Vielartigkeit ſeiner edlen Steine. Percival führt davon 20 Arten auf und hierunter ſelbſt den Diamant. Allein dieſer ſteht dem des feſten gegenübergelegenen Landes ſehr nach. Er iſt ſtets milchfarb und faſt nie völlig rein. Daher ſucht man ihn durchs Brennen zu verbeſſern, wonach er dann erſt zu Ringen und Knöpfen verarbeitet wird; letztere machen einen weſentlichen Theil des Putzes an dem Oberkleide, Habey, des Frauenzimmers aus.

Auch der Rubin und der Topas iſt auf Ceylan nicht ſo ſchön als auf dem feſten Lande. Dafür zeichnen ſich hier die Saphire, die Aquamarine, die Amethyſte, wie auch die Opale mehrerer Art, Carneole und Turmaline beſonders aus. Das

Katzenauge, steht hoch im Preise; ein Stein von der Größe einer Nuß kostet dort über 60 Thaler. Turmaline rechnet hier Percival von vielen Farben, rothe, blaue, gelbe, grüne, letztere nennt er Chrysopras; eigentlich sind alle nur gefärbte Schörle mit mehr oder minder Electricität. Im Anfange des letzten Jahrhunderts waren uns nur allein Turmaline aus Ceylan bekannt, und zwar als große Seltenheiten.

Man findet zwar die edlen Steine auf Ceylan sowohl in dem Gebiete der Engländer, also gegen die Küsten hin, als auch in dem Kaiserthum Candy und zwar gewöhnlich zwischen den Hügeln und Felsen und an den Ufern der Flüsse, allein die des Binnenlandes oder von Candy haben stets den Vorzug. Besonders ist der Fluß, der durch Sittivaca läuft und die Besitzungen des Kaisers von denen der Engländer scheidet, deßhalb berühmt; der Karte nach wäre dieß der zuvor erwähnte Mutual. An der kaiserlichen Seite desselben zeigt sich das Thal Ruanelli (die Visserische Karte nennt es Ruanelle) d. ist, der Platz der kostbaren Steine; daselbst werden sie durch Suchen und Nachgraben in Menge gefunden. Percival bemerkt, daß vormals das Sammlen der edlen Steine von der Regierung verpachtet war, daß aber dieß System von den Holländern eben wegen des Vorzugs der Steine des Binnenlandes aufgegeben worden sey, und man dagegen den Kaiser von Candy genöthiget habe einen Theil des Tributs in solchen Steinen zu zahlen. Der

Kaiser wußte sich indeß hievon loszumachen, und hat seitdem, um die Habsucht der Europäer nicht weiter lüstern zu machen, das Steinsammlen in seinem Reiche gänzlich verboten. Candier welche einen Stein an die Europäer verkaufen, sind des Todes schuldig; ja es ist für sie gefährlich einen Stein von einigem Werth zu besitzen, daher sie dergleichen aus Furcht zu zeiten heimlich an die Europäer verschenken oder wegwerfen.

Ein solcher Befehl hatte aber bereits zu des gefangenen Engländers Knoxens Zeit (1679) statt; der Kaiser ließ deßhalb an den Orten wo man sie am häufigsten fand, spitze Pfähle einschlagen, um die Unterthanen vom Steinsammlen zurückzuhalten.

Indeß wagen es dennoch Einige auf ihr Leben die aufgefundenen Steine an die mohrischen Händler zu verkaufen, welche damit zu den Engländern gehen, und mit eben so vieler Kentniß als Gewinn und Betrügerei, oft die schlechtesten, von ihnen geschickt geschliffenen und gefaßten Steine anzubringen suchen.

Jene holländische Karte, worauf sich überhaupt mehrere merkwürdige Nachrichten finden, giebt in Süden zwei mineralreiche Gebirge an. Das eine ist der Kristallberg unweit der Stadt Yale; das zweite der Eisenberg, etwa 5 deutsche Meilen südlich von der Bay Tagale. In dem Bericht von der Gesandschaft nach Candy, wird eines glänzenden, schwarzen Minerals erwähnt,

das einer versteinerten Schale gleiche; die Ceylaner schmücken damit ihre Sonnenschirme.

Oftmals erhält man zufällig einen aus Noth verhandelten schönen Stein sehr wohlfeil.

Da von Ceylans reicher Flora größtentheils das wichtigste bei der des festen Landes bereits angezeigt ist, so werden folgende wenige Zusätze hier genügen.

Unter den vielen, treflichen Früchten Ostindiens kommt auch hier die Brodtfrucht (Artocarpus) vor; unter den Palmen aber wird die zuvor bemerkte Schirmpalme, (Corypha umbraculifera *) der Talibot-Baum genannt, auf dieser Insel vorzüglich geschätzt und findet sich daher häufig. Diese schöne hohe Palme trägt eine gelbe Blume welche beim Aufbrechen einen lauten Schall von sich giebt. Sie verbreitet aber sodann auch einen widrigen, und ungesunden Geruch; man hält deßhalb die Wohnungen von dem Baume etwas entfernt. Die kugelrunde Frucht von der Größe einer Kanonenkugel, hält zwei Nüsse von gleicher Gestalt. Das Holz ist schön gelb geädert, und dabei hart um verzimmert werden zu können. Den größten Werth haben aber hier die Blätter. Sie gewähren bei ihrer Größe und Gestalt am Baume herabhangend, einen schönen Anblick. Sie sind völlig zirkelrund, halten 3 bis 4 Fuß im Durchmesser, haben schöne gestreifte Einfassungen, und lassen

*) M. s. S. 147.

sich wie ein Fächer zusammenlegen. Daher werden sie ganz vorzüglich zu Sonnenschirmen verarbeitet und da sie verhältnismäßig gegen ihre Größe dick und stark sind, so widerstehen sie sowohl dem Regen als dem Winde. Es ist daher nicht ungewöhnlich daß die Einwohner eins dieser Blätter bei starken Regen auf einen Stock aufrecht stellen, und oftmals 10 Menschen darunter einen sicherern Schutz wählen als in ihren leichter zu durchnässenden Hütten.

Der wichtigste Baum Ceylans, bleibt indeß bei weitem der Kaneel oder Zimmtbaum (Laurus cinnamomum L.). Hier gedeihet nämlich der Zimmt zu einer größern Vollkommenheit, Stärke und Feinheit als sonst nirgendwo, weder im Orient noch im Occident, obgleich er auf der Küste von Malabar und mehreren Theilen Ostindiens ebenfalls wild wächst, und vormals noch an einzelnen Orten der Küste des Continents wuchs, wo man ihn jetzt deßwegen nicht mehr findet, weil die Holländer ihn aus Handelseifersucht ausgerottet haben, wie z. B. auf Cochin.

Aber auch selbst in diesem seinem Hauptsitze, in Ceylan, scheint das Lokal oder der Boden ihn auf gewisse Gränzen zu beschränken, nämlich in so fern als die Rede von seiner vorzüglichen Güte seyn soll.

Auf der alten Visscherschen oder Schenkschen Karte ist eine eigene Abtheilung der Erstreckung des Zimmtbodens, wahrscheinlich wohl nur des guten, angegeben, mit der Inschrift Eynde

vant Caneelland de bee Ooſten dezer Linie nieten groeyt. Dieſe Gränze hebt an in Süden mit Dondra (Head) läuft von da gebogen gegen eilf deutſche Meilen landeinwärts, tritt aber bald darauf um vier Meilen zurück gegen die Weſtküſte hin und geht faſt mit gleichem Abſtand von derſelben fort bis gegen Chilow (Tſchilow) faſt unter 7° 40′ n. Breite. Hier wird abermals bemerkt, daß nördlich dieſer Linie kein Kaneel wachſe.

Hieraus ergäbe ſich, daß wenigſtens ein ſehr beträchtlicher Theil der koſtbarſten Stapelwaare der Inſel ſich jetzt in den Händen der Europäer befinde. Indeß iſt wenigſtens von Colombo aus gerechnet ein wichtiger Theil des beſten Zimmtlandes noch unter Candyſcher Hoheit, weil der zuvor gezeigte Contract mit dem Beherrſcher von Candy Erlaubnis anſucht, Zimmt bis an das Gebirge Balany zu ſchälen. Auch mag ſich in ſpätern Zeiten manches hievon geändert haben. Denn Percival bemerkt, daß der Kaiſer von Candy, da er von den Holländern wegen des Zimmts ſo vielen Unannehmlichkeiten ausgeſetzt war, die Kultur des Baums im Innern geſucht habe zu vermindern; indeß ſcheint mir jene Linie wenigſtens kein unbedeutender Beitrag für die Geographie der Pflanzen, da wahrſcheinlich, außer der Verſchiedenheit des Erdreichs, auch die Höhe des Bodens hiebei Einfluß hat. Uebrigens iſt ein lockerer weißer Sand das beſte Erdreich für deſſen Bau.

Vormals überließ man den Zimmtbaum lediglich der Natur, und es ist bemerkenswerth daß die Fortpflanzung großentheils durch einige Vögelarten, besonders Krähen geschahe, welche die rothe Frucht des Baums lieben, den darin liegenden Kern aber unverdauet wieder von sich geben, der sodann in einem ihm bekommenden Boden keimt und sich weiter zum Baum entwickelt.

Eine zweite Art der Fortpflanzung entsteht aber dadurch, daß man die verjährten Stämme niederbrennt, die sodann zur Seite neue Reiser hervorschießen lassen, welche nachmals zu ansehnlichen Bäumen emporwachsen. Viele dieser jungen Reiser wurden zu Spazierstöcken vormals verschnitten. Sie sind anfangs grün, werden bald bräunlich wie die Haselstöcke, behalten aber stets den schönen Zimmtgeruch. Diese Verwendung der besten Sprößlinge ist jetzt, als sehr nachtheilig, untersagt.

Auf diese zwiefache Art entstanden denn bald hier bald dort stärkere oder minder starke Zimmtwaldungen.

Nur erst nach der Mitte des verflossenen Jahrhunderts (1765) machte der holländische dortige Gouverneur Falk einen Versuch, bei Paß unweit Colombo den Zimmtbaum in seinen Gärten regelmäßig anzuziehen, und er war so glücklich, von einigen tausend gepflanzten Bäumen Zimmt von der vorzüglichsten Güte zu gewinnen.

Die Engländer fanden indeß, daß die nachmaligen Gouverneure diese Zimmtwälder sehr vernachläßigt hatten. Der englische Gouverneur

North hat diese Pflanzungen jetzt sehr vervollkommnet.

Percival macht davon folgendes angenehme Bild, ohne einmal auf die Nähe des Meers Rücksicht zu nehmen.

„Sie erstrecken sich bis über eine halbe Meile vom Fort, und füllen den ganzen Gesichtskreis. Der große Garten in der Nähe der Stadt, nimmt eine Strecke Landes von 15 bis 20 (engl.) Meilen von Nordosten nach Südwesten ein. Die Natur hat hier die Schönheit und den Reichthum von Ceylan zusammengedrängt. Man kann sich nichts herrlichers vorstellen als die Aussicht um Colombo. Ueber die niedrigen Zimmtbäume hin, die die Ebenen bedecken, genießt man der Aussicht auf die immergrünenden Waldungen, aus denen hohe Baumgruppen hervorragen, die allenthalben von weit ausgedehnten Reihen Kokospalmen und anderer großen Bäume begränzt werden. Das Ganze bekommt noch durch kleine Seen und grüne Marschgegenden die ringsumher mit Reißfeldern und Viehweiden eingefaßt sind, eine große Abwechselung. Hier scheinen die ineinandergeflochtenen Zimmtbäume die Oberfläche in der Blüthezeit mit einer weissen Wolle zu bedecken; dort zeigen die Oeffnungen die durchscheinenden Fußgänge und Straßen mehrerer Windungen durch das Unterholz; die breiteste davon läuft über 7 Meilen in Umwegen fort. Dieser reizende Weg dient den Officieren der Besatzung gewöhnlich zu ihrem Morgenritt.“

Der Zimmtbaum selbst gelangt zu keiner bedeutenden Höhe; er wird von 4 bis höchstens 10 Fuß hoch, und gehört, da sein Durchmesser nur dünne ist, mehr zu dem Unterholz, daß bei seinen vielen Seitenästen dicht in einander tritt; dennoch giebt es Stämme woraus man Planken schneidet und Gefäße verfertigt. Indeß ist das Holz selbst nur schwammig und weiß, wie das von der Weide.

Das Blatt gleicht dem Lorbeerblatte, doch ist es nur dreirippigt, und nicht so dunkel; beim ersten Hervorbrechen aber scharlachroth. Es hat, gekauet, einen scharfen Geschmack nach Gewürznelken. Die weiße Blüthe ist bis auf die Farbe der des Lorbeers gleich. Sie hat aber so wenig Geruch, das es durchaus unrichtig ist zu behaupten man röche sie bereits viele Meilen weit in der See, doch riechen die abgebrochenen Blätter und Aeste.

Die Frucht ist unsrer Eichel ähnlich, nur kleiner. Man sammlet sie reif, im Herbst, um Oel daraus zu gewinnen. Hiezu werden die Früchte gequetscht, hierauf gekocht und sodann das oben auf schwimmende Oel abgeschöpft. Es dient sowohl zum Brennen als auch zur Salbung der Haare und des Körpers bei feierlichen Gelegenheiten. Mit Kokosöl vermischt giebt es ein außerordentliches Licht; so benutzen es die Könige von Candy, besonders beim Empfang der Gesandten. Die Unterthanen müssen es als jährliche Abgabe liefern.

Ceylan

Ceylan erzeugt aber mehrere Arten, vielleicht nur Spielarten des Zimmtbaums, der hier Curundu genannt wird. Zum Abschälen werden indeß nur 4 Arten benutzt. Die beste Art, die den Namen des Honigzimmts (Rosse Curundu) führt, unterscheidet sich durch seine große, dicke Blätter. Die zweite, Nai Curundu oder Schlangenzimmt genannt, hat ebenfalls noch große Blätter und steht dem ersten nicht viel an Güte nach. Der Capuru Curundu, oder Campher Zimmt, ist von geringerer Güte, allein seine Wurzel liefert, durch Distillation, Campher; auch tröpfelt selbst aus den darin gemachten Einschnitten ein gummiartiges Wesen welches Campher enthält.

Die vierte, schlechteste Art, Cabatte Curundu, hat kleinere Blätter als die vorhergehenden, und die Rinde einen bittern, zusammenziehenden Geschmack. Noch führt Percival drei Nebenarten an die sich mit dem ächten Curundu verwechseln ließen, allein sowohl ihr Geschmack als selbst ihr Aeußeres macht es leicht den Unterschied zu entdecken.

Der Zimmt wird jährlich zweimal gesammlet oder vielmehr geschält; vom April bis zum August und vom November bis zum Januar. Jenes heißt die größere, letztere aber die kleinere Erndte. Uebrigens schält man daneben auch fast in jedem Monate.

Es giebt eine eigene Zunft, Schialias genannt (Cholias oder Cholies) eine niedrige Casse der

Eingebornen deren einziges Geschäft im Schälen des Zimmts besteht. Leute aus einer höhern Caste führen über sie die Aufsicht, diese Beamte heißen Zimmt Mudeliers, das Ganze steht aber unter einem eignen Oberhaupte, dem Zimmtcapitain, von den Portugiesen Canellecapitain genannt. Indeß sind diese Cholias, seit einer Art von Aufsätzigkeit, von den Engländern in nöthigen Fällen, jetzt den übrigen Rechtsbehörden unterworfen.

Diese Cholias nun wählen, bei ihrer durch dauernde Erfahrung erprobten Kenntniß, die zum Abschälen vorzüglichsten Bäume. Mit einem großen Messer, auf einer Seite hohl auf der andern econvex, schneiden sie die dreijährigen Zweige ab. Mit der Spitze und der hohlen Seite schlitzen sie die Rinde auf, und schieben sie mit der convexen Messerseite nach und nach von dem Zweige völlig herab.

Von den dadurch entstandenen Röhren von Rinde werden die kleinern in die größern gesteckt und so zum Trocknen hingebreitet. Durch die Sonnenhitze ziehen sie sich beim Trocknen dann schnell in die dünne Form zusammen in der wir sie erhalten.

Man bindet sie hierauf mit gespaltenen Bambusröhren in Bündel jeden zu 30 Pfund am Gewicht, worauf sie sodann von den Cholias in die Go = downs oder Zimmtgewölbe gebracht werden. Hier werden sie gezeichnet nach den Districten aus welchen sie eingeliefert sind.

Hierauf hebt die Untersuchung der Güte des niedergelegten Zimmts an. Dieß ist das Ge-

schäfte der Wundärzte der Compagnie; eine höchst widrige Arbeit, weil das stete Kosten der Rinde endlich die Zunge und den ganzen innern Mund völlig wund beizt, und unerträglichen Schmerz verursacht. Sie suchen ihn einigermaaßen dadurch zu lindern, daß sie von Zeit zu Zeit Butterbrod genießen.

Der beste Zimmt darf nicht viel dicker seyn als starkes Schreibpapier; er ist etwas biegsam; von hellgelber Farbe, und süßem Geschmack, aromatisch, jedoch ohne beißend zu seyn und ohne Nachgeschmack.

Die schlechtere Sorte ist dicker, und bräunlicher, scharf, und beizend, hinterläßt, gekauet, einen bittern Nachgeschmack.

Ist die Probe beendigt, dann bindet man die Rinde in Bündel von etwa 4 Fuß lang, jedes zu 85 Pfund an Gewicht; es wird aber nur zu 80 gerechnet, da das Eintrocknen auf der Reise gegen 5 Pfund verzehrt. Man umwindet die Bündel mit grober Packleinwand aus Coir (Cocosfasern) gemacht, und schafft sie auf die Schiffe welche ausdrücklich deßhalb auf Ceylan anlegen. Zwischen diese Ballen schüttet man Pfeffer zum Ausfüllen der Zwischenräume, da dieß hitzige Gewürz die noch übrige Feuchtigkeit des Zimmts an sich zieht, und ihn zugleich gesund erhält, so daß hiedurch beide Gewürzarten gewinnen. Es ist außerordentlich glücklich daß die Jahrszeit gerade dann den Schiffen erlaubt hier anzulegen, wodurch sehr viel gewonnen wird.

Der Abfall von jenen Zimmtbündeln hat aber selbst keinen unbedeutenden Nutzen und Werth wovon Thunberg bereits vor Percival das wesentlichste bekant gemacht hat.

Er wird nämlich, nachdem man ihn zusammen gelesen, zu 100 Pfunden in große Bütten gethan, und völlig mit Wasser bedeckt. Diese Masse läßt man etwa 7 Tage hindurch weichen, gießt sie alsdann langsam ab um sie in einen Distillierkolben zu schütten der mit kleinem Feuer angeheizt und langsam abdistillirt wird. Das Wasser was hiebei übergeht, das Zimmtwasser (Aqua Cinnamomi) wird in gläsernen Gefässen von besonderer Form aufgefangen. Es ist einer Milch ähnlich und oben auf sammlet sich schwimmend das Oel. Zur Zeit der Holländer waren hiezu zwei eigene Commissarien angesetzt, damit der Apotheker von dieser kostbaren Waare nichts unterschlüge. Das Oel ward sodann unter ihren Augen sorgfältig abgeschöpft, in große Bouteillen gethan, mit dem Siegel der Regierung versiegelt, dem Gouverneur gebracht, und unter seiner Aufsicht in eine Kiste gethan und von ihm versiegelt. Der Preis dieses Oels war deßhalb sehr hoch weil man aus keinem Gewürz so wenig Oel gewinnt, doch hat man nie recht erfahren wie viel man aus 100 Pfund Zimmt erhielt. Thunberg giebt an, daß die Unze Oel auf der Stelle zu 9 holländ. Thaler verkauft werde. Eine Nößel Flasche dieses Oels galt, nach Percival, 60 Thaler.

Das Oel aus dem feinsten Zimmt hat eine schöne Goldfarbe; das aus dem gröbern ist hin-

gegen brauchlich. Dieß Zimmtöl soll ein treffliches Mittel gegen Magenkrämpfe seyn.

Indeß hat dieses Produkt seit der Besitznahme Ceylans durch die Engländer gänzlich aufgehört. Man fand daß die äußerst geringe Quantität des so gewonnenen Oels nicht so viel eintrage als der feine Zimmt in natura nach Europa gebracht.

Die gesammte Masse und daher der Gesammtwerth des ausgeführten Zimmts hat uns Percival eben so wenig anzuzeigen beliebt als den Preis. Wir müssen uns daher mit einigen ältern Angaben behelfen.

Raynal giebt an, daß den Holländern, die nicht nur von ihren eigenen Etablissements Zimmt erhielten, sondern ebenfalls von dem Kaiser von Candy, das Pfund Zimmt im Durchschnitt 13 Sous 2 pf. gekostet habe, also etwa 4 gr.

Ueber den Verkauf des Zimmts in ältern Zeiten giebt Raynals Tafel einige Auskunft. In einem Mitteljahre (von 1720 — 1729) verkaufte die holländische Ostind. Compagnie für 2,300000 Gulden, das Pfund zu 5¾ Gulden, dieß setzt also 400000 Pfund zum Grunde.

Huyzers neuere Nachrichten berichtigen dieß folgendermaaßen. Vor dem Kriege von 1760 bis 1766 mit dem König von Candy, wurden jährlich 8 bis 10000 Ballen eingesammlet. Jeder Ballen hält aber 88 Pfund. Sonach wären hier für 10000 Ballen 880000 Pf. mithin noch einmal soviel als in den ältern Jahren nach Europa gebracht ward.

Vielleicht sind auch die 88 Pf. nur, wie jene 85, wegen des Eintrocknens zu 80 zu rechnen, dieß gäbe dann, für Europa zur Hälfte gerechnet, gerade 400000 Pfund, wie beim Raynal.

Es ist mehr als wahrscheinlich daß die andere Hälfte dem übrigen Asien und andern Welttheilen zugeführt werde. Auch behauptet Thunberg, der beste Zimmt werde nach Batavia versendet.

Bei dieser Gelegenheit wird es nicht unangenehm seyn auch den Werth der Produkte Ceylans hier einigermaaßen zusammen zu finden. Im Jahre 1778 verkaufte die holländische Compagnie in Europa folgende Hauptprodukte dieser Insel: 4000 Pf. Cardamomen, das Pf. zu 33 Stüber; 5000 Pf. Caffee zu 10 Stüber das Pfund (von dem Caffee von Ceylan rühmt Percival daß er dem von Mocha sehr nahe komme); 300000 Pf. Cauris oder Kinkhoorns (?) zu 7½ St. das Pf. ferner 20000 Pfund Baumwollengarn außer den Zeugen, und 600000 Pfund Zimmt, das Pfund zu 6 Gulden. So ist denn sicher Ceylan schon allein durch den Zimmt eine höchst wichtige Acquisition Englands.

Von einigen andern Produkten des hiesigen Pflanzenreichs, scheint das Calamanderholz noch bemerkenswerth. Die Farbe ist beinahe schwarz mit bräunlichen und weißen Streifen; polirt hat es ein sehr schönes Ansehn. Es wird daher von den Eingebornen viel zu Schreibepulten und anderm Geräthe verarbeitet, und steht hoch im Preise. Es ist zwar zu bedauern daß nur der Trivialname angegeben ist, allein Thunberg schloß aus einigen ihm zugebrachten

Zweigen, daß der Calamander der Baum des Ebenholzes (Diospyros Ebenum L.) sey. Neuern Nachrichten zufolge kommt indeß das wahre Ebenholz nicht von diesem sondern ist das wahre Ebenum verum des Loureiro und wächst in Hinter-Indien.

Auch die zum roth Färben schätzbare Morinda arborea erzeugt Ceylan. In Bengalen bauet man sie regelmäßig an, und verführt davon die Wurzeln nach den Sund- und Molukkischen Inseln, da die Indier sie stark zum Färben ihrer Zeuge gebrauchen.

Wegen der Sonderbarkeit dürfen mir die berühmte Nepenthes distillatoria (Gynandria Triandr. L.) nicht mit Stillschweigen übergehen. Die Ceylaner nennen sie Bandura und einige deutsche Botaniker legen ihr den Namen des Gartengottes bei, mit dem sie große Aehnlichkeit hat. Aus den schmalen Blättern läuft nämlich ein langer Stengel hervor, der sich in einer cylinderförmigen Röhre endigt, die mit einer Klappe verschlossen ist. So lange diese Röhre in voller Kraft ist gleicht sie einer aufgetriebenen Blase und enthält gegen ein Weinglas voll, helles reines Wasser, das sehr erquickt und den Durst stillet. Bricht man den Stengel, so zerplatzt der Kopf und die Haut schrumpft zusammen. Auf Ceylan wächst sie an den Bächen, auf den Molukken aber auf den Gebirgen. Linne gab ihr wohl den Namen wegen ihres sonderbar fröhlichen Ansehens.

Endlich mögen diese Liste zwei Pflanzen beschließen welche gleichsam statt lebendiger Uhren, oder wenigstens Abtheiler des Tages dienen.

Percival nennt das erste Gewächs Majupumeram, ohne irgend etwas von ihrem Geschlecht anzugeben. Es ist ein Baum dem Oelbaum ähnlich. In der Nacht hat er ein frisches blühendes Ansehn; kaum steigt aber die Sonne am Horizonte herauf, so sinken seine Aeste zusammen, und erheben sich nicht wieder vor Untergang der Sonne. Deßhalb ist er bei den indischen Dichtern die verwandelte Daphne welche die Umarmungen des Apollo (der Sonne) floh.

Die zweite Pflanze, die Sindricumal, ersetzt den Eingebornen einigermaaßen die Uhren; sie bleibt nämlich von 4 Uhr Abends bis 4 Uhr Morgens stets geöffnet, die übrigen Stunden hingegen dauernd fort geschlossen. Bei trübem Wetter dient diese Blume, in die Gärten versetzt, den Candyern wirklich zur Kunde der Annäherung des Morgens.

Von der animalischen Welt Ceylans ist zwar, soweit sie uns bekannt ist, das wichtigste bereits mit unter den Thieren des festen Landes begriffen gewesen, indeß sind dennoch einige gar nicht unwichtige von Ceylans Thieren zurückgeblieben.

Hieher gehören vornehmlich folgende.

Die Bandicotte, oder Rohrratte, wie sie Percival nennt, sie hat die Größe einer mittelmäßigen Katze; einen sehr dicken Körper und einen Kopf dem Schweine ähnlich. Auch grunzt das Thier wie ein Schwein. Kommt man ihr zu nahe oder greift man sie an, dann fällt sie wütend über ihren Gegner los. Sollte dieß zu den Ratten (Glires) gehören? Vielleicht ein eigenes

Geschlecht das sich dem amerikanischen Wasserschwein (Hydrochoerus Cabiai) nähert, da es auch im Sumpfe lebt. Da gleich nachher der Piloris oder die Bisam-Ratte erwähnt wird die auch bereits Pallas als Ceylan einheimisch im Meyerschen Cabinette beschrieb, so ist die Bandicotte nicht mit dieser zu verwechseln.

Die auf Ceylan sogenannte Blinde Ratte, welche, wie unser Maulwurf, Erdhügel aufwirft, könnte vielleicht mit dem Zand Moll (Mus capensis Pallas) vom Vorgeb. der guten Hoffnung einerlei seyn.

Merkwürdiger wär's dagegen wenn Ceylan wirkliche Waschbären (Ursus lotor; L. Raton) erzeugte, die man bis jetzt gänzlich auf die neue Welt eingeschränkt glaubte. Daß dort ein Ameisenfresser unter dem Namen Talgoi lebe, wäre nicht sonderbarer als daß man eine Art dieses Geschlechts auch am Cap findet; indeß könnte es seyn daß unter dieser Benennung ein Manis, der Pangolin oder Phatagin, verstanden würde, da sich diese bekanntlich in Ostindien finden.

Von Vögeln kommen hier noch einige bemerkenswerthe Arten vor. Der erste ist der Carlo, nach Knorens Beschreibung ein Vogel von der Größe eines Schwans, schwarz von Farbe mit einem ungeheuern Kopfe. Der Schnabel ist rund, und eine weiße Einfassung zu beiden Seiten giebt dem Vogel gleichsam zwei Ohren; dabei trägt er einen Kamm gleich dem vom Hahn. Die Füße sind kurz und er hat das sonderbare, sich niemals auf die Erde niederzulassen, er sitzt stets auf den höchsten

Bäumen. Das Geschrei dieser Vögel unterscheidet ihn von den übrigen, und gleichet dem der Enten. Man findet stets drei bis vier in Gesellschaft, wie sie von einem Zweige zum andern springen. Knoxens Nachrichten sind sehr glaubwürdig, und sein so langer Aufenthalt auf der Insel, er ward daselbst 19½ Jahr auf Ceylan gefangen gehalten, setzte ihn in Stand uns über diese Insel bedeutende Aufschlüsse zu geben. Die Unbestimmtheit mehrerer seiner Angaben nöthigen uns indeß, mehrere der übrigen Notizen über die dortigen Vögel zu übergehen.

Von Percivals ornithologischen Nachrichten über Ceylan, verdient aber besonders die von dem sogenannten Honigweiser, hier nicht vorbei gelassen zu werden. Es ist nur im Allgemeinen angezeigt, daß er unter die kleineren Vögel gehöre, und den besondern Instinkt äußere, den in den Bäumen verborgenen Honig dadurch nachzuweisen, daß er unaufhörlich und mit lautem Geschrei um die Stelle umherflattert, bis er dadurch einen Menschen aufmerksam gemacht und herbeigezogen hat. Dieser nimmt sodann den Honig aus, läßt jedoch dem Vogel etwas weniges davon zurück. Es ist hiernach nicht unwahrscheinlich daß dieß der Honigsucher (Cuculus indicator Sparrm.) vom Vorgeb. der guten Hoffnung sey, ob es gleich zwei Arten Thiere geben kann welche mit ähnlichem Instinkt begabt sind. Im ersten Falle wäre es aber für die Geographie der Thiere merkwürdig genug, wenn nun auf die Weise drei nicht gewöhnliche Thierarten sich auf dem Cap und auf Ceylan

gemeinschaftlich fänden. - Wir fanden hier nämlich zuvör den Sandmoll (Mus cap. Pall.) den Ameisenfresser und nun den Honigweiser, drei übrigens seltne Thierarten auf den nach Süden gekehrten Erdspitzen von Afrika und Asien, oder wenigstens in der Nähe derselben, wie hier bei Ceylan.

Knox und Percival führen beide ein Paar jedoch sehr unter sich verschiedene Vögelarten an, welche die Natur hier mit zwei sehr langen Schwanzfedern geziert hat. Percival beschreibt den seinen als eine sehr schöne Mandelkrähe (Roller) vielleicht ein Bienenfresser (Merops) oder gar ein Paradiesvogel?

Bevor wir diese Hauptinsel Ostindiens verlassen scheint folgender Rückblick auf ihren vormaligen Zustand auch in geologischer Hinsicht hier einen schicklichen Platz zu finden.

Schon zuvor waren die Spuren mächtiger Catastrophen angegeben, welche dieser äußerste Theil des südlichen Asiens erlitten hatte. Indeß finden sie sich dort nirgend sosehr verstärkt als durch dasjenige was uns die Reise der englischen Gesandschaft nach Candy hierüber gelehrt hat.

„Wir reiseten, sagt diese Nachricht, am sechsten April bis Ganna-Tenna oder bis zum Feuer-Platze, diesen Namen hat er von den verschiedenen Vulkanen die ehemals hier tobten".

Dieser Ort findet sich zwar nicht auf der neuern Karte, wohl aber auf jener ältern holländischen unter dem Namen Gannea-tenna, etwa 4 D. Meilen von Candy.

„An vielen Orten im Innern, fährt jenes Tagebuch fort, haben zu verschiedenen Zeiten

vulkanische Ausbrüche statt gefunden; und die Hügel scheinen im hohen Grade Bestandtheile davon zu enthalten, von welcher Art sie auch seyn mögen. — Die Gegend um Ganna-Tenna war ofner, felsigter und unfruchtbarer als irgend eine durch die wir bisher gereiset waren, und je mehr wir uns Candy näherten, desto höher schien sie zu werden. Es wird hiebei noch bemerkt, daß man an mehreren Orten dieser Gegend Spuren von Eisenerz entdeckt habe, und daß etwa zwei D. Meilen weiter das hohe Gebirge Ganaroa lag, auf dessen Spitze man der reinsten Luft und einer großen herrlichen Aussicht über eine Reihe niederer Hügel genießt, an dessen Fuße aber ein reiches schön angebautes Thal gelegen ist, welches zugleich Trümmern eines alten Forts und eines Tempels enthält.

Daß nun Ceylan ebenfalls wie sein Hauptland mehrere Beweise einer ältern Kultur enthalte, dieß zeigt sich durch verschiedene Ruinen von Städten und Gebäuden die uns jener vormals diese Insel am längsten bewohnende Europäer kennen lehrt.

Als Knox das Glück hatte aus seiner langen Gefangenschaft zu entfliehen, fand er auf dem Wege nach Jafnapatnam, also gegen Norden hin, am Ufer eines Flusses den er Maluatoya nennt, merkwürdige Ueberbleibsel ansehnlicher steinerner Gebäude. Sie bestanden, sagt er, in vielen dicken steinernen Pfeilern, worauf vermuthlich vormals große Gebäude geruhet haben; ja ich bemerkte sogar Ueberbleibsel von mehr als einer Brücke, ungeachtet nicht abzusehen ist zu was Ende man sie in einer Wüstenei, die niemals

zur Handlung bequem war, aufgerichtet haben mag. Es läßt sich nicht ohne Grund schließen, daß diese Brückenreste nicht für Brücken über den erwähnten Fluß errichtet worden sind, sondern gänzlich auf jetzt wasserlosem Boden stehen, denn Knox sagt ausdrücklich, jener Fluß sey, so wie er dem Meere näher gekommen, stets seichter geworden. Hienach könnten auch die Flüsse selbst eine veränderte Richtung erhalten haben, so wie man weiß daß dieß sich bei Erderschütterungen, z. B. bei dem großen Erdbeben in Calabrien vom Jahre 1783 zutrug.

Aus dieser gesammten Darstellung Ceylans, sowohl des Landes selbst als auch dessen Produkte, ergiebt sich nicht nur hinreichend, wie diese große Insel ehemals mit dem Continente zusammen ein Ganzes bildete, sondern auch was für ungemessene Schätze daraus zu erhalten stehen. Die Summe und die Treflichkeit seiner Erzeugnisse ist so groß, daß L. Valentia behauptet, die ganze Vegetation sey unendlich üppiger als die von Bengalen; sie biete dem Botaniker das reichste Feld dar das er jemals gesehen habe, außer der am Vorgebirge der Guten Hofnung, und da das Kettengebirge nebst allen Seitensproßen bis jetzt ununtersucht geblieben ist; da ferner eben von diesem Gebirge jene große Summe edler Steine durch die Flüsse und Waldströme herabgerollt werden, da endlich selbst in den nicht weit vom Meere gelegenen Gegenden deutliche Spuren mehrerer Metalladern sich zeigen, so ist wohl die Vermuthung jenes gescheidten Reisenden von

bedeutenden Schätzen innerhalb der Eingeweide dieser Gebirgszüge, nicht grundlos.

Man sehe hiebei zugleich auf die treffliche Lage Ceylans als gleichsam im Mittelpunct von Englands ostindischen Besitzungen, und auf die vorzüglichen Häfen dieser Insel. Endlich erwäge man, wie die verschiedenen europäischen Ansiedler und nachmaligen Machthaber des ganzen Umfangs von Ceylan, stets dessen Werth, für Europa zu erhöhen gewußt haben, wie nämlich Ceylan von den Portugiesen zu den Holländern übergehend und endlich nun in den Händen der Engländer stufenweise besser und besser benutzt ward, wie jetzt der englische Gouverneur jene Pflanzungen des kostbarsten Gewürzes regelmäßiger einrichtet, mehrere große Plantagen anlegt, die Handelswege überall verbessert, den mit England verbundenen Eingebornen ihre Lasten erleichtert, ihr Eigenthum kräftiger in Schutz nimmt, die Mängel ihrer Einrichtungen aufhebt, z. B. selbst das Amt des Oberhaupts der Zimmtschäler, oder eines Kaneelcapitains übernimmt, zugleich aber den Gehalt dieser oftmals wegen Mangel unruhigen Cholias vermehrt, wie er dabei durch die ausgedehnteste Toleranz in Glaubenssachen bei einer genauern Policey die größten Hindernisse welche Ceylans wachsendem Flor im Wege standen hinwegschaft, was darf man sodann nicht dereinst für Europa von dieser so trefflich gelegenen reichen Insel erwarten!

Herabgesetzter Preis von 11 Bänden neuer französischer Romane, unter dem Titel:

NOUVEAUX ROMANS FRANÇAIS.

Volume I — II.

Diese Sammlung vorzüglicher neuer französischer Romane bedarf keiner besondern Empfehlung, da sie bereits hinlänglich bekannt sind, und die Namen der Verfasser für ihren Werth bürgen. — Denjenigen, welche neben einer anziehenden und angenehmen Unterhaltung mit der französischen Sprache selbst vertrauter zu werden wünschen, kann diese Sammlung in beider Hinsicht mit vollem Recht empfohlen werden. Sie enthält: Vol. 1 et 2. Le siège de la Rochelle ou le malheur et la conscience par Mad. de Genlis. Vol. 3 et 4. Eugene de Rothelin par l'Auteur d'Adele de Senange. Vol. 5. 6. et 7. Les martyrs ou le triomphe de la religion chrétienne par F. A. de Chateaubriand. Vol. 8. Alphonse ou le fils naturel par Mad. de Genlis. Vol. 10. et 11. Madame de Maintenon par Madame de Genlis. Von diesen 11 Bänden, deren Ladenpreis bisher 10 Rthlr. gewesen, ist eine kleine Anzahl zu dem sehr wohlfeilen Preis von Fünf Thaler für das Exemplar zu haben und durch jede Buchhandlung zu bekommen.

Neue Ansicht

über den merkwürdigen

Naturbau der Kometen

und besonders desjenigen von 1811.

wie auch über die Beschaffenheit ihrer Bahnen und die einstige Zerstörung unsers Wohnorts von denselben

von

Dr. A. H. C. Gelpke.

Mit 1 Kupfer. 8. Leipzig, bei Gerhard Fleischer d. Jüng. 1812. Preis 12 Gr.

Wer an heitern Herbstabenden den leuchtenden Himmelswandrer angeschaut hat, dem wird diese kleine Schrift sehr willkommen seyn, die ungemein verständlich für jeden Gebildeten, die Entstehung der Kometen, die Natur ihres Baues, ihre Lichthüllen, ihre Schweife, ihre Entfernungen, ihre Umlaufszeiten und Bahnen beschreibt. Es versteht sich, daß auf den zuletzt erschienenen höchst merkwürdigen Kometen besonders Bedacht genommen ist.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

B'D